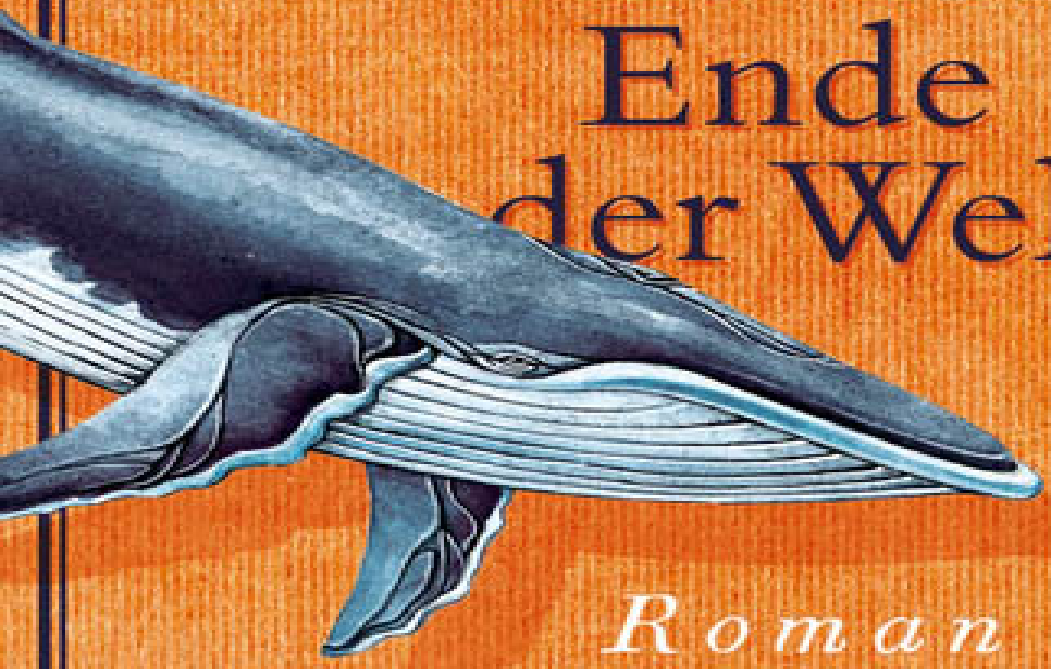
John Ironmonger

Der Wal und das Ende der Welt



Roman

S. FISCHER

John Ironmonger

Der Wal und das Ende der Welt

Roman

Aus dem Englischen von Tobias Schnettler und Maria Poets

E-BOOKS

Für Amalie

Was daher auch immer aus einer Zeit des Krieges folgt, in der jeder eines jeden Feind ist … dann ist kein Platz für Fleiß und Ackerbau … es gibt keine Wissenschaft, keine Zeitrechnung, keine Künste, keine Literatur, keine Gesellschaft. Und was das Schlimmste ist: Es herrscht stetige Furcht und die Gefahr eines gewaltsamen Todes. Das Leben des Menschen ist einsam, armselig, garstig, brutal und kurz.

Thomas Hobbes, Leviathan

Teil Eins

Kann man einen Leviathan an den Haken bekommen?



Prolog

In dem Dorf St. Piran erzählt man sich noch immer von dem Tag, als der nackte Mann am Strand angespült wurde. Es war derselbe Tag, an dem Kenny Kennet den Wal sah. Manche sagen, es sei ein Mittwoch gewesen. Andere scheinen sich ganz sicher zu sein, dass es ein Donnerstag war. Und zwar Anfang Oktober. Vielleicht aber auch Ende September; doch im Durcheinander der Tage und Wochen, die folgten, dachte niemand daran, alles aufzuschreiben. Manche Dorfbewohner behaupten, sie erinnerten sich an jede Einzelheit, und sie alle erzählen von dem nackten Mann, und sie alle erzählen von dem Wal.

Die Geschichten werden auch beim Fest des Wales erzählt, das jedes Jahr am ersten Weihnachtstag in der alten normannischen Kirche gefeiert wird. Sollten Sie es also einmal nach St. Piran schaffen (was gar nicht so einfach ist), werden Sie die Geschichte auf den Straßen und im Pub zu hören bekommen; und sollten Sie einen der Dorfbewohner danach fragen, könnte es sein, dass dieser Sie auf eine Bank setzt, von der aus man auf den wogenden Ozean blickt, und Ihnen dort genau diese Geschichte erzählt. Vielleicht führt er Sie sogar an der uralten Hafenmauer entlang und den steinigen Weg um die Landzunge herum bis zu der Stelle, wo der Kies und der Sand anfangen, und zeigt Ihnen dort den Felsen, auf dem Kenny Kennet stand, als er den Wal entdeckte; und bloß eine kurze

Kletterpassage von dort wird er Ihnen den Streifen Sand zeigen, an dem der Mann namens Joe gefunden wurde.

»Es war eine unkonventionelle Anreise.« So beschrieb Jeremy Melon, der Naturalist, Joe Haaks Ankunft in St. Piran in seiner alljährlichen Rede zum Fest des Wales. »Na klar, Joe lässt sich splitternackt von einem Wal an den Strand tragen! Andere Leute fragen höflich nach dem Weg und fahren bei Tag bis zum Kai. Joe nicht. O nein. Joe will den ganz großen Auftritt. Er schleicht sich mitten in der Nacht in die Stadt, schwimmt weit aufs Meer hinaus und kommt auf einem verdammten Riesenwal zurückgeritten.« Man konnte sich Joe auf dem Ungetüm sitzend vorstellen, wie er es durch die Felsen bis zum Sandstrand steuerte. Jeremy wusste genau wie jeder andere, dass kaum etwas an dieser Geschichte stimmte, doch »manchmal ist die Übertreibung näher an der Wirklichkeit als die Wahrheit«, wie Demelza Trevarrick sagte, die Romanautorin. Und auch Jeremy Melon hatte das Gefühl, dass St. Piran sich auf genau diese Weise an Joe Haak erinnern wollte. Sie wollten sich nicht an den ernsten Joe erinnern, den Nerd, der über Computer gebeugt den Weltuntergang durchgerechnet hatte. Sie wollten nicht den glatten, verwöhnten Großstädter, der Seidenkrawatten trug und schnelle Autos fuhr und in einem Monat mehr verdiente als sie in einem ganzen Jahr. Sie wollten nicht den Joe, den keiner von ihnen gekannt hatte – den unsicheren, besorgten Joe, den von Dämonen verfolgten Joe, den einsamen Joe, der im Dunkeln saß und mit seinen ganz eigenen Ängsten zu kämpfen hatte. Der Mann, an den sie sich beim Fest des Wales erinnern, ist keiner von diesen. Der Mann, den sie feiern, war ein *Held*. Der Mann, der die Welt gerettet

hat. Und wenn Sie im Dorf St. Piran leben, dann *ist* St. Piran die Welt – zumindest für Sie.

1

Der Tag, an dem Kenny Kennet den Wal sah

Es war Charity Cloke, die ihn als Erste sah. Sie war gerade siebzehn, mit einem so frischen Teint, dass ihre Wangen glänzten wie Kleehonig. In St. Piran sagte man, sie sei »spät erblüht«, doch ein Sommer voll sanftem Cornwaller Sonnenschein und warmem Atlantikwind hatte sämtliche pubertären Pickel und den mürrischen Blick verschwinden lassen. »Bäume, die spät erblühen«, sagte Martha Fishburne gern, »blühen oft am schönsten.« Und Martha war Lehrerin. Sie musste es also wissen.

Charity Cloke stapfte mit ihrem Hund über den Streifen trockenen Kies, der zwischen dem Strand und der Felswand verlief, knapp oberhalb der verknoteten Algen, die die Flut dort zurückgelassen hatte. Der Strand war so gut wie menschenleer. Hört man sich heute die Geschichten an, könnte man glauben, das halbe Dorf sei dort gewesen, so viele behaupten, den Mann gefunden oder ihm aus dem Meer geholfen zu haben. Doch wenn man diese Erzählungen nebeneinander betrachtet und genau hinhört, wer was gesehen hat, lässt sich nur von fünf Personen, inklusive Charity Cloke, zweifelsfrei behaupten, an jenem Tag dort gewesen zu sein; sechs, wenn man den nackten Mann selbst hinzuzählt.

Da war zunächst Kenny Kennet, der Strandgutsammler. Er durchkämmte den Kies der östlichen Bucht auf der Suche nach

Muscheln und Krebsen, nach Strandgut und Treibholz. Wenn ein schönes Stück dabei war, würde er aus dem Treibholz Kunstwerke machen, die er im nächsten Sommer an Touristen verkaufen könnte. Die Muscheln und Krebse würde er kochen und essen. Und das Strandgut – na ja, das hing davon ab, was er fand.

Der alte Garrow, der Fischer, war da, aber der war ja, wie jeder im Dorf wusste, *immer* da. Wenn das Wetter schön und der Wind nicht zu stark war, verbrachte er den Großteil des Tages auf einer Bank, seine Wollmütze tief über die Ohren gezogen, rauchte seine Pfeife und ließ den Blick über die Wellen schweifen, gebannt von der Dünung des Meeres und dem Klatschen der salzigen Gischt und den Rufen der Silbermöwen; und hier träumte er vielleicht von den Jahren, als der Ozean noch sein Zuhause gewesen war.

Aminata Chikelu, die junge Krankenschwester, war da. Sie arbeitete in der Nachtschicht in dem kleinen Krankenhaus in Treadangel, also war der Morgen am Strand von St. Piran sozusagen ihr Feierabend. Aminata entspannte sich, wenn es ein schöner Morgen war, mit einem Spaziergang auf dem schmalen Pfad, der sich an die Küste schmiegte. »Was machst du denn nachts im Krankenhaus?«, fragten die Leute sie manchmal. »Ich sehe kranken Menschen beim Schlafen zu«, sagte sie dann. Das tat sie auch, und noch mehr. Sie überprüfte die Infusionen und den Puls ihrer Langzeitpatienten, den Alten und (oft) im Sterben Begriffenen. Nur wenige von uns sind so mit dem Tod vertraut wie eine Krankenschwester; und es fiele schwer, sich ein hübscheres Gesicht auszumalen, eine sanftere Stimme oder wärmere Hände, um den Abschied zu erleichtern, als die von Aminata Chikelu. Sie war mit dem Milchkaffee-Teint gesegnet, der den Cocktail von Genen ihrer

Vorfahren verriet, ein bisschen Afrika, ein bisschen Europa und ein bisschen wer-weiß-schon-wo.

Und schließlich war an jenem Tag auch noch Jeremy Melon am Strand unterwegs, der Naturalist und Schriftsteller, mit seiner schmalen, ungewöhnlichen Gestalt. Er kam in die Bucht, so sagte er jedenfalls, weil er *Inspiration* suchte. Es kam oft vor, dass er bei Ebbe durch die Bucht schlenderte und über die Wesen in den Gezeitentümpeln nachdachte, sich ihre Geschichten ausmalte. Wie interessant musste es doch sein, ein Wurm zu sein oder ein Fisch oder eine Muschel in einem solchen Gezeitentümpel. Bei Flut war das eigene Leben ein Teil des großen Ozeans, der den gesamten Planeten umschließt. Man konnte kommen und gehen, wie man wollte. Man konnte auf einer Welle davonreiten und zum Strand von Port Nevis schwimmen oder weit übers Meer bis nach Tahiti. Dann, im nächsten Augenblick, hat einen die Flut zurückgelassen, das Meer sich zurückgezogen; und jetzt bewohnt man einen unsicheren Topf Wasser ohne jeden Schutz vor der ausdörrenden Sonne oder auch nur vor Strandgutsammlern wie Kenny Kennet, der einen jederzeit in einen Eimer werfen und kochen könnte. Eines Tages, überlegte Jeremy Melon, würde er eine Geschichte darüber schreiben.

Sechs Menschen also und ein Hund; und einer der sechs lag nackt da, mit dem Gesicht nach oben, und sah ertrunken aus. Kalt vom Meer wirkte sein Fleisch durchsichtig, die blauen Adern wie eine geheime Karte auf dem blassen Papier seiner Haut, sein Haar im Gesicht verteilt wie nasser Weizen nach einem Sturm.

Sie könnten, wenn Sie St. Piran besuchten, das, was sich an jenem Tag am Strand und im Dorf ereignete, aus den Geschichten von Charity Cloke und Kenny Kennet und Jeremy Melon zusammenfügen. Dazu könnten Sie die Berichte von Casey Limber, dem Netzmacher, und Dr. Mallory Books nehmen und vom alten Garrow. Auf diese Weise könnten Sie, mit einer gewissen Gewissheit, den wahren Ablauf der Ereignisse jenes Tages entwirren, an dem alles begann.

Sie könnten mit Kenny Kennet beginnen, dem Strandgutsammler, der die Felsen am Ostende der Bucht absuchte, mit seinem Plastiksack, seinen Käschern, seinem Sammelsurium an Ausrüstungsgegenständen. Diese Felsen kannte er genau. Sein Haar, das nur selten geschnitten wurde, war zu Dreadlocks verfilzt und so steif wie Stücke von Tau, die Salz und Wind ausgeblichen hatten. Er trug seine Oxfam-Jeans bis zum Knie hochgerollt und dazu ein Guinness-T-Shirt und einen nutzlosen Baumwollschal. Er stand gebückt da und löste Muscheln mit einem flachen Messer vom Stein, als er sich plötzlich aufrichtete, ein paar Meter das Ufer hinaufkletterte und aufs Meer hinausblickte.

Wonach hielt er Ausschau? »Nichts Besonderes«, sagte er später. Es war einfach eine Angewohnheit von ihm. Vielleicht hoffte er auf vorbeischwimmende Fundstücke, auf Schwimmer, die er für den Preis eines Bieres an die Hummerfischer zurückverkaufen konnte, oder auf Stücke Netz für Casey Limber.

Was er stattdessen sah, war ein Wal.

Auf den ersten Blick hätte es ein Delphin sein können. Vielleicht sogar ein Seehund. Es kam wie ein Schatten unter den Wellen in Sicht, wie der grünlich-graue Rumpf eines uralten Wracks, drehte

sich leicht, sog das Sonnenlicht aus dem Wasser. Kenny kam es so vor, als hätte jemand eine Hand vor die Sonne gehalten und so ein Stück Dunkelheit durch die Tiefe gejagt. Und dann, ohne ein Kräuseln des Meeres, sank der Leviathan hinab und war verschwunden.

Das Wasser vor der Landspitze war dunkel und tief. Kenny Kennet wusste das, aber er hatte noch nie einen Delphin so nah am Ufer gesehen. Er starrte auf den leeren Flecken Meer und überlegte, was er gerade gesehen oder nicht gesehen hatte. Es musste ein Delphin gewesen sein, dachte er. Oder aber … oder aber es war ein Wal? Dort wo die gigantische Form gewesen war, lag jetzt ein Schimmern auf der Wasseroberfläche, als wäre ein dünner Film aus Glas auf dem Meer zurückgeblieben. Der Strandgutsammler sah sich um, ob da jemand war, der bestätigen könnte, was er gesehen hatte. Und tatsächlich: Nur etwa hundert Meter entfernt von ihm ging Charity mit ihrem Pudel.

»Hey!« Kenny winkte mit beiden Armen. »Hey.«

Sein Gebrüll wurde von Charity Cloke gehört, genauso wie von Aminata Chikelu, die weiter oben am Ufer war, und auch von Jeremy Melon, der noch immer Gezeitentümpel betrachtete.

»Hey«, rief Kenny noch einmal. »Ich glaube, ich habe einen Wal gesehen!«

»Einen was?«, brüllte Charity zurück. Jeremy und Aminata waren zu weit weg, um sich in die Unterhaltung einzuschalten.

»Einen Wal.« Kenny winkte sie heran.

Charity Cloke rannte quer über den Sandstrand in Richtung der Landspitze. Sie musste dabei verschiedenen Felskanten ausweichen.

»Schnell!« Jetzt konnte Kenny die Form wieder erkennen, die langsam aus der Tiefe emporstieg.

»Ich komme.« Charity stützte sich mit den Händen ab, um an einem Speer aus krebsbesetztem Fels vorbeizukommen.

»Schnell.«

Der Leviathan tauchte aus dem Ozean auf. Die Flut schien sich mit dem Tier zu heben, ein Wasserfall aus Gischt und Schaum strömte seine Flanke hinab. Jetzt war es eine erkennbare Form, ein gefurchter Sperrballon, der sich dehnte und zusammenzog. Oder konnte es ein U-Boot sein? Der Gedanke kam Kenny, doch schon im nächsten Augenblick war er widerlegt, als der große, graue Rücken des Wals über der Oberfläche aufragte und mit einem gewaltigen Prusten eine Fontäne aus Wasser aus seinem Atemloch schoss.

»O Gott!«

Einige Meter vom Ufer entfernt schrie Charity Cloke auf.

»Schon gut«, rief der Strandgutsammler, den Blick starr auf den Wal gerichtet. »Der tut dir nichts.«

Doch Charitys Schrei galt nicht dem Wal.

Später sagte Charity, dass es nicht die Nacktheit des Mannes war, die sie aufschreien ließ. »Es war ein Schock«, sagte sie. »Ich kam um den Felsen herum, und da war er – er lag einfach da. Ich dachte, er wäre tot.«

Der Mann am Strand war vielleicht nicht tot, aber er war ganz eindeutig kalt und ausgesprochen regungslos. Jeremy Melon war als Zweiter vor Ort. Jeremy wirkte sogar noch erschrockener über das Auftauchen des Mannes, als Charity es gewesen war. Dann kam Kenny von seinem Felsen herunter, noch ganz aufgeregt von seiner Begegnung mit dem Wal.

»Was zum …?«

»Ich glaube, er ist tot«, sagte Charity.

Jetzt standen drei Menschen vor dem Körper im Sand, und keiner von ihnen wagte es, ihn zu berühren. Es war die Starre der Krisensituation, die sie davon abhielt. Die Unbeweglichkeit der Unentschiedenheit. Es war ein Mann … natürlich; doch seine Haut war so weiß und so voller Sand, dass Charity zunächst gedacht hatte, es handele sich um einen Tümmler. Oder einen Seehund. Oder etwas Totes, das aus den Tiefen heraufgespült worden und wie Müll am Strand liegen geblieben war.

»Wer ist das?«, fragte Kenny, als würde dieses Wissen ihnen weiterhelfen.

»Den hab ich noch nie gesehen«, sagte Charity.

Jeremy schüttelte langsam den Kopf. »Ich auch nicht.«

»Sollen wir …?«, setzte Charity an.

»Sollen wir was?«

»Mund-zu-Mund-Beatmung machen?«

Es folgte eine peinliche Pause. Keiner der beiden Männer schien sehr erpicht darauf, eine solche Hilfsmaßnahme einzuleiten.

»Ich mach's«, sagte Jeremy schließlich. Er ging auf die Knie.

»Nein, ich mach das«, rief eine Stimme hinter ihnen. Aminata, die Krankenschwester, stand dort, erhitzt von ihrer Strandrunde. Sie schob sich zwischen sie und ließ sich in den Sand fallen. »Haltet seine Arme für mich.«

Sie folgten ihren Anweisungen. Der Mann war kalt und klatschnass; er war noch nicht lange aus dem Wasser heraus. Vielleicht hatte das Auftauchen des Wales ihn ans Ufer gespült.

»Dreht ihn auf den Bauch. Das Wasser muss aus den Lungen raus.«

Jetzt war es Teamarbeit. Sie drehten den Mann um, und Aminata drückte ihre Hände fest gegen seinen Rücken. Wasser sprudelte aus seinem Mund. Sie drückte noch einmal. Er schien zu würgen.

»Ich glaube, er lebt«, sagte Aminata. »Er hatte nicht viel Wasser in der Lunge. Dreht ihn wieder auf den Rücken.«

Etwas ungeschickt drehten sie ihn um.

»Ich glaube, er atmet«, sagte Kenny.

»Gehen wir auf Nummer sicher.« Die Krankenschwester hielt dem Mann die Nase zu, schloss ihre Lippen um seinen Mund und pustete ihm Luft in die Lungen. Seine Brust hob sich, und dann, als sie ihn losließ, senkte sie sich wieder. Sie beatmete ihn noch einmal.

»Er atmet, eindeutig«, sagte Jeremy.

»Noch einmal.« Eine weitere Lungenfüllung warmer Luft strömte in die Lungenbläschen des Mannes, der nicht tot war. Und als Aminata Joe diesmal losließ und sein Körper langsam zurückfiel, schienen ihrer beiden Lippen sich nur zögerlich zu trennen.

»Er friert«, sagte Charity.

»Die Kälte hat ihn am Leben gehalten.« Aminata zog ihren Mantel aus. »Aber trotzdem müssen wir ihn aufwärmen. Wir ziehen ihm den hier an.«

»Wo kommt er her?«, fragte Kenny.

»Spielt das eine Rolle? Hier. Fassen Sie mit an.«

»Er braucht eine … Hose«, sagte Charity.

»Meine kriegt er nicht«, sagte Kenny.

»Er kann meine haben.« Jeremy öffnete seinen Gürtel. »Ich hab was Ordentliches drunter.«

Sie zogen Jeremys Hose über die nassen Beine des Mannes. Jeremy sah ihnen zu, in Windjacke und Boxershorts. »Und jetzt«, sagte er, »bringen wir ihn besser mal zu Doctor Books.«

Der alte Garrow, der auf seinem Felsen saß und Tabak in seine Pfeife stopfte, sah zu, wie die vier sich abmühten. Erst nahm jeder der Retter ein Bein oder einen Arm, so dass der Fremde wie ein Sack zwischen ihnen hing, doch das stellte sich als zu anstrengend heraus. Sie hielten an, formten aus ihren Armen einen Korb und zogen den Mann zwischen sich. Es war nicht elegant, aber einfacher.

Der alte Garrow klopfte seine Pfeife gegen den Felsen. »Habt'er den Wal gesehen?«, fragte er, während sie sich Schritt für Schritt den Sand hinaufkämpften.

»Ich hab ihn gesehen«, sagte Kenny. »So nah, wie Sie jetzt sind.«

»Schlechtes Zeichen«, sagte der alte Garrow und erhob sich schwerfällig. Er hustete, aus tiefster Kehle. »Sollte nich' so nah sein.«

»Nein«, sagte Kenny. »Mr Garrow, wir müssen diesen Mann jetzt zu Doctor Books bringen.«

»Ein Wal in der Bucht. Schlecht is' das.«

»Ja«, sagte Kenny. »Wir müssen weiter.«

»Den Fischern wird's nich gefallen.«

»Vermutlich nicht.«

»Das war kein fischfressender Wal, Mr Garrow«, sagte Jeremy. »Soweit ich es erkennen konnte, war es ein Finnwal.«

»Ein Finnwal, was?«

»Die fressen keine Fische. Das sind Bartenwale.«

Aminata mischte sich ein. »Mr Melon, wir würden alle nur zu gerne hier herumstehen und uns über die Biologie der Wale unterhalten, aber ich finde, wir müssen diesen Mann jetzt wirklich zum Arzt bringen.«

»Natürlich. Natürlich.«

Der Strandweg von St. Piran führt um die felsige Landspitze herum und biegt dann abrupt Richtung Inland, zu den großen Granitsteinen des Hafens. Hier ragen zwei Ufermauern wie schützende Arme ins Meer, die den Ozean von der unscheinbaren Reihe niedriger, weißgetünchter Gebäude dort abhalten. Quer über diese Landspitze stolperte der Rettungstrupp, den Körper des Fremden mühsam zwischen sich. Sie erregten die Aufmerksamkeit jedes Dorfbewohners, der freie Sicht auf den Hafen hatte. Casey Limber, der Netzmacher, war der Erste, der sie sah. Er war gerade an der Hafenmauer in Richtung Strand unterwegs, als er ihnen begegnete. Bald gesellte sich auch Jessie Higgs dazu, die Ladenbesitzerin, und die Fischer Daniel und Samuel Robins, dazu der Wirt des *Petrel Inn*, Jacob Anderssen, und zwei der jungen Frauen, die Fisch abpackten, sowie Captain O'Shea, der Hafenmeister, und Polly Hocking, die Frau des Pastors, und Martha Fishburne, die Lehrerin, und noch ein Dutzend mehr, falls wir den Geschichten glauben dürfen.

»Wer ist das?«, riefen viele, aus Angst, dass der Körper aus dem Meer ein Geliebter sein könnte, ein Bruder, ein Cousin oder ein Sohn.

»Wissen wir nicht«, antwortete Jeremy.

»Also ein Fremder.«

»Sieht so aus.«

Hinter dem Krankentransport ging der alte Garrow. Er schwenkte in der einen Hand seinen Gehstock, hielt seine Pfeife in der anderen. »Ein Omen ist das, ich sach's euch. Ganz schlechtes Zeichen.«

Weil sie mehr erfahren wollten, drängten sich die Dorfbewohner um den alten Garrow. »Ein Wal war das«, erklärte er und beschrieb die Größe mit einer übertriebenen Geste. »Kam aus'm Meer wie 'n Teufel aus der Tiefe. Größer als 'n Haus war der. Größer als 'n paar Häuser.«

Dieser Bericht verwirrte die Zuhörer. »Was redest du da, Garrow?«, fragte jemand. »Das ist doch kein Wal. Das ist ein Mann.«

»Ein gutaussehender«, sagte jemand anderes. Das mochte Polly Hocking gewesen sein, die Frau des Pastors.

»Da war ein WAL, ich sach es euch«, rief der alte Fischer. »Hab ihn gesehen. Der kam aus'm Meer und hat mich mit sei'm Auge angesehen.«

Die Menge am Kai betrachtete diese neue Information misstrauisch.

»Sie waren gar nicht nah dran an dem Wal«, warf Kenny Kennet ein. Jetzt, da die Unterhaltung auf den Wal gelenkt worden war, wollte er sichergehen, dass sein eigener Anteil an den Geschehnissen nicht übersehen wurde. »Ich stand direkt vor ihm.«

»Ich hab ihn so genau gesehen wie jetzt dich«, sagte der alte Garrow.

»Können wir diesen Mann jetzt bitte zum Arzt bringen?«, sagte Aminata.

»Moment, ich fass mit an.« Das war der junge Casey Limber. Er übernahm Charitys Teil der Last, doch seine Arme waren so stark,

dass er den bewusstlosen Mann einfach hochhob und alleine trug.

Und so zog die Menge an der Hafenmauer vorbei, an den Fischerhäuschen, die den Kai säumten, zu dem schmalen Platz und die enge Kopfsteinpflastergasse hinauf bis zur Tür eines Häuschens. Viele der Menschen, die sich am Hafen zu den ursprünglichen Vieren gesellt hatten, versuchten, ihnen ins Haus zu folgen.

»Sind Sie krank?«, wollte Jeremy von Mrs Penroth wissen, der Frau des Hummerfischers. »Nein? Dann bleiben Sie bitte draußen.«

Die Tür des Hauses in der Fish Street schloss sich hinter ihnen und ließ die versammelten Zuschauer mit ihren eigenen Theorien auf der Straße zurück.

2

Der klitzekleinste Zeh

»Ein Land ist nichts anderes als ein Körper«, sagte Martha Fishburne den Kindern in der Grundschule von St. Piran gern. »Die großen Städte, die sind das Herz und die Lunge und das Gehirn. Die sind die Augen und der Mund und die Ohren. Die übernehmen das Denken und auch das Sprechen. Und die Straßen und Schienen, die führen raus, und das sind die Arterien und auch die Venen, die die Nährstoffe in die Städte zurückbringen. Und all die kleineren Städte und Dörfer, na ja, das sind die Knochen, die halten das Land auf den Beinen. Und die Höfe und Fabriken, das sind die Muskeln; die leisten die Arbeit. Die übernehmen das Heben und Schleppen.«

»Und was ist mit uns?«, fragten die Kinder dann. »Was ist mit St. Piran?«

»Wir sind nicht mehr als ein winziger Pickel auf der äußersten Spitze des klitzekleinsten Zehs«, erklärte Martha ihnen. »Uns besucht nie einer, sieht nie einer, an uns denkt nicht mal einer.« Sie sah die Kinder, vom Ältesten bis zum Jüngsten, mit der ernstesten Miene an, zu der sie imstande war. Und dann lächelte sie plötzlich vergnügt. »Und genau so mögen wir das.«

Es wäre schwierig, einem Fremden zu erklären, wo genau – auch nur ungefähr – das Dorf St. Piran zu finden ist. Es liegt am Meer, am Ende einer Landspitze, ein paar dichtgedrängte schmale Häuser an

einem Hang, in die Kurve eines Weges gepresst, der sich den Hang zum Hafen hinabstürzt. Es ist ein kleiner Ort, mehr Dörfchen als Dorf, das Gesicht zur Wüste aus Wasser gerichtet, den Rücken auf immer dem plumpen Finger Land zugewandt, der hinter ihm liegt. Es gibt nur eine Straße, die zum Dorf hinabführt. Wie könnte es mehr als diese eine geben? Natürlich führt dieselbe Straße auch wieder von dort weg, und es passiert absurd leicht, sie zu übersehen. Es gab einmal ein Straßenschild, an der Landstraße zwischen Treadangel und Penzance, direkt vor einer fiesen Kurve und hinter einem Hügel. Auf dem Schild stand *St. Piran 312 Meilen*, doch das war, wie es scheint, nicht ganz richtig, denn es wurde übermalt, so dass fortan *St. Piran 4 Meilen* daraufstand. Später verschwand das Schild ganz; gestohlen, sagten manche, wegen des Alteisenwerts.

Soweit man es erkennen konnte, hatte der Verlust des Straßenschildes keinerlei Auswirkungen für das Dorf. Nur wenigen fiel überhaupt auf, dass es nicht mehr da war. Nur die zähesten Urlauber fuhren je so weit; die meisten bevorzugten die großen Surfstrände von Newquay oder die idyllischeren Fischerorte Looe, Mevagissey oder Fowey. Die, die es bis nach St. Piran schafften, um dort eines der Häuschen an der Steilküste zu mieten oder in Hedra und Moses Penhallows Bed & Breakfast abzusteigen – nun, das waren die wirklich Entschlossenen. Sie rollten aufs Hafengelände, fielen erschöpft aus ihren Autos und wedelten triumphierend mit ihren Straßenatlanten. »Wir haben euch gefunden«, jubelten sie dann. »Wir haben euch gefunden!«

Stolz waren sie vor allem darauf, dass sie die Serpentinen der Stichstraße gemeistert hatten, die die vier Meilen von der Hauptstraße herunterführte. Schon bald nach der Abzweigung wird

der Weg einspurig, und die Hecken in diesem Teil von Cornwall sind so furchtbar hoch, dass man keinen Blick auf das Dorf hinunter erhaschen kann. Wer zufällig abgefahren war, gab oft gleich oben bei Bevis Magwiths Farm auf.

Kein Wunder also, dass die Bewohner von St. Piran längst die Hoffnung aufgegeben hatten, ihren Lebensunterhalt durch vorbeikommende Touristen zu verdienen. Abgesehen vom Bed & Breakfast der Penhallows, das oberhalb des Hafens lag, dem steinigen kleinen Strand und Kenny Kennets zweifelhaften Kunstwerken gab es nur wenig, was Touristen anlocken konnte. Einen Parkplatz zu finden war manchmal schwierig; es gab nur sechs Stellplätze auf dem kostenpflichtigen Platz am Hafen. Im Dorfladen gab es nur das Nötigste; für Postkarten oder Strandbekleidung oder Souvenirs war kein Platz. Das *Petrel Inn* war dunkel und eng und alles in allem wenig einladend. Es gab keine Bootstouren, keinen Minigolfplatz, keine Restaurants, nicht einmal ein anständiges Café. Hedra und Moses Penhallow warben mit *Cream Tea und Kaffee*, doch ihr Wohnzimmer brachte es fertig, mit den ausgeblichenen Gardinen und den billigen italienischen Verzierungen so unattraktiv zu wirken, dass sich nicht einmal zur Hochsaison viele Interessierte dort einfanden.

An dem Tag, an dem Kenny Kennet den Wal sah und an dem der nackte Mann am Strand von St. Piran gefunden wurde, stand nur ein einziges Auto auf dem Bezahlparkplatz. Ein weißes Mercedes-Coupé. Es war abgeschlossen. Jeremy Melon blickte durch die Fenster ins Auto. »Nichts«, sagte er zu Polly Hocking, der Frau des Pastors.

»Wonach suchen Sie denn?«

»Ich weiß nicht genau.« Er richtete sich auf. »Irgendeinen Hinweis darauf, wem es gehören könnte.«

»Denken Sie, es könnte ihm gehören? Dem Mann vom Strand?«

Jeremy nickte. »Wie soll er sonst hergekommen sein?«, fragte er.

»Vielleicht«, sagte Polly Hocking, die einen Hang zum Dramatischen hatte, »wurde er von einem Schiff gespült.«

»Möglich.« Jeremy versuchte, den Kofferraum zu öffnen. »Oder er ist heute Morgen hergefahren, spazieren gegangen, hat sich entschieden, schwimmen zu gehen, und wurde von der Strömung erfasst …«

»Splitterfasernackt?«

»Das soll es geben. Vielleicht hatte er seine Badehose vergessen.«

»Ob wir wohl die Polizei rufen sollten?«

»Vielleicht«, sagte Jeremy. Er wandte sich von Polly ab, um auf den Hafen hinauszublicken. »Aber jetzt noch nicht. Wir sollten warten, bis er aufwacht.«

»Sein Parkschein läuft bald ab«, sagte Polly.

Jeremy zuckte mit den Achseln. »Wann hatten wir das letzte Mal eine Politesse in St. Piran?«

Am Ende der Hafenmauer, dort, wo die Wellen brachen, außer Sichtweite des Dorfes, saß Charity Cloke gegen den harten Stein gelehnt. Sie beachtete den feuchten Sand nicht. Casey Limber saß neben ihr. Beide wichen dem Blick des anderen aus. Stattdessen konzentrierten sie sich auf die schweren heranrollenden Wellen und das Eintauchen der Silbermöwen.

Wieso war Casey Limber an diesem Morgen unterwegs zum Strand gewesen? Er hatte keinen Grund, dort zu sein, es sei denn, er war auf der Suche nach Charity Cloke – und es gibt einige, die sagen, dass es genau so war, obwohl Casey das bis heute bestreitet. Es war also eine zufällige Begegnung; und auch wenn es nicht ganz das Rendezvous war, das sich Casey vielleicht gewünscht oder vorgestellt hatte, führte schließlich eins zum anderen, und das Ergebnis für Casey (genau wie für Charity) darf als positiv bezeichnet werden. Wir schaffen unser eigenes Glück, wie Martha Fishburne immer sagte.

»Was für ein komischer Tag«, sagte Casey. Er fühlte sich Charity so nah, dass er glaubte, ihr Herz schlagen zu hören.

»Lass uns ein bisschen Luft schnappen gehen«, hatte er zu ihr gesagt, als sie das Haus des Arztes in der Fish Street verlassen hatten, und anstatt zu Boden zu blicken und den Kopf zu schütteln, wie sie es einen Tag zuvor vielleicht getan hätte, hatte Charity genickt. Und so waren sie am Hafen vorbeigezogen, ihren Pudel im Schlepptau, und schließlich hier gelandet, wo sie dem gebrochenen Rhythmus der Wellen und der Gischt zusahen, die gegen die uralten Felsen klatschten.

»Glaubst du, er wird wieder gesund?«, fragte Charity.

»Wir haben getan, was wir konnten. Er ist in guten Händen. Wenn ihm jemand helfen kann, dann Doctor Books.«

»Er ist ja gar kein richtiger Arzt mehr.«

»Natürlich ist er ein richtiger Arzt. Er ist bloß in Rente. Das heißt nicht, dass er nicht mehr weiß, was zu tun ist.«

»Meinst du, sie rufen einen Krankenwagen?«

»Kann sein.« Casey streckte seine langen Beine aus. »Das letzte Mal haben sie hier einen gerufen, als Dorothy Restorick ihr Baby bekam.«

»Ich weiß noch.« Charity lächelte.

»Er hat vier Stunden gebraucht, um herzukommen.«

»Manche sagen fünf.«

»Als der Wagen kam, war das Baby schon abgestillt.«

Sie lachten, und für einen kurzen Moment trafen sich ihre Blicke.

Er war älter als sie, aber nicht viel. Er kam aus Port Nevis in Roseland und hatte in Mousehole Netze geflickt. Jetzt lebte er ganz allein in St. Piran, in zwei kleinen Zimmern oben im Haus des Hafenmeisters.

»Hast du schon mal einen Mann so gesehen?«, fragte sie ihn.

»Wie denn?«, fragte er unschuldig.

»So angespült, am Strand«, sagte sie, doch sie konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

Als er sie küsste, war das nicht geplant. Es geschah nicht, weil er zu nah an sie herangerutscht war oder weil er seinen Arm um sie gelegt hatte. Es war eher wie das Eintauchen eines Sturmvogels in die dunklen Wellen, wie magnetische Anziehungskraft. So wenig Zeit war vergangen, seit der nackte Mann aufgetaucht war, seit Kenny Kennet den Wal gesichtet hatte. Und doch veränderten sich die Dinge bereits. Charity wusste das, als sie die Essenz von Casey Limber einatmete. Sie wusste, wenn dies gestern gewesen wäre, würde sie nicht in Casey Limbers Armen liegen. Aber heute war nicht gestern.

»Alles ist vergänglich«, hätte Pastor Alvin Hocking gesagt. »Alles muss vergehen.«

»Alles ist vergänglich«, flüsterte sie, als Casey Limbers Zunge anfing, ihre Lippen zu erkunden.

Er wich zurück und sah sie an.

»Jeder Tag ist ein neuer Tag«, sagte sie. »Ich weiß nicht, ob ich das vorher wirklich verstanden habe.«

»Klar ist er das«, sagte er und küsste sie erneut.

»Aber dieser Tag ist neuer als neu. Wir brauchen ein anderes Wort, um diesen Tag zu beschreiben.«

»Wie wär's mit perfekt?«, schlug er vor.

»Nein, das ist nicht das richtige Wort.« Sie schmiegte sich in den feuchten Sand und erwiderte seinen Kuss. »Aber es trifft's schon ganz gut.«

3

Immer ein guter Anfang

»Ich muss Ihnen sagen, ich bin gar kein richtiger Arzt.«

Er lag unter einem frischen Laken, trocken und warm. Seine Augenlider fühlten sich an, als hätte man sie zusammengeklebt.

»Das heißt, ich bin *schon* ein richtiger Arzt. Aber ich praktiziere nicht mehr.«

Er zwang sich, die Augen zu öffnen und nach der Quelle dieser Worte zu suchen. Er drehte den Kopf.

In der Ecke des Raumes, neben der Tür, stand eine verschwommene Gestalt. Die Gestalt sprach.

»Weiß Gott, wenn man in einem Ort wie diesem hier lebt, kann man sich nie zur Ruhe setzen. Die Jungs oben in Truro sagen mir immer wieder, ich soll die Leute einfach wegschicken. Sie sagen, früher oder später wird mich irgendein undankbarer Nichtsnutz verklagen, und was mach ich dann, hm? Natürlich nehme ich mir vor, keine Patienten mehr anzunehmen. Und dann, bevor ich mich versehe, kommt so ein armer Wicht mit einem Nagel im Fuß vorbei oder einer Gräte im Hals, und was soll ich da machen? Was ist mit dem Eid des Hippokrates? Da wird jemand angeschleppt, halbertrunken und durchgefroren – was dann?«

Die Gestalt verstummte für einen Augenblick, um ausgedehnt und übertrieben an einer kurzen Zigarre zu ziehen. Sie blies eine Ladung

Rauch in die Luft und hustete.

Joe Haak blinzelte. Wo war er? Wessen Bett war das? Er versuchte, auf den Mann scharfzustellen, der da redete, doch die Anstrengung tat seinen Augen weh. Er kniff sie wieder zu.

»Wo bin ich?«

»Gute Frage. Sehr gute Frage. Brauchen Sie eine Karte? Oder reicht die Postleitzahl?«

»Ein Name würde helfen.« Er versuchte, sich an die Ereignisse des Vortages zu erinnern. Er hatte eine Reise unternommen. Eine lange Reise. Er war im Wasser gewesen. Sein Name war aus einem Hut gezogen worden. Aus was für einem Hut? Er versuchte sich aufzurichten, doch seine Muskeln fühlten sich lächerlich schwach an.

»Was, *mein* Name? Oder der Name dieses gottverlassenen Kaffs hier?« Der Arzt, der kein richtiger Arzt war, zog wieder an seiner Zigarre und drückte dann das, was von dem Stummel übrig war, in eine kleine Schüssel aus Glas. »Mein Name ist Books. Mallory Books. Ich würde eigentlich Doctor Books sagen, aber wenn ich das mache, könnten Sie mich verklagen.«

Joes Zunge fühlte sich in seinem Mund unnatürlich groß an. »Wieso sollte ich Sie verklagen?« Verstand der Arzt, was er da sagte? Er versuchte wieder, seine Augen zu öffnen. Wenn er sie nur einen Schlitz weit öffnete, brannten sie vielleicht nicht so.

»Wer weiß?« Der Arzt hatte offenbar Erfahrung mit undeutlicher Sprache. »Vielleicht, weil ich Ihnen das Leben gerettet habe? Nicht jeder weiß diesen gesegneten Zustand zu schätzen, den wir Leben nennen.«

»Ah.« Joe ließ sich ins Bett zurückfallen. Also lebte er. Der Gedanke erfüllte ihn mit unerwarteter Erleichterung. »Haben Sie …

mir das Leben gerettet? Ich meine … wirklich?«

»Ich und ein paar andere. Wie es aussieht, verdanken Sie Ihr Leben einem Mädchen namens Charity, einer Krankenschwester namens Aminata und ein paar hilfsbereiten Trägern. Ich habe nur dafür gesorgt, dass Sie schön warm bleiben.«

»Danke.« Joe schloss wieder die Augen und hatte für einen Moment das Gefühl, auf dem Wasser zu treiben. *Wir haben Lose gezogen*, sagte eine Stimme in seinem Kopf. *Du hältst den Kopf hin, Kumpel. Du.*

Als er seine Augen wieder öffnete, war der Arzt verschwunden. Er schlief ein.

»Ich dachte mir, Sie möchten vielleicht was essen.« Doctor Books saß wieder neben seinem Bett. Der Raum war jetzt dunkler. »Suppe? Setzen Sie sich auf. Das tut Ihnen gut.«

»Danke.« Diesmal kostete ihn das Aufrichten weniger Mühe, und seine Zunge schien wieder auf Normalmaß geschrumpft zu sein. »Wo bin ich?«

»Hatten wir die Frage nicht schon?«

»Hatten wir? Ich erinnere mich nicht an die Antwort.«

»Das tun die wenigsten.« Der Arzt stellte ein Tablett auf sein Bett. Heiße Suppe und ein Becher Tee.

Joe griff nach dem Tee und trank den Becher in wenigen Zügen leer. Er machte sich an die Suppe. Als er aufsah, brannten seine Augen nicht mehr. »Also, wo bin ich?«, fragte er noch einmal.

Der Arzt ließ sich in einen Ohrensessel sinken. »Ich sage Ihnen was«, sagte er. »Ich beantworte Ihre Frage, wenn Sie meine beantworten.«

»Okay.«

»Was in Gottes Namen haben Sie splitterfasernackt am Strand zu suchen gehabt? Um diese Jahreszeit?«

Nackt? Joe schämte sich. Sich auszuziehen hatte sich ganz natürlich angefühlt. Das Meer war dunkel gewesen und der Strand menschenleer. Die bittere Kälte des Wassers hatte ihn überrascht. »Ich weiß es nicht genau.«

»Dann versuchen wir es mal hiermit: Wer sind Sie? Woher kommen Sie?«

Wir haben deinen Namen aus dem Hut gezogen, Kumpel, sagte die Stimme in seinem Kopf. *Du hältst den Kopf hin.*

Er spürte, wie sein Herz schneller schlug.

Der Arzt griff in seine Innentasche und holte einen altmodischen Stift und ein ledergebundenes Notizheft hervor. »Ich notiere.«

»Muss ich antworten?«

»Das ist immer ein guter Anfang«, sagte der Arzt. »Das hat man mir im Studium beigebracht. Zuerst die Identität des Patienten klären. Also … Name?«

Joe versuchte, irgendetwas zu stottern, doch es gelang ihm nicht. Seine Zunge schien wieder anzuschwellen. Er konnte sich natürlich einen Namen ausdenken, doch dazu war Phantasie notwendig.

»Sie kennen Ihren eigenen Namen nicht?« Es klang ein wenig ungeduldig.

Joe Haak war ein ehrlicher junger Mann, und Unaufrichtigkeit lag nicht in seiner Natur. Dies mochte ein Überbleibsel der dänisch-lutheranischen Werte sein, die ihm sein Vater vermacht hatte. Oder des sanfteren englischen Hippie-Glaubens, den seine Mutter ihm beigebracht hatte. Doch Joe schüttelte den Kopf.

»Wissen Sie, woher Sie kommen?«

Ja, wo kommen wir her? Diese Frage bedurfte einiger Überlegung. Wenn er diesen Arzt schon nicht anlügen konnte, könnte er vielleicht die Augen schließen und abwarten, bis die Fragerei vorüber war.

Der Arzt legte mit einem Seufzen seinen Stift zur Seite. »Also Amnesie? Ist es das?«

Amnesie wäre herrlich. *Du hältst den Kopf hin, Kumpel.* Wie wunderbar es wäre, sich nie wieder an diese Worte zu erinnern. »Amnesie?«, wiederholte er.

Doch der Arzt verstand seine Antwort als Bestätigung. »Amnesie also. Verstehe. Gut, ich verrate Ihnen was, Mr Jason Bourne oder wer auch immer Sie zu sein behaupten. Sie haben zu viele Romane gelesen, zu viele Filme gesehen. Amnesie gibt es nicht – nicht auf die Art, wie Sie es sich vorstellen. Niemand wacht auf und hat plötzlich seinen Namen vergessen. Schwere Hirnverletzungen können üble Sachen mit dem Gedächtnis anstellen, aber abgesehen von ein paar Schnittwunden und blauen Flecken scheinen bei Ihnen Körper und Gehirn vollkommen intakt zu sein. Also bitte keine Spielchen mehr, wenn Sie weiter meine Suppe essen wollen. Ist das Ihr Auto da draußen auf dem Parkplatz? Das weiße?«

»Ja.«

»Wo ist der Schlüssel?«

»Keine Ahnung. Vielleicht irgendwo am Meeresgrund. Im Bauch des Wals. Wer weiß?«

Books gluckste. »Da war also doch ein Wal! Und wir dachten alle, Kenny hätte ihn sich ausgedacht.« Er erhob sich aus seinem Sessel.

»Joe. Ich heiße Joe.« Er streckte die Hand aus, und der Arzt schüttelte sie.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Joe. Werden Sie mir auch verraten, woher Sie kommen? Oder was Sie unten am Strand vorhatten?«

Joe seufzte tief. »Hat man Ihnen das auch im Studium beigebracht?«, fragte er. »Müssen Sie immer alles wissen?«

»Um ehrlich zu sein«, sagte Books, »kann ich mich kaum an irgendwas erinnern, was ich im Studium gelernt habe.« Er schrieb den Namen *Joe* in sein Notizheft. »Lohnt sich die Mühe, nach dem Nachnamen zu fragen? Nein? Also gut.« Er klappte das Heft zu und nahm Suppenteller und Becher. »Sie sind ein Gast in meinem Haus«, sagte er. »Heute Abend geht auf mich. Ab morgen werde ich zehn Pfund pro Tag berechnen. Suppe nicht inklusive. Genausowenig Tee. Verstehen wir uns?«

»Ja«, sagte Joe und nickte sanft. »Ich denke schon.«

»Ich habe noch ein paar Sachen, die mir nicht mehr passen. Ich bringe sie Ihnen runter.«

»Danke sehr.«

Eine nicht unangenehme Pause setzte ein. »Aus der City«, sagte Joe nach einer Weile.

»Was?«

»Sie wollten wissen, woher ich komme. Ich komme aus der City.«

»Penzance?«, fragte der Arzt.

Jetzt musste Joe lachen. »Nein. Aus der City of London.«

»Ah. Diese City.«

»Und ich heiße Haak. Joe Haak.«

»Verstehe.« Dr. Books verließ den Raum, doch dann war er wieder da. »Ich könnte ein bisschen Milchreis besorgen«, sagte er. »Aus der Dose.«

»Das wäre wunderbar.«

4

Das ist ein verdammter Finnwal

Als er an dem grauen Herbstmorgen nach seiner unkonventionellen Ankunft in St. Piran aus dem Haus des Arztes trat, spürte Joe bereits eine gewisse Dissonanz an diesem Ort. Es kam ihm so vor, als habe sich die Realität in diesem Dorf auf beunruhigende Weise verschoben – wie eine Variation der Schwerkraft oder ein Wechsel in der Zusammensetzung atmosphärischer Gase. Vielleicht hatte das kurze Koma, aus dem er aufgewacht war, sein Gleichgewichtszentrum durcheinandergebracht. Das Haus zu verlassen fühlte sich an wie sein erster Ausflug in eine fremde Welt. Er hatte Architekten vom *Genius loci*, dem besonderen Geist eines Ortes, reden gehört, als fände im Erdboden eine Art Alchemie statt oder als könnte das Zusammentreffen von Ley-Linien einen Ort mit mystischen Eigenschaften aufladen. Irgendetwas an diesem Dorf schien solche Vorstellungen zu bestätigen. Es schmiegte sich so perfekt in die Krümmung des Hangs, und die gewundenen Straßen und Granitmauern griffen die natürlichen Formen der Felswände dahinter auf. Tatsächlich wäre es schwierig, sich diese Bucht ohne das Dorf vorzustellen, als wären diese niedrigen Mauern und Schieferdächer Teil der örtlichen Geologie, als hätten Meer und Wind sie aus dem Felsen gemeißelt.

Er war erst ein kurzes Stück vom Haus des Arztes gegangen, und schon versuchte Joes innerer Kompass diesen neuen Ort zu begreifen. Es gab keinen Straßenlärm. Kein Brummen von Tausenden Motoren, keine schleifenden Getriebe, keine Hupen. Trotzdem war es nicht still. Möwen kreischten oben auf den Dächern, Luftwachen, die die Landschaft mit ihrem Geschrei absteckten. Es gab das Geräusch des Ozeans, der steigenden Flut und die Bewegung von Wasser und Wind. Irgendwo flatterten ein Tau und ein Segel, vom Wind angetrieben. Er holte tief Luft, und da war der vertraute Atlantikgeruch nach Salz, nassem Sand, Algen und Fischschuppen. Wenn es überhaupt ein Rezept gab, um einem die Angst aus den Knochen zu ziehen, dann schien dieses Dorf es zu besitzen. Er machte kehrt und ging den Hang hinab. In seinem Blut regte sich etwas. Er verspürte den Drang, sich umzusehen, zum Ufer hinunterzugehen und das Knirschen von Kies unter den Füßen zu spüren. Vielleicht würde er dort seine Kleider, seine Geldbörse, seinen Autoschlüssel finden. Vielleicht könnte er die Stelle finden, an der er so entschlossen in die kalten Wellen marschiert war.

Bei Tageslicht sah alles ganz anders aus. Der einzige Eindruck, den er bisher von dem Dorf gehabt hatte, war im schwarz-weißen Licht seiner Scheinwerfer gewesen. St. Piran war am Ende einer quälend kurvigen Straße in Sicht gekommen, und kein einziges Licht war in der grauen Reihe von Häusern zu sehen gewesen, die ihn begrüßt hatten. Noch weiter zu fahren war nicht möglich. Er hatte am Kai angehalten, um Viertel vor fünf am frühen Morgen, und hatte eine Weile dagesessen, den Geräuschen des Meeres gelauscht und dieselben Aromen eingesogen, die er jetzt einsog. Und doch, wie trostlos und freundlos ihm da alles vorgekommen war. St. Piran hatte

sich bei der ersten Begegnung wie Stein gewordene Verzweiflung angefühlt. Heute dagegen sah er Farben und Texturen, er sah gekalkte Wände und Spuren von Moos an den Steinen, gelbe Flechten in den Fugen und blassblaue Haustüren. Er lief die Straße entlang und gelangte zu einem kleinen Platz. Das Wetter war heute nicht sonderlich freundlich. Es ging ein steifer Wind, zu dem sich die ersten kalten Peitschenhiebe eines Herbststurmes gesellten. Der Himmel war so grau wie ein Kriegsschiff. Doch jemand auf dem Platz rief ein fröhliches »Hallo«, und Joe wandte instinktiv den Kopf, um zu sehen, ob der Gruß vielleicht ihm zugedacht war. Eine Frau mit kantigem Gesicht und einer Schürze war aus einem schmalen Geschäft getreten und lächelte ihn an.

»Guten Morgen.«

Ein Lächeln hat etwas Ansteckendes, und Joe merkte, dass seine eigene Miene sich aufhellte. Sie würden jetzt alle bei der Arbeit sein. Seine Kollegen. Sauber aufgereiht an ihren Schreibtischen, vor Computerbildschirmen hockend oder Anweisungen in Telefone bellend. Falls es überhaupt noch Arbeit gab. Sein Name würde inzwischen überall bekannt sein, selbst unter Menschen, die er nie getroffen hatte. Vielleicht sogar hier, dachte er. Vielleicht hatte die Nachricht das Dorf noch vor ihm erreicht.

Eine Straßenecke weiter war der Hafen, und da stand sein Auto, allein auf dem kleinen Parkplatz. Er ging darauf zu und versuchte, die Tür zu öffnen. Abgeschlossen. Egal. Wohin hätte er schon fahren können?

Eine Frau eilte an ihm vorbei, mollig und gutgelaunt, in einem Blümchenkleid. »Guten Morgen, mein Hübscher«, sagte sie im Vorbeigehen.

»Guten Morgen.« Er sah ihr nach. Ihr Gesicht war rosa und verwittert gewesen. Sie hatte ihm zugenickt, als ob sie sich kannten.

Konnte Trostlosigkeit tatsächlich von so kurzer Dauer sein? War der Gruß einer Fremden schon genug, um ihn von der düsteren Vorahnung zu befreien, die er beim ersten Betreten dieser Uferanlage verspürt hatte? Joe holte tief Luft. Er musste nachdenken. In einer perfekten Welt hätte er jetzt ein Whiteboard und eine Auswahl farbiger Stifte. Er würde oben die Probleme auflisten und sich mit Pfeilen durch die Optionen arbeiten. Er könnte die Frage *In wie großen Schwierigkeiten stecke ich?* aufschreiben. Darunter einen Pfeil, der zu *gewaltige Schwierigkeiten* führte und einen alternativen Pfeil zu *mittelschwere Schwierigkeiten* und dazu eine Optionsbox – gehe links für *stell dich der Polizei*, gehe rechts für *abhauen!*.

An der Landspitze führte der Fußweg außen um eine Felsformation herum. Dahinter begann der Kies und der Sand. Das war der Strand. Er hatte ihn in der Dunkelheit gefunden, sich ans feuchte Ufer gesetzt und das erste Leuchten des Sonnenaufgangs betrachtet. In der Dämmerung hatte er, von einem plötzlichen Verlangen getrieben, seine Kleider ausgezogen und war ins Meer gegangen. Die scharfe Kälte des Atlantiks hatte sich beinahe kathartisch angefühlt.

Die Felsen boten nur wenig Schutz vor dem Wind, der den Strand heraufblies, und die angewehte Gischt machte die Steine rutschig. Joe zog den alten Dufflecoat des Arztes enger um sich und setzte die Kapuze auf. Soweit er sehen konnte, war niemand am Strand außer einem Strandgutsammler, der über die Steine gebeugt stand. Joe ging bis zum Wasser hinunter und kletterte über die Felsen, die

sich bis ins Meer erstreckten. Er versuchte sich zu erinnern, wo er seine Kleider gelassen hatte, doch fand keine Stelle, die ihm bei Tageslicht bekannt vorkam. Regen und Sprühnebel stachen ihm ins Gesicht. Das Meer war grau wie Stahl.

Und dann fiel ihm etwas ins Auge, zwischen den Felsen, ein Stück das Ufer hinauf. Es sah aus wie eine Säule aus Gischt, die ganz in der Nähe der Flutlinie aus dem Wasser aufstieg. Er schlidderte ungeschickt die Felsen hinab und marschierte über den Strand. Eine Erinnerung regte sich. Er konnte doch nicht wirklich da sein, oder? Direkt am Sandstrand? War das Wasser da tief genug für einen Wal?

Und da war er, unfassbar groß im seichten Wasser, und schlug mit seiner gigantischen Schwanzflosse auf die Wasseroberfläche ein.

Der Strandgutsammler hatte ihn auch gesehen. Er rannte auf Joe zu und wedelte mit den Armen.

Joe lief los. Der Wal lag nur noch halb im Wasser, er wand sich und schlug im Schaum um sich. Er war schwarz-grau mit weißen Streifen und an der Flanke voller Narben, wie der Überlebende einer harten Schlacht. Ein roter Schleier zog sich durchs Wasser, möglicherweise Blut aus einer Verletzung.

»Mein Gott, was ist das?«

Der Strandgutsammler mit dem gelben Südwester war gebannt stehen geblieben, nur weniger Meter hinter ihm. »Das ist ein Wal. Ein verdammt großer Finnwal.«

Eine hohe Welle kam auf den Strand zugerollt. Als sie den Wal erwischte, schlug das Tier seine Schwanzflosse gegen die Welle und

wurde wie ein riesiges Fass mit dem Kopf voran aus dem Wasser den Sand hinaufgetragen.

»Vorsicht!« Joe krabbelte rückwärts durch den Kies. »Der strandet!«

Die Welle, die ihn angespült hatte, zog sich jetzt wieder zurück, und der Wal blieb allein zurück, sein Kopf und die vorderen Flossen lagen auf Sand, der Schwanz bewegte sich noch immer im Wasser.

»O mein Gott«, brüllte der Strandgutsammler. »Das verdammte Ding ist gestrandet!«

Es sprach für Kenny Kennet, der von den Fundstücken am Ufer lebte, dass er diesen Wal nicht als verwertbares Geschenk aus der Tiefe betrachtete. Stattdessen schien sein einziger Instinkt darin zu bestehen, das Tier zu schützen und es sicher zurück ins Meer zu bringen.

Doch der Wal hatte etwas Beängstigendes an sich, noch immer lebend, noch immer atmend, riesig und gefährlich. Er konnte jederzeit zur Seite rollen und einen Mann unter sich begraben.

»Wir müssen ihm helfen«, sagte Joe. »Wir müssen ihn zurück ins Wasser bringen.«

Kenny sah ihn mit einem merkwürdigen Blick an. »Ich kenne Sie.«

»Ach ja?«

»Ich hab Sie gestern vom Strand weggetragen. Wir haben Sie da vorne gefunden.« Er nickte in Richtung der östlichen Klippen. »Wir dachten, Sie sind tot.«

»Also haben Sie mir das Leben gerettet?«, fragte Joe.

»Sozusagen«, meinte Kenny. So wenig es in der Natur des Strandgutsammlers lag, einen Wal als Profitgelegenheit zu

betrachten, schien er sich irgendetwas von diesem Fremden zu erwarten.

»Vielen Dank.« Joe konzentrierte sich wieder auf das sich quälende Wesen im Sand. »Wir müssen was tun. Wir können ihn nicht einfach da liegen lassen.« Doch schon als er das sagte, spürte Joe, wie ihn Hilflosigkeit überkam. Was konnte man schon für ein so großes Tier tun? »Ich bleibe hier bei ihm. Sie gehen los und holen Hilfe.«

Kenny zögerte. Ein großer Ruck ging durch die Lungen des Tiers, ein Schwall Gischt schoss aus dem Atemloch, und der Körper schien ein wenig tiefer in den Sand einzusacken. »Besser, *Sie* gehen«, sagte Kenny. »Die glauben Ihnen eher als mir. Bei mir denken sie, das ist bloß eine meiner Geschichten. Die kennen mich zu gut.«

»Wir bräuchten eine Armee«, sagte Joe. »Wir brauchen mindestens fünfzig Mann, um diesen Wal zu bewegen. Vielleicht hundert.«

»Die finden Sie im Dorf. Schnell. In einer halben Stunde erreicht die Flut den Höchststand.«

Ein plötzlicher Windstoß schob eine große Welle den Strand hinauf, und die beiden Männer mussten zurückspringen. Für einen kurzen Moment sah die Situation für den Wal vielversprechend aus. Das Tier schien von der Welle leicht angehoben zu werden, doch wenn überhaupt, wurde er nun nur noch weiter den Strand hinaufgetragen. Als der Wal liegen blieb, drehte sich der Kopf ganz leicht und kippte zu einer Seite, und Joe sah ihm plötzlich direkt ins Auge. Eine schreckliche Botschaft der Hoffnungslosigkeit schien direkt aus dem Herzen des Tieres zu kommen.

Wenn Jeremy Melon seine Rede beim Fest des Wales hielt, sprach er auch diesen Moment an. Jeremy beschrieb ihn als Wendepunkt, als einen dieser seltenen Momente, in denen die Entscheidungen, die ein Mensch trifft, den weiteren Verlauf seines Lebens beeinflussen können. »Der Großteil des Lebens«, sagte Jeremy dann, »ist wie die Fahrt auf einer Autobahn. Wir haben keine andere Wahl, als immer geradeaus zu fahren. Kontrollieren können wir nur die Reisegeschwindigkeit. Aber ab und zu kommen wir an einer Ausfahrt vorbei. Wir haben nur einen Augenblick, um uns zu entscheiden. Wir können auf der Autobahn bleiben, und es ändert sich nichts. Aber fahren wir ab, kommen wir in eine uns unbekannte Stadt. Im Laufe weniger Tage«, sagte Jeremy, »ist Joe Haak mehrere Male von der Autobahn abgefahren. Joe war ein Mann, der Entscheidungen traf. Er traf Entscheidungen und war bereit, die Konsequenzen zu tragen.«

War es so einfach? Was den Wal angeht, gebührt ein Teil der Ehre Kenny Kennet, weil er Joe antrieb. Doch in diesem Moment der Unentschlossenheit, mit der Aussicht konfrontiert, in einer fremden Stadt hinter geschlossenen Türen eine Armee zu mobilisieren, blickte Joe ins Auge des Finnwales. Uns trennt gar nicht so viel, dachte Joe. Wir sind beide Säugetiere. Wir atmen dieselbe Luft. Wir betreten diese Welt durch einen blutigen Geburtskanal, wir halten uns mit aller Kraft an diesem zerbrechlichen, vergänglichen Moment der Magie fest, den wir Leben nennen. Und dann, eines Tages, gehen wir. Wir hätten beide auf dieselbe Weise abtreten können, überlegte Joe. Auf demselben Streifen Sand.

»Ich gehe«, sagte Joe.

5

Der Fisch ist tot

Polly Hocking, die Frau des Pastors, würde sagen, dass das erste Überraschende, an das sie sich von diesem Herbstmorgen erinnern konnte, der Anblick eines jungen Mannes in einem Dufflecoat war (der ihm einige Nummern zu groß war), der auf dem Kai auf das Dorf zugelaufen kam und wie ein Wahnsinniger mit den Armen ruderte. Sein dünnes Rufen wurde fast vollständig vom Wind davongetragen, und doch war klar, dass er brüllte. Er packte den ersten Menschen an den Schultern, dem er begegnete, und das war, wie es der Zufall so wollte, der alte Garrow. Polly sah, wie sich eine lebhafte Unterhaltung entspann, mit vielen Fingerzeigen. Dann drehte sich der junge Mann um und lief weiter. Der alte Garrow machte sich in einem Tempo, das ihm gar nicht ähnlich sah, über die Ufermauer auf in Richtung der Landspitze, ohne sich auch nur einmal umzusehen.

»Was ist da draußen nur los?«, fragte Polly.

Sie saß im Wohnzimmer des *Harbour Bed and Breakfast* und trank Tee mit Demelza Trevarrick. Tee war im *Harbour B&B* eine sicherere Wahl als Kaffee.

»Meine Liebe, das wird bloß ein Tourist sein, der seinen Hund verloren hat oder etwas in dieser Art.« Demelza war Autorin von Liebesromanen. Sie empfand es nicht als sonderlich dramatisch,

wenn ein Urlauber auf dem Kai mit den Armen ruderte. Verträumt rührte sie Zucker in ihren Tee.

»Der scheint recht aufgeregt zu sein.« Polly stand auf, um besser durchs Fenster sehen zu können.

»Er ist jung – wie du. Die Jungen haben es immer eilig.«

»Ich habe es nie eilig.«

»Meine Liebe, natürlich. Du hast mit siebzehn geheiratet. Wenn das nicht ungestüm ist, weiß ich es auch nicht.«

Der junge Mann hatte jetzt Daniel und Samuel Robins erreicht. Polly und Demelza beobachteten sie durch das Fenster. Wieder wurde viel gewinkt und mit dem Finger gezeigt, und dann rannten auch die beiden Fischer in dieselbe Richtung los.

»Ob es da vielleicht brennt?«, überlegte Polly.

»Am Strand? Da gibt es nichts, was brennen könnte.«

»Ich glaube, das ist der junge Mann, den wir am Strand gefunden haben«, sagte Polly.

Die Tür des B&B sprang auf, und der Mann stand vor ihnen, durchnässt, zerzaust und mächtig außer Atem. »Ich könnte Ihre Hilfe gebrauchen, Ladys«, sagte er.

»Du liebe Zeit! Und man hat uns noch nicht einmal vorgestellt«, sagte Demelza.

»Wir brauchen hundert Helfer. Am Strand liegt ein Wal.«

»Gute Güte!« Demelza erhob sich bedächtig. »Wenn Sie zwanzig finden, haben Sie Glück. Wir sind hier ja nicht in Penzance.«

Von der Aufregung angezogen, kam Moses Penhallow, rotgesichtig und keuchend, mit seiner Schürze aus der Küche. »Ein Wal?«, schnaubte er, als man ihm alles erklärt hatte. »Das ist bestimmt kein Wal. Ein Tümmler vielleicht.«

»Egal, was es ist, wir brauchen Ihre Hilfe.« Joe war bereits wieder draußen. »Gibt es im Dorf eine Kirchenglocke?«, rief er über die Schulter. »Oder ein Signalhorn?«

»Die Kirchenglocken werden nicht mehr geläutet. Die sind nicht sicher. Gehen Sie zum Hafenmeister.« Polly Hocking zeigte auf das Haus am Rande der Klippe. »Der schießt eine Rakete ab.«

»Danke.«

»Wir trommeln noch mehr Leute zusammen.«

St. Piran ist keine große Gemeinde. Die Einwohnerzahl betrug, wie Dr. Mallory Books Joe anvertraut hatte, dreihundertundsieben. »Dreihundertundacht«, hatte Joe mit einem Lächeln erwidert. Das war gestern gewesen. Heute schien die Aussicht, genügend dieser Seelen an einem elendig rauen Tag aus ihren Häusern zu locken, nicht sehr vielversprechend. Joe lief die Steintreppe zum Haus des Hafenmeisters hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend.

Captain Abel O'Shea war schwerhörig. In St. Piran sagte man, er sei taub. »Tauber als ein Stein«, würde Martha Fishburne Joe einige Tage später erklären. Der alte Hafenmeister stand wie ein Wachposten in der Tür seines Hauses, während Joe seine Geschichte wiederholte.

»Ein was?«, fragte er, als der junge Mann fertig war.

»Ein Wal.«

»Ein Aal?«

»Nein, kein Aal. Ein WAL! Ein riesengroßer Wal!« Joe breitete die Arme aus, um die Größe des Tiers zu vermitteln.

Ein junger Mann kam die Treppe im Flur des Hauses heruntergelaufen. Er hatte die Unterhaltung offenbar verfolgt. »Er will, dass Sie eine Rakete abschießen, Captain.«

»Eine was?«

»Ich mach das.« Der junge Mann beugte sich am Hafenmeister vorbei und streckte die Hand aus. »Ich bin Casey Limber.«

»Sind Sie einer von denen, die mich gerettet haben?«

»Ich habe Sie getragen – ein kurzes Stückchen.«

»Vielen Dank.«

»Sie werden es nicht verstehen, aber eigentlich sollte ich mich bei Ihnen bedanken.« Casey grinste. »Ich erklär's Ihnen, wenn wir Zeit für ein Bier im *Petrel* haben. Erst mal schieße ich die Rakete ab.«

»Danke.«

»Da vorn wird der Fisch abgepackt.« Casey deutete auf eine Lagerhalle am Rande des Hafengeländes. »Da sind ein paar junge Frauen. Und dann versuchen Sie's in der Schule.«

»Der Schule?«

Casey wies ihm die Richtung. »Sagen Sie Martha, sie soll alle Eltern informieren. Das geht am schnellsten.«

»Okay.«

Wenn man einen jungen Großstadtbewohner in einem Nest von gut dreihundert Seelen aussetzt – vor allem einem so unweigerlich isolierten Ort wie St. Piran –, na ja, dann sollte man meinen, dass man ihm dort mit einem natürlichen Misstrauen begegnet. Setzte man den Stadtjungen mit einer dringlichen Aufgabe aus – etwa, einhundert Freiwillige zu finden, die bei etwas helfen sollten, was die meisten sehr weit hergeholt finden dürften, nämlich an einem Tag, an dem der Wind stark und der Regen unablässig war, einen Wal zu retten –, würde man die Erfolgsaussichten ganz bestimmt als nicht sehr hoch einschätzen. Doch dieser junge Mann in seinem Dufflecoat hatte vom ersten Augenblick an etwas an sich, das jeden

Widerstand zu neutralisieren schien. Vielleicht lag es an seinem unverbrauchten Gesicht, an der jugendlichen Art, wie er von Haus zu Haus lief, oder an der Beharrlichkeit, mit der er seine Sache verfolgte. Für die Bewohner von St. Piran hatte Joe Haak ein Selbstvertrauen, das sein Alter Lügen strafte. Seine Augen strahlten mit einer Intensität, der die kleine Gemeinde nichts entgegenzusetzen hatte. Während der Ausgesetzte noch durch das kleine Häufchen von Gebäuden wirbelte, das sich Dorf nannte, machte sich eine kleine Gruppe Ortsansässiger bereits auf den Weg zur Landspitze. Der Rekrutierungsprozess, der mit einem einzigen, mit den Armen rudernden Mann begonnen hatte, hatte sich innerhalb weniger Minuten in eine Lawine verwandelt. Anwohner liefen nach Hause und klopften an Türen. In kürzester Zeit strömten Männer und Frauen in regendichten Jacken und festem Schuhwerk aus ihren Häusern am Harbour Hill und in der Fish Street und aus den Bungalows am East Cliff Way. »Das war ein Fall von kritischer Masse«, erklärte Joe Mallory Books später. »So wie bei einer Explosion ein Teilchen zwei andere anstößt und die dann vier Teilchen, und in null Komma nichts hat man eine exponentielle Flut von Teilchen.«

Am Strand machte sich Kenny Kennet Sorgen um den Wal. Der Körper schien seit dem Stranden geschrumpft oder zumindest vom Gewicht des eigenen Specks plattgedrückt worden zu sein. Der Wal hatte aufgehört, sich zu schütteln und um sich zu schlagen, und lag jetzt regungslos da, hatte sich seiner Unbeweglichkeit auf dem Sand ergeben. Die Flut hatte beinahe ihren höchsten Stand erreicht. Der Strandgutsammler hatte bei der Arbeit immer einen kleinen Handspaten dabei. Er fing an, den Sand wegzuschaufeln. Es war

nicht leicht. Jede Welle machte seine Arbeit wieder zunichte, aber Kenny dachte, wenn er es schaffen würde, genug Wasser unter den Wal zu bekommen, könnte ihm das helfen, wieder Richtung Meer zu rutschen.

Der alte Garrow war der Erste, der eintraf. Seinen Gehstock hatte er unterwegs verloren. »Kannst ihm nich' helfen«, rief er Kenny zu. »Hab das schon gesehen. Der Fisch is' schon tot.«

Diese Information schien den Strandgutsammler jedoch nur noch schneller graben zu lassen. »Das ist kein Fisch.«

»Tja, was auch immer, jedenfalls is' er tot.«

»Helfen Sie mir, den Sand wegzuräumen.« Kenny warf dem alten Fischer einen Eimer zu. »Wenn wir unter ihm graben, können wir ihn vielleicht zum Schwimmen bringen.«

»Zum Schwimmen bringen, was?«, sagte Garrow, doch er ließ sich neben dem Wal auf die Knie sinken und fing an, mit den Händen Sand in den Eimer zu schaufeln. »Das wird nichts, sach ich dir.«

Wie zur Antwort erzitterte der Wal, und eine wellenartige Bewegung wanderte seine Flanke entlang.

Die ersten Dorfbewohner trafen ein. Sie kamen in Zweier- und Dreiergruppen, als Familien, jung und alt. Dr. Mallory Books war da, in einem alten Tweedmantel. Demelza Trevarrick, distanziert, mit einer Zigarette in einer silbernen Spitze, vielleicht auf der Suche nach Material für ihren nächsten Roman. Die jungen Fischpackerinnen waren froh über die Unterbrechung; die Jungs von den Booten freuten sich über das Abenteuer. Die Magwith-Jungs von der Farm waren da, ein halbes Dutzend Hausfrauen vom Harbour Hill, Dorothy Restorick mit ihrem Baby im Kinderwagen, Martha

Fishburne, die Lehrerin, rund und mit jugendlichem Gesicht, mit einem Dutzend Grundschülern im Schlepptau, und Jacob und Romer Anderssen vom *Petrel Inn*. Es waren Fischer da und Farmarbeiter, Berufstätige und Arbeitslose und längst Pensionierte. Der Pastor, Alvin Hocking, war da, mit seiner Frau Polly, und Charity Cloke und Casey Limber und der taube Hafenmeister; die Inhaber des B&B und Jessie Higgs, die Ladenbesitzerin. Und die Shaunessy-Jungs, die die Milch ausfuhren und den Fisch zur Fischfabrik transportierten, und Jeremy Melon und die örtlichen Klempner und Anstreicher und Aminata Chikelu, die zum zweiten Mal hintereinander ein surreales Ende ihres Arbeitstages erlebte.

Nach einer Weile wäre es einfacher gewesen, diejenigen Dorfbewohner aufzuzählen, die an diesem Morgen nicht dabei waren. Das waren die, die auswärts arbeiteten – in Treadangel oder Penzance –, dann die Jugendlichen, die zur Highschool gingen, diejenigen, die einfach zu alt oder schwach waren, und einige wenige, die den ganzen Aufruhr schlicht nicht mitbekommen hatten. Das übrige St. Piran war, wie es schien, zur Bucht gekommen. Und hätte jemand sich genau diesen Augenblick ausgesucht, um die vier Meilen von der Hauptstraße herunterzufahren und sich den Ort anzusehen, hätte er eine Geisterstadt vorgefunden; versperrte Türen, verlassene Geschäfte, als wäre ein Hurrikan durch den Ort gefegt und hätte ihn seiner Bevölkerung beraubt. Und das war ja im Grunde tatsächlich geschehen.

6

Keiner kann so feste ziehen

Als die Helfer am Strand von St. Piran eintrafen, bestand für kurze Zeit die Gefahr, dass die Veranstaltung sich in ein Volksfest verwandeln könnte. Wie durch ein Wunder setzte der Regen aus. Niemand hatte je zuvor einen Wal gesehen – zumindest nicht aus solcher Nähe –, und niemand wusste so recht, was man tun sollte, genau genommen nicht einmal, was man *versuchen* sollte zu tun. Kenny Kennet hatte im Angesicht der vertrauten Gesichter seines Heimatortes das Heft aus der Hand gegeben. Einige der Jungs versuchten, den Wal zu schieben. Andere gruben im Sand. Die meisten standen einfach nur da, vor Unentschlossenheit erstarrt. Das ganze war eine Kakophonie des Zauderns.

»Moment. STOPP! Alle aufhören!«, hörte sich Joe plötzlich brüllen.

Wäre dieser Aufruf von jemand anderem gekommen, wäre er vielleicht im allgemeinen Chaos der Anweisungen untergegangen, doch dies war die Stimme des Fremden. Es war eine unvertraute Stimme.

»Wir erreichen gar nichts, wenn jeder etwas anderes macht. Wir müssen zusammenarbeiten.«

Zustimmendes Gemurmel.

»Weiß jemand, wann genau die Flut ihren höchsten Stand erreicht?«

»In zwölf Minuten«, kam die überzeugte Antwort.

»Also, wir machen es so«, sagte Joe. »Wir graben jetzt alle, sieben Minuten lang. Wir bringen so viel Wasser unter seinen Bauch, wie wir können. So rutscht er besser. Und in sieben Minuten schieben wir alle, gemeinsam mit den Wellen. Wir heben ihn raus. Okay? Wer nimmt die Zeit?«

»Ich mach das!« Einer der Schüler, mit einer Uhr.

»Sag jede Minute laut an, bis wir bei sieben sind«, sagte Joe. »Alle bereit? Dann GRABT!«

Ein Rudel von Helfern umkreiste den Wal. Auf allen vieren fingen sie an, den Graben zu erweitern.

»Hat jemand Seile?«, rief Joe. »Holt sie. Schnell. Ihr habt sieben Minuten. Und Planen, wenn ihr welche findet.«

Mehrere Jungs sprinteten in Richtung Dorf.

Joe ließ sich auf die Knie fallen, um beim Graben zu helfen. Die Flanke des Wales erhob sich bedrohlich über ihm wie eine mit Krebsen übersäte Felswand, und vom Kopf bis zum Schwanz waren tiefe, parallel verlaufende Streifen darin eingraviert. Joes Position hätte sich gefährlich anfühlen sollen, doch aus irgendeinem Grund tat sie das nicht. Er schaufelte mit beiden Händen Sand unter dem Bauch des Tieres weg und warf ihn hinter sich, dann noch einmal. Die Bemühung kam ihm jämmerlich vor. Einer der Jungs von der Farm grub neben ihm. Gemeinsam wühlten sie sich durch den Sand, wie Kaninchen, die einen Bau anlegten. Mit jeder neuen Welle drängte das Meer, kalt und vielversprechend, in den Freiraum. Und

trotzdem fühlte sich das Unterfangen vergeblich an. Wie sollten sie es jemals schaffen, ein so großes Tier zum Schwimmen zu bringen?

»Sechs Minuten«, rief der Zeitnehmer pflichtbewusst. Als hätte er die Hoffnungslosigkeit des Ganzen bereits verstanden, erzitterte der Wal erneut und blies Wasser aus seinem Atemloch, und die Gruppe der Grabenden schrie im Chor.

Das Wasser war kalt, und Hände waren ein unzureichendes Werkzeug. Als die Fünf-Minuten-Marke ausgerufen wurde, waren Joes Finger bereits taub, doch die Dorfbewohner gruben weiter. Ein Gefühl von Dringlichkeit machte sich breit, von Verzweiflung gar.

»Treiben Sie sie an«, flüsterte Kenny Joe zu. »Die mögen Sie.«

»Weitergraben, alle Mann!« Das kam ihm grausam vor, weil seine eigenen Hände so wenig Lust zum Graben hatten. Doch an der gesamten Flanke des Wales kam eine Reihe kniender Dorfbewohner seinem Aufruf nach.

Demelza Trevarrick war eine der wenigen, die noch standen. Sie redete auf den Wal ein. »Halt durch«, konnte Joe sie sagen hören. Sie streichelte ihm das Gesicht. »Wir holen dich hier raus.«

»Ich bezweifle, dass er dich hören kann«, sagte Jeremy Melon. »Seine Ohren sind nicht für Töne an der Luft gemacht. Er kann nur Vibrationen unter Wasser hören.«

»Er hört meine Vibrationen, stimmt’s, mein Schatz?«, sprach Demelza den Wal an.

»Nein, tut er nicht.«

»Ich beruhige ihn.«

»Sie machen das sehr gut«, sagte Joe, der auf keinen Fall eine Revolte anfachen wollte.

»Vier Minuten.«

Plötzlich erschien es vorstellbar, dass sich unter dem gewaltigen Tier ein schmaler Kanal aus Wasser bilden könnte. Niemals genug, damit es darin schwimmen würde, aber vielleicht eine Art Rutschbahn ins Meer.

»Das sieht gut aus«, brüllte Joe aufgeregt. »Grabt weiter.« Er stand auf und eilte zur anderen Seite des Wales, um sich den Stand dort anzusehen. Hier kniete eine weitere Reihe grabender Helfer, auch hier flogen Sand und Kies. Diese Seite hatte vielleicht sogar noch tiefer gegraben.

»Hier läuft es super!«, rief er. Mit tauben Händen sank er hinab, um weiterzugraben.

Drei Minuten.

Zwei.

»Vorsicht!« Eine große Welle rollte den Strand hinauf, überspülte den Kanal und erwischte die Grabenden unvorbereitet. Der Wal erzitterte bedrohlich.

Joe fällte eine Entscheidung. Sie konnten nicht länger warten. »Alle aufstehen. Jetzt schieben wir ihn an.«

Es gab keine Einwände. Kalt, erschöpft und ausgesprochen nass kämpfte sich die Schar von Helfern auf die Füße. In der Ferne war ein Schrei zu hören. Vier der Jungs aus dem Dorf kamen den Strandweg entlanggelaufen, mit einem Gewirr von Seilen und einem großen Segel.

»Sehr gut, Jungs!«

Das Dorf war zu einer Mannschaft geworden. Was jetzt folgte, war ein beinahe wundersames Beispiel von Menschen, die mit der Präzision einer Ameisenkolonie zusammenarbeiteten. Das Potential von Segeltuch und Seilen hatte man sofort erkannt. Hände machten

sich daran, Seile an den Ecken des Segels zu befestigen. Es war, als hätte man es geprobt. Das Segel wurde über die Brust des Wals geworfen und in den Sandkanal gezogen.

»Packt die Seile!«

Das brauchte man ihnen nicht zu sagen.

»Jetzt ZIEHT!« Wie ein einziger Organismus zerrten die Bewohner von St. Piran mit ihrem ganzen Gewicht an den Seilen. Das Segel schmiegte sich eng um den Wal.

»ZIEHT. ZIEHT.«

Der Wal bewegte sich nicht einen Zentimeter in Richtung Wasser. Sein Gewicht hielt den vorderen Teil seines Körpers wie ein gewaltiger Anker am Strand.

»Okay. Wir müssen auf eine Welle warten. Auf die nächste große Welle. Zieht die Seile stramm!«

Alle hängten sich in die Seile.

»Warten. Warten. Warten.« Joe versuchte, die Wellen einzuschätzen. »Moment …«

»Die nächste sollten wir nehmen«, rief jemand.

»Nein, noch nicht.« Joe hatte dahinter eine noch größere Welle gesehen. »Nicht ziehen – noch nicht.« Er sah, wie die sich brechende Welle das Ufer hinaufrollte. »Wartet auf mein Signal. Gleich … gleich … ZIIIIEHT!«

Am Abend in der Bar des *Petrel Inn* erzählte man sich, dass in jedem der Helfer am Strand in diesem Augenblick übermenschliche Kräfte freigesetzt wurden. So oft wurde diese Geschichte wiederholt, dass nach und nach viele der Dorfbewohner selbst daran glaubten.

»Das war wie bei einer Mutter, die einen Traktor anhebt, weil ihr Kind darunterliegt«, sagte einer der Magwith-Jungs.

»Ein Wunder war das«, sagte Demelza Trevarrick.

»So feste konnten wir unmöglich ziehen«, sagte Kenny Kennet. »Keiner kann so feste ziehen.«

Und doch hatten sie es geschafft.

Ihre Kraft hatte etwas Hysterisches. Die erste kleine Bewegung des Wales fachte sie an. Männer stemmten sich so sehr gegen die Seile, dass ihre Adern an Hals und Stirn hervortraten. (Im *Petrel Inn* zeigten sie einander ihre Hände, die von den Seilen verbrannt waren.) Männer und Frauen brüllten wie ein einziges Wesen. Sie knirschten mit den Zähnen und loteten aus, was ihre Muskeln und Sehnen hergaben, während sie sich mit all ihrem Gewicht gegen die Seile stemmten. Und dann plötzlich, mit einem urwüchsigen Zittern, rutschte der Wal den Kanal hinab, und sie standen bis zu den Knien im Wasser.

»Noch mal zusammen!«

Sie zogen noch einmal, doch jetzt mussten sie dem Wal in den Ozean folgen. Aus dem Schreien wurde Jubeln.

»Schieben!«

Joe hatte das Seil losgelassen und drückte jetzt mit seinen ausgekühlten Handflächen gegen den vorderen Teil des Wales. Die Haut des Tiers fühlte sich rau an, aber warm. Dutzende Hände gesellten sich zu seinen, und die Helfer versammelten sich um ihn, um zu schieben.

Dann plötzlich fiel der Boden steil ab, und das Tier schwamm. Wieder wurde gejubelt. Es war, als hätte etwas den Wal aus einem nicht eingeplanten Schläfchen geweckt. Er begann, sich zu drehen.

»Alle zurück.«

Der Wal machte einen Buckel und wand sich.

»Vorsicht!«

Wer hätte gedacht, dass ein so großes Tier sich so flink bewegen konnte? Es schien im Wasser zu versinken, doch dann, mit einem kraftvollen Schlag seines Schwanzes, drehte es um und schickte eine Flutwelle den Strand hinauf.

»Passt auf!«

Ein alter Mann war von dem Leviathan wie gebannt. Er stand bis zum Bauch im Wasser und bewegte sich nicht, als der Wal sich umdrehte. Der Schwanz des Tiers erhob sich, als bereite es einen gewaltigen Schlag vor, der das Meer und den alten Garrow treffen würde, der genau dort stand. Doch dann hielt der Wal, sanft wie ein Zirkusdelphin, in seiner Bewegung inne. Der Schwanz glitt herab, und manche behaupten, er habe den alten Fischer gestreichelt, der dort stand, die Fluken hätten bloß sachte das Gesicht des alten Mannes gestreift.

Dann, mit einem Ruck, tauchte der Wal ins dunkle Wasser der Bucht ein.

Sie standen da und sahen ihm nach. Eine nasse, ausgekühlte Schar aus Männern und Frauen und Kindern, bis zu den Knien in der Gischt.

»Gib Gas!«, brüllte jemand, und jemand anders stieß einen gellenden Pfiff aus. Der Leviathan war wie ein dunkler Schatten unter der Oberfläche verschwunden. Eine Weile lang beobachteten sie die Bucht, vielleicht damit rechnend, dass er zurückkehren könnte. Dann, weit draußen in der Bucht, weit jenseits der schützenden Felsen, schoss hinter dem Kamm einer Welle eine Fontäne in die Luft.

»Da bläst er!«, rief Kenny Kennet. Jemand jubelte, Jeremy Melon fing an zu klatschen, und schon bald applaudierten alle. Ihre tauben Hände gaben den feierlichen Rhythmus vor.

7

Woran sterben Menschen?

»Haben Sie von der Bank gelesen?«, fragte Joe Dr. Books.

»Von welcher Bank?«

»*Lane Kaufmann.* War die in den Nachrichten?«

»Welchen Nachrichten?«, fragte Books. Sie saßen in der Bar des *Petrel Inn*, jeder hatte ein Glas Bier vor sich. Die meisten der Dorfbewohner, die hier die Rettung des Wales gefeiert hatten, waren bereits wieder nach Hause gegangen. Ein gutes Dutzend Helfer war noch da. Joe saß an einem Tisch mit dem Arzt, mit Jeremy Melon, der Merlot trank, und mit Demelza Trevarrick, die sich genüsslich auf der Bank ausgestreckt hatte, auf der eigentlich Platz für drei gewesen wäre.

»Er guckt nie Nachrichten«, sagte Jeremy. »Er hat nicht mal einen Fernseher. Und er kauft nie die Zeitung.«

»Wirklich?« Joe war überrascht.

»Was soll mir das hier unten bringen?«, fragte Books mürrisch. »Irgendeine Politikerin wird mit einem Fußballspieler im Bett erwischt. Ja und? Irgendwann stellt man fest, dass uns das alles überhaupt nicht betrifft. Und es ist nicht mal interessant.«

»Ich habe die Nachrichten gesehen«, sagte Jeremy. »Aber da war nichts über eine Bank.«

»Ist sie den Bach runtergegangen?«, fragte Books. »Das machen die ja inzwischen dauernd. Nichts ist mehr sicher.«

»Die hätten uns gebraucht«, sagte Demelza und streichelte ihre Bloody Mary. »Wir hätten sie über Wasser gehalten.«

»Auf jeden Fall!«, sagte Jeremy, den es bei dem Gedanken kaum mehr auf seinem Sitz hielt. »Wir hätten einen verdammten Tunnel druntergegraben und hätten sie zurück ins Meer gewuchtet.«

»Das war meine Bank«, sagte Joe.

»Deine Bank?«, fragte Demelza überrascht. »Hat sie *dir* gehört, Darling?«

»Nein, nein.« Hätte er diese Unterhaltung überhaupt anfangen sollen? Joe nahm einen Schluck von seinem Bier und dachte über die merkwürdige Perspektivverschiebung zwischen London und St. Piran nach. Gab es etwa keine durchgehende Asphaltverbindung von dem einen Ort zum anderen? Wenn London nieste, hielt sich dieser Ort nicht zumindest schützend die Hand vors Gesicht? Scheinbar nicht. Ein Ereignis, das nur achtundvierzig Stunden zuvor wie ein Tsunami durch die Hauptstadt gefegt war, hatte hier kaum eine Welle verursacht.

»Es war nicht meine Bank. Nicht auf *diese* Art. Ich habe da gearbeitet. Als Angestellter.«

»Das würde das Auto erklären, Darling«, sagte Demelza.

»Früher gab’s eine Bank in St. Piran«, sagte Books. »Aber das ist lange her. Es war eine Filiale von Lloyds, wenn ich mich recht erinnere.«

»Das war wahrscheinlich eine Privatkundenbank«, sagte Joe. »Keine Investmentbank.«

»Erinnert ihr euch an den Typen, der die geleitet hat?«, fragte Jeremy. »Was ist aus dem geworden? So ein langer Kerl aus Truro.«

»Mit verträumtem Blick«, sagte Demelza.

»Und kaputten Füßen«, sagte Books.

Joe nahm noch einen Schluck von seinem Bier. »Na, jedenfalls«, sagte er, wenig einfallsreich. »*Lane Kaufmann.* Für die hab ich gearbeitet.«

»Institutionen mit zwei Namen sind mir immer suspekt«, warf Demelza ein. »Gibt es zwei Namen, gibt es Konflikte. Der eine Partner ärgert sich über den anderen. Ich versteh was davon – ich bin eine Beobachterin der menschlichen Natur. Am Ende ist der Hass so groß, dass der eine bereit ist, die gesamte Firma in den Abgrund zu stürzen, nur um den anderen zu ärgern.« Sie lächelte. »Genau wie Dyer und Wilson.«

»Die Metzger aus Treadangel?«

»Wisst ihr noch, was mit denen passiert ist?«

»Wer könnte das vergessen?«

Joe sah sich mit seinem leeren Glas auf den Tisch klopfen. »Jedenfalls«, sagte er, »sind sie pleite gegangen. Soweit ich weiß. Will noch jemand was?«

»Ich nehm noch eins, wenn du bezahlst«, sagte Jeremy.

»Ich bezahle, aber Dr. Books leiht mir das Geld.«

»Ich sage nie nein«, sagte Books.

»Mein Lieber«, schnurrte Demelza und sah Joe aufreizend an, »ich dachte schon, du fragst gar nicht mehr.«

Joe war kaum zwei Tage in dem Dorf, doch er schien bereits eine Nische für sich gefunden zu haben. Er war der Mann, der den Wal gerettet hatte. Er war der Untermieter des Arztes. Er war in die

Gravitationsfelder von Jeremy Melon und Demelza Trevarrick geraten – beide mehr als zehn Jahre älter als er. Nachdem der Wal gerettet war und die meisten der Dorfbewohner zu ihren alltäglichen Routinen zurückgekehrt waren, war Jeremy mit Joe durchs Dorf gegangen und hatte ihm die interessanten Orte gezeigt (von denen es nicht allzu viele gab). Sie hatten Dutzenden Leuten die Hände geschüttelt, und Joe hatte sich einige Namen gemerkt und viele andere sofort wieder vergessen. »Heute Abend wird im *Petrel* gefeiert«, hatte Jeremy ihm vertraulich vorausgesagt, und tatsächlich war das kleine Lokal kurz nach Sonnenuntergang voller Dorfbewohner gewesen. Sie standen Schulter an Schulter an der Bar gedrängt, und jeder wollte unbedingt den jungen Mann wiedertreffen, der die Rettungsaktion choreographiert hatte, und jeder wollte seine eigenen Geschichten vom Strand loswerden. Jacob Anderssen, der Wirt, ein kantiger Mann mit langen Koteletten, drückte Joe ein Bier in die Hand, als er den Pub betrat. »Das geht aufs Haus, junger Mann«, sagte er.

Später, nachdem die Sperrstunde eingeläutet worden war, half Joe Dr. Books die Fish Street hinauf bis zu seinem Haus. Der Arzt war zwar schon längst pensioniert, doch er schien noch immer einiges an Bier zu vertragen. Sie standen auf den Bodenfliesen des kleinen Flurs, und Joe half dem alten Mann aus dem Mantel.

»Du trinkst noch einen Whisky mit mir«, sagte Mallory Books. Es klang mehr nach einem Befehl als nach einem Vorschlag.

Er verschwand ins Behandlungszimmer und kam mit einer Flasche und zwei Gläsern zurück. »Den gibt’s nur auf Rezept«,

sagte er und ging ins Wohnzimmer voran. »Clynelish«, sagte er. »Sechzehn Jahre alt. Den wirst du mögen.«

»Eigentlich bin ich kein großer Whiskytrinker.«

»Dann hast du noch viel mehr zu lernen, als ich befürchtet hatte.« Books drückte den Korken heraus und goss zwei großzügige Portionen ein. »Das ist ein Northern Highland. Viel weiter kann man von hier aus nicht fahren, bevor man nasse Reifen bekommt.«

»Danke.«

Die beiden Männer ließen sich in Sessel sinken.

Der Arzt ließ die blasse Flüssigkeit in seinem Glas kreisen und sog das Bouquet tief in die Nase ein.

Joe tat es ihm nach. Books nahm einen Schluck, schloss die Augen und genoss den Moment. »Ich seh das so«, fing er leise an. »Jemand in der *Lane-Kaufmann*-Bank – irgendein Händler oder so – hat sich einen richtig windigen Posten andrehen lassen …« Er gestikulierte mit seinem Glas, »… und dabei ging gewaltig viel Geld verloren. Also haben sie den Anteil an was anderem verdoppelt. Dann gerieten sie ins Schwitzen und warteten darauf, dass der Kurs steigt. Oder fällt. Oder irgendwas. Aber das ist nicht passiert.«

»Also lesen Sie *doch* Zeitung?«

»Ich habe Radio. Die Aktie fiel ebenfalls. Oder der falsche Kurs stieg. Also versuchten sie es mit einem anderen. Und noch einem, aber wie es aussah, hatte der Markt keine Lust, ihnen einen Gefallen zu tun. Alles, was sie anfassten, zerfiel zu Staub.«

Joe nickte langsam. »Nicht ganz. Aber so ähnlich.«

»Ich rate nur. Aber ich habe ein Bild von dir im Kopf. Du gehst gern auf Risiko.«

»Nein.« Joe schüttelte den Kopf. Diese Beschreibung passte tatsächlich nicht zu ihm. »So bin ich nicht. Normalerweise bin ich der Vorsichtige.«

»So? Na ja, vielleicht bist du einfach impulsiv. Du triffst schnelle Entscheidungen und handelst dann danach«, sagte Books.

»Ist das eine gute Eigenschaft oder eine schlechte?«

Der Arzt musterte ihn. »Das hängt wahrscheinlich davon ab, welche Entscheidungen man trifft.«

»Wahrscheinlich.«

»Den Wal retten zu wollen hätte eine schlechte Entscheidung sein können. Aber du hast dich trotzdem dafür entschieden. Und es durchgezogen. Und am Ende war es richtig so.«

Das Aroma des Clynelish stieg Joe direkt in den Kopf. Schon jetzt drehte sich alles. Das musste das viele Bier aus dem *Petrel* sein. »Mir ist ein bisschen schwindlig.«

»Natürlich.«

Es folgte eine gar nicht unangenehme Stille, wie sie nur sehr guter Whisky herbeiführen kann.

»Ich habe nachgedacht«, sagte Joe. »Ich würde das Zimmer gern längerfristig mieten.«

»Sehr gerne«, sagte Books. »Das macht zwanzig Pfund die Nacht.«

»Gestern hieß es noch zehn Pfund!«

»Gestern warst du noch kein reicher Banker und Justizflüchtling.« Dr. Books lächelte. »Ich bin einundachtzig«, sagte er, als sei das kein abrupter Themenwechsel. »Ich bin in dieses Dorf hier gekommen, als … aah … das Jahr habe ich vergessen, aber es ist über fünfzig Jahre her. Wenn du fünfzig Jahre in einer so kleinen

Gemeinde verbringst, passiert etwas Komisches. Du siehst die komplette Lebensspanne des Menschen. Du siehst alte Menschen sterben und hast sie noch mit Mitte Zwanzig vor Augen. Und du siehst, wie Babys geboren werden, und siehst sie wachsen, und irgendwann haben sie die Hundert halb voll.«

Joe nickte. Der Whisky machte ihn noch schwindliger.

»Ich habe viele Menschen kommen und viele Menschen gehen sehen«, sagte Books. »Aber ich glaube nicht, dass ich schon mal einen Neuen innerhalb von vierundzwanzig Stunden einen solchen Eindruck hab machen sehen, mein lieber Joe …«

»Haak. Joe Haak.«

»Ah, ja. Ein ausländischer Name?«

»Mein Vater ist Däne.«

»Also, Mr Haak. Du hast dieses Dorf durcheinandergewirbelt.«

»Ist das ein Kompliment?«

»Das ist eine Feststellung.«

»Ich glaube, ich sollte jetzt schlafen gehen.« Joe machte Anstalten, aus seinem Sessel aufzustehen.

»Noch nicht.« Books hielt die Flasche hoch und schüttete, ohne zu fragen, einen weiteren Daumenbreit Whisky in das Glas des jüngeren Mannes. »Wir müssen erst noch ein, zwei Einzelheiten klären.«

»Einzelheiten?« Joe sah sich nach dem Glas greifen.

»Wie sterben Menschen? Hast du mal darüber nachgedacht?« Der alte Mann lehnte sich in seinem Sessel zurück. »In einem Dorf mit dreihundert Einwohnern gibt es jedes Jahr drei oder vier Sterbefälle. In einem schlechten Jahr fünf oder sechs. So oder so … weißt du, wie Menschen sterben?«

Joe schüttelte den Kopf.

Der Arzt grinste ihn grimmig an. »Herz-Kreislauferkrankungen, das ist das Wichtigste. Das Herz gibt frühzeitig seinen Geist auf. Vielleicht zwei pro Jahr. Krebs. Das ist ein ziemlicher Killer. Einer pro Jahr. Atemwegserkrankungen. Auch nicht selten. Unfälle? Ich habe schon schlimme Sachen gesehen. Ich habe Alte und Neugeborene gesehen und alles dazwischen, aber jetzt kommt's: Ich habe noch nie einen Selbstmord gesehen. Nicht einen, in fünfzig Jahren. Und ich hoffe, das bleibt auch so.«

Schweigen. Joe blickte tief in sein Glas.

»Haben wir uns verstanden?«

Der junge Mann atmete langsam aus. »Es war kein Selbstmordversuch«, sagte er schließlich.

»Ach nein? Und was dann? Ein Hilfeschrei?«

Er versuchte sich zu erinnern. Wie weit weg all das zu sein schien. War es wirklich erst einen Tag her? Was hatte er sich gedacht? Aufgeregte Stimmen. Gesichter, die ihn ansahen. Verzweiflung.

Er stellte sein Glas ab und hielt sich die Hände vors Gesicht. »Ich hatte einen schlechten Tag«, sagte er. »Einen sehr schlechten Tag. Ich bin ins Auto gestiegen und losgefahren. Bin gefahren und gefahren. Bis keine Straße mehr da war. Wäre ich noch weiter gefahren, hätte ich nasse Reifen bekommen.« Er lächelte müde.

»Und dann?«

»Dann bin ich zum Meer gelaufen.« Joe schüttelte langsam den Kopf. »Eine Zeitlang habe ich dagesessen. Mir den Sonnenaufgang angesehen. Und dann bin ich weitergegangen, glaube ich.«

»Und deine Kleider?«

»Die habe ich am Strand gelassen.«

»Aha.« Der Arzt presste die Lippen zusammen. »Du wolltest also zurückkommen?«

Joe sank noch ein wenig tiefer in seinen Sessel. »Ja, ich glaube schon. Aber ich weiß es nicht wirklich. Ich erinnere mich, dass ich rausgeschwommen bin. Vielleicht wollte ich mich selbst testen. Ich habe von Leuten gelesen, die ihr Leben beendet haben, indem sie ins Meer gegangen sind. War das nicht bei Virginia Woolf so? Aber so einfach ist das nicht. Man bleibt fast automatisch oben – man schwimmt instinktiv. Jedenfalls hatte ich irgendwann genug. Ich beschloss zurückzuschwimmen, meine Klamotten zu holen und mich zusammenzureißen. Aber ich war weiter draußen, als ich dachte. Die Kälte setzte mir zu. Ich konnte meine Hände und Füße nicht mehr spüren. Ich strampelte, aber meine Arme und Beine bewegten sich kaum, und die Strömung schien mich noch weiter nach draußen zu ziehen.«

»Du wolltest wissen, wie es sich anfühlt, dem Tod nah zu sein«, sagte Books. »Und zwar *so* nah.« Er hielt zwei zusammengekniffene Finger hoch. »Aber du wolltest nicht ganz rüber. Richtig?«

Joe saß schweigend da und nickte. »Vielleicht haben Sie recht«, sagte er.

»Also, was hat dich gerettet?«

Joe schloss die Augen. »Sie halten mich für verrückt …«

»Ach, bilde dir mal nichts ein. Ich habe noch nie einen Selbstmord gesehen und noch nie einen Verrückten. Einen echten Verrückten. Spinner und Bekloppte habe ich genug gesehen, klar. Vielleicht bist du ja einer von denen.«

»Kann sein … ich habe eine Stimme gehört. Keine echte Stimme. Die Erinnerung an eine Stimme.«

»Und wessen Stimme war das?«

Es war eigentlich nur ein leises Flüstern gewesen. Bloß drei kaum hörbare Worte, die man ihm vor langer Zeit ins Ohr gehaucht hatte. Mit geschlossenen Augen konnte er sich vorstellen, wie er sich damals zur Seite beugte, um die Worte zu verstehen, wie er sich anstrengte, um sie ja nicht zu verpassen. »Ich weiß noch, wie kalt mir im Wasser war«, sagte er. »Ich kam nicht vom Fleck, vielleicht weil da eine Strömung war. Ich geriet langsam in Panik. Und da hörte ich die Stimme. Und dann versperrte mir etwas den Weg. Ich wusste erst nicht, was es war, aber jetzt weiß ich es natürlich. Das war der Wal.«

»Du hast den Wal gesehen?«

»Ich sah, wie sich eine große dunkle Wand an mir vorbeischob, und dann spürte ich, wie ich unter Wasser gezogen wurde. Ich sah das Auge. Und dann weiß ich nichts mehr.«

»Wie weit draußen warst du?«

»Ich kann es nicht sagen. Vielleicht eine Viertelmeile.« Joe lächelte den alten Arzt an. »Ich bin wirklich nicht selbstmordgefährdet, Dr. Books. Und ich bin nicht verrückt. Vielleicht bin ich tatsächlich ein bisschen … impulsiv. Außerdem bin ich zu jung, um zu sterben. Und ich muss noch ein Versprechen einlösen.«

»Ein Versprechen?« Books sah Joe über den Rand seines Glases hinweg an. »Was für ein Versprechen?«

»Das spielt keine Rolle. Nichts Wichtiges. Aber ich kann es nur einlösen, wenn ich noch am Leben bin.«

»Verstehe.« Als sie eine Weile geschwiegen hatten, sagte der alte Arzt: »Ich hatte mal eine Frau.«

»Ist sie … gestorben?«

Books knurrte. »Nein. Die lebt noch, soweit ich weiß. Hat's nur nicht ertragen, hier zu leben. Zehn Jahre lang hat sie's ausgehalten – mich ausgehalten. Vor neununddreißig Jahren ist sie dann gegangen. Als ich das letzte Mal von ihr gehört habe, lebte sie in Fleetwood, mit einem Baumchirurgen. Besserer Name für einen Holzfäller.«

»Tut mir leid«, sagte Joe.

»Muss es nicht. Ich sag's nur, damit du Bescheid weißt. Ich lebe hier ein ziemlich einzelgängerisches Leben. Mit festgefahrenen Gewohnheiten, wenn man so will.«

»Haben Sie Kinder?«

»Einen Sohn. Der ist doppelt so alt wie du und ich seh ihn fast nie. Du wohnst in seinem Zimmer.«

»Danke.«

»Sie hat ihre Manteltaschen mit Steinen gefüllt«, sagte Books.

»Wer?«

»Virginia Woolf.«

»Ah.«

»Und damit«, Books leerte sein Glas, »denke ich, sollten wir Feierabend machen.«

8

Wir shorten estländischen Stahl

Die Schreibtische in der fünften Etage der *Lane Kaufmann* Investmentbank bestanden aus Glas. Das war Teil des futuristischen Designkonzeptes. Die Börsenbildschirme der Händler waren in eine Glaswand eingelassen, und das Dashboard mit seinen Anzeigen und Warnleuchten wurde auf einen Streifen leicht angerautes Glas oberhalb des Schreibtisches projiziert, so dass niemand noch das kleinste Detail des Handelstages verpassen konnte. Digitale Zähler klickten, wenn Aktienkurse stiegen oder abrutschten. Ein leises Piepen ertönte jedes Mal, wenn der Profit um 10000 Pfund stieg, und ein dringliches, kratzendes Krächzen, wie der Ruf einer verletzten Eule, warnte, wenn die Einnahmen um dieselbe Summe fielen. An guten Tagen wurden die Stimmen der Händler im Einklang mit dem rhythmischen Piep … Piep … Piep der steigenden Kurse immer lauter. »Wir sind eine halbe Million im Plus«, rief Janie Coverdale dann.

An schlechten Tagen saß die krächzende Eule den Händlern wie ein böser Geist im Nacken. »O Scheiße!«, rief Janie Coverdale, wenn die Profite um weitere hundertausend Pfund gefallen waren. »Nerven behalten, Jungs und Mädels«, rief sie der Reihe nervöser Händler zu. »New York öffnet in zwanzig Minuten. Macht euch bereit für den Umschwung.«

Während er dasaß und dem Ozean lauschte, schloss Joe die Augen und stellte sich den Handelsraum vor. Allein der Gedanke daran brachte sein Herz zum Rasen. Er hatte bei den Short-Tradern in der fünften Etage gearbeitet – Janie Coverdales Etage. *Short-Trading*, also Leerverkäufe, waren ein komplexer Prozess und riskant. Sie liehen sich von Maklern Aktien zu einem bestimmten Preis und verkauften diese unverzüglich weiter. Dann warteten sie ab und hofften. Was sie wollten, was sie *immer* wollten, war, dass die Unternehmen scheiterten und die Preise fielen. Je tiefer der Fall, desto besser, in den Augen der Short-Trader. War der Preis weit genug gefallen (war es eigentlich je genug?), kauften sie die Anteile zu dem neuen, niedrigeren Preis wieder auf, gaben sie zum alten Preis an den Makler zurück und kassierten die Differenz. Es war eine absurd einfache Methode, um sehr viel Geld zu verdienen. Während die meisten Makler und Händler in der City beteten, dass die Kurse steigen mochten, waren Janie Coverdale und ihr Team immer auf der Suche nach Kursen, die zu fallen drohten. Die Short-Trader waren die Aasfresser der Branche, sie ernährten sich vom fauligen Fleisch siechender Firmen.

Der Schlüssel zu Leerverkäufen waren Marktinformationen; die einzige Ware von wirklichem Wert. »Ich hab’s kommen sehen«, sagte ein Händler oft, vier kurze Worte, hinter denen stundenlange Recherchen und eine Kette von Schlussfolgerungen standen. »Ich habe vorhergesehen, dass ein Tropensturm auf den Bahamas die Bananen-Ernte stören würde, worunter der Profit der karibischen Speditionsfirma leiden würde, die die Bananen verschifft. Wodurch sich wiederum die angekündigte Bestellung neuer Schiffe verzögern würde, was dann den Kurs des südkoreanischen

Werftenkonglomerats drücken würde, so dass sie damit warten würden, ein estländisches Stahlwerk zu kaufen.« Das war die Kaskade logischer Annahmen, von der die Märkte von London bis Shanghai lebten. Wenn also auf die Vorhersage eines Hurrikans in der Karibik der Schrei »Wir shorten estländischen Stahl!« folgte, brauchte man das den meisten Händlern in Janie Coverdales Etage nicht weiter zu erklären. Selbst wenn sie nicht sofort sämtliche Zusammenhänge durchschauten, wussten sie zumindest, dass es diese Zusammenhänge *gab*.

Joe war den Küstenweg entlanggelaufen und auf die Bank gestoßen, auf der der alte Garrow an dem Morgen gesessen hatte, als Kenny Kennet den Wal entdeckte. Heute war es sonnig, und Joe setzte sich, um den Ausblick zu genießen. Ein leichter ablandiger Wind ließ auf einen angenehmen, wenn auch recht stürmischen Tag hoffen. Er blickte zu dem Stück Strand hinüber, wo sie erst gestern den Wal gerettet hatten. Es war nichts mehr zu sehen von dem Graben, dem Kanal, dem aufgehäuften Sand; all das hatten die Gezeiten gnadenlos plattgemacht. Ein Besucher des Strandes würde keinen Hinweis auf die große gemeinschaftliche Anstrengung finden, die hier stattgefunden hatte. War es wirklich geschehen?, fragte sich Joe. Da, an einem anderen Teil des Strandes, war die Stelle, an der Charity Cloke ihn gefunden hatte. Schon jetzt fühlte sich sein Leben merkwürdig eng verbunden an mit dieser kleinen Bucht, diesem geschützten Stück Land aus Kies und Sand.

Über den Bildschirmen bei *Lane Kaufmann* leuchteten die Info-Monitore; *Bloomberg* und *Reuters* und *CNN*, deren stille Ticker

voller Informationen für die Geldmacher der Wall Street und der Londoner City steckten. Diese Monitore im Auge zu haben war Joes Job gewesen … Teil seines Jobs. Joe war nie Händler gewesen, er war Analyst. Seine Aufgabe war es, die Zusammenhänge zu erkennen. *Yangtze Motors gibt den Kauf eines Motorenherstellers in Indien bekannt*, könnte der Ticker beispielsweise verkünden. »Was bedeutet das?«, würde Janie Coverdale dann fragen, mit einer Hand auf Joes Schulter. »Mein Junge mit den schönen blauen Augen«, würde sie sagen, »verrat mir, was wir shorten.« Sie würde sich über ihn beugen, so nah, dass ihre Brust sein Gesicht streifte, dass er den frischen Schweiß ihrer Achselhöhlen riechen, ihre intensiven Lockstoffe einsaugen konnte. Doch ihr Blick wäre auf den Monitor gerichtet. Immer nur auf seinen Monitor. Janie Coverdale, dünn wie eine Schlange, dreimal verheiratet, dreimal geschieden, von der Hälfte der jungen Männer im Handelsraum begehrt, von den meisten der anderen verflucht. »Was haben wir hier, Joey-Boy? Was haben wir hier?«

Und Joe würde seine Finger über die Tastatur fliegen und seine Modelle ablaufen lassen.

»Das könnte schlecht für die *Anglo Emirate Holdings* sein.«

»Wieso?«

»Denen gehören vierzig Prozent von *SKO Components* in Mumbai, und *SKO* liefert Teile an *Vinus Patel*, die ebenfalls auf der Liste von *Yangtze Motors* standen. Ich vermute, nach dieser Entscheidung hängen sie in der Luft.«

»Verstanden«, würde Janie dann sagen. »Okay. Die shorten wir so richtig.«

Janie würde Joe kurz umarmen und dann ihren Händlern die Anweisungen geben.

»Gut gemacht, mein blauäugiger Junge«, würde sie sagen.

»Du solltest abwarten, ob der Kurs tatsächlich fällt, bevor du das sagst.«

»Ach, das wird er. Ganz klar.«

Eine Hand legte sich auf Joes Schulter, und er zuckte zusammen.

»Habe ich Sie erschreckt?«

Er drehte sich um und sah eine junge Frau, deren Gesicht ihm von der Rettungsaktion am Vortag bekannt vorkam. Er stand auf und nahm die ihm hingehaltene Hand.

»Ich bin Polly Hocking. Wir wurden uns noch nicht richtig vorgestellt.«

»Ich bin Joe«, sagte er.

»Joe …?« Sie wartete auf den Nachnamen.

»Einfach Joe. Joe Haak, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Verstehe.« Sie lächelte ihn an. »Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

»Natürlich.« Er rutschte ein Stück, um ihr Platz zu machen, und Polly Hocking setzte sich neben ihn, saß grazil auf ihren Oberschenkeln, ihr Bein berührte fast unmerklich seines.

»Sie waren gestern wunderbar.« Sie lächelte ihn an.

»Sie waren auch nicht schlecht«, sagte er unsicher, und dann mussten sie beide lachen.

»Ich habe etwas von Ihnen.«

Er hob eine Augenbraue. »Aha?«

Sie griff in ihren Korb. »Ich denke, die gehört Ihnen.« Eine Anzughose mit Nadelstreifen, frisch gebügelt. »Kenny Kennet hat sie

bei den Felsen gefunden. Ich habe sie für Sie gewaschen. Und das hier.« Sie holte einen Schlüsselbund mit Autoschlüssel hervor und klimperte damit. »Ich habe noch nie in einem Mercedes gesessen.« Sie lächelte noch breiter. »Drehen Sie eine Runde mit mir?«

Sie rollten vom Bezahlparkplatz am Hafen und fuhren den langen Weg mit den hohen Cornwaller Hecken hinauf, der zur Verbindungsstraße zwischen Treadangel und Penzance führte. »Der Tank ist fast leer«, sagte er.

»In Treadangel gibt es eine Tankstelle.«

»Wie weit ist das?«

»Nur ein paar Meilen.« Polly Hocking machte es sich in dem Ledersitz gemütlich und fing an, an den Knöpfen und Schaltern herumzuspielen. »Ich wollte immer einen Sportwagen haben«, sagte sie.

»Das ist eigentlich gar kein Sportwagen.«

»Was macht dieser Knopf hier?«

»Das ist der MP3-Player.«

»Können wir Musik hören?« Sie drehte an einem Knopf. Ein Radio-Jingle drang aus versteckten Lautsprechern.

»Bitte.« Er langte nach dem Knopf und stellte den Ton ab. »Lieber nicht.«

Sie sah ihn an und zog ihre Hand vom Armaturenbrett zurück. »Habe ich da einen wunden Punkt getroffen?«

»Nein.« Doch er bog in die Einfahrt zu Bevis Magwiths Farm ein. »Ich finde, wir sollten umdrehen.«

»Jetzt schon? Aber wir sind gerade erst losgefahren.«

»Ich weiß. Tut mir leid.« Er setzte zurück, und Polly verzog den Mund.

»Spielverderber.«

Seufzend wendete er den Mercedes und fuhr die Straße in Richtung St. Piran zurück. »Vielleicht suchen sie mich«, sagte er.

»Wer?«

»Die Polizei. Vielleicht.«

»Sind Sie ein Krimineller?«

»Ich fühle mich nicht wie ein Krimineller.«

»Na, dann sind Sie auch keiner.« Sie legte eine weiche Hand auf sein Knie und drückte es. Sehr sanft nahm er ihre Hand und hob sie herunter.

»Manchmal spielt es keine Rolle, wie man sich fühlt. Manchmal ist das Gesetz einfach anderer Meinung.«

In Janie Coverdales Etage bei *Lane Kaufmann* war an den großen Fenstern, wo die Händler Zahlen in Telefone brüllten, alles hell erleuchtet. Doch die Ecken, wo sich die Analysten über ihre Bildschirme beugten, waren eine dunklere, düsterere Welt, die nur vom schwachen Schein der LCD-Monitore erhellt wurde.

Das Wogen und Schwellen in dem Meer der Zahlen zu berechnen, das die Aktien darstellten, hatte etwas von Alchemie. Die Analysten waren die Zauberer und Sterndeuter, die in die Zukunft sehen konnten.

Er erinnerte sich an einen Abend, wie lange war das jetzt her? Fünf Jahre? Sechs? Der Handelstag war vorüber, selbst die eifrigsten Trader hatten ihre Schreibtische verlassen, und nur Joe saß noch vor seinem Monitor und scrollte sich durch Tausende Zeilen Code, als er plötzlich eine ihm vertraute weiche Hand an

seinem Nacken spürte und den aufreizenden Geruch weiblichen Schweißes wahrnahm.

»Janie?«

»Mein blauäugiger Junge.« Sie rollte einen Stuhl heran und setzte sich zu ihm. »Was machen wir noch so spät hier?«

Er tippte mit einem Stift auf den Tisch. »Bei unseren letzten drei Leerverkäufen haben wir Verluste gemacht.«

Sie schüttelte langsam den Kopf, zeigte ihr spöttisches Lächeln, ließ ihre Finger seine Schulter hinab wandern. »Und was tun wir da?«

Er lehnte sich zurück. »Versuchen, es zu verstehen«, sagte er. Er bemühte sich, ihr Lächeln zu erwidern. »Unser Ansatz hat einen Schwachpunkt.«

»Einen Schwachpunkt?« Schritt für Schritt spazierten ihre manikürten Finger seine Brust hinab.

Er versuchte die Einschusslöcher zu ignorieren, die sie hinterließen.

»Wir verlassen uns zu sehr auf historische Muster«, sagte er.

Sie zog ihre Hand weg, schwer behängt mit den Goldringen ehemaliger Liebhaber, und fuhr ihm mit den Fingern durchs Haar. »Was hast du für mich, Joey-Boy? Was hast du?« Diese Worte flüsterte sie beinahe, mit einem Hauch duftendem Atem in sein Ohr.

Im Handschuhfach seines Autos fand Joe seine Geldbörse. Er war wieder flüssig. Er stellte das Auto auf dem kostenpflichtigen Parkplatz ab und spazierte mit Polly Hocking am Hafen entlang.

»Soll ich Ihnen die Kirche zeigen?«, fragte Polly. Sie gingen gemeinsam die Cliff Street hinauf, und sie führte ihn durch ein

Schwingtor in den hinteren Teil des Friedhofes. »Das ist ein *Kissing-Gate*«, erklärte sie ihm, doch seine Aufmerksamkeit war bereits auf den Kirchturm gerichtet, und er ließ das Tor zurückfallen, so dass sie es auffangen musste.

»Guck sich einer diese schöne Kirche an«, flüsterte Joe. Es war eine Zeile aus seiner Erinnerung – eine, die ihn zum Lächeln brachte. »Wie alt ist die Kirche?«, fragte er Polly.

»Alt«, sagte sie.

Sie suchten sich einen Weg zwischen den Grabsteinen hindurch. »Achtzehnhundertfünfundsechzig«, las er von einem der Steine ab. »Achtzehnhundertvierzig!« Er suchte nach dem Ältesten. »Siebzehnirgendwas.«

Die Analysten von *Lane Kaufmann* schrieben Computer-Code so schnell wie ein Gerichtsreporter sein Steno. Joe skizzierte ein Diagramm auf ein Flipchart, sein dicker Stift flog hierhin und dorthin, und die Jungs übersetzten es in Computersprache.

Wie lange her ihm das alles jetzt vorkam. Fünf Jahre waren vergangen, seit sie mit der Arbeit an dem System begonnen hatten, das alles verändern sollte. Doch damals hatte es sich wie ein ganz normaler Arbeitstag angefühlt. »Dieser Kasten hier«, sagte Joe, »das ist ein Handelsgut – egal welches. Diese Linie hier zeigt die Abhängigkeit. *Shell Oil* ist abhängig von der Frachtschifffahrt. Die Frachtschifffahrt ist abhängig von allgemeiner Sicherheit. Sicherheit ist abhängig von den Verteidigungsausgaben in diesem Land hier, in dem Land und in jenem da da.« Seine Hände zeichneten die Linien, und die Jungs schrieben den Code. Rodney Byatt und Manesh Patel und das kleine Team von Programmierern, die mit ihnen

zusammenarbeiteten – das waren die Magier, die seine Ideen in winzige Punkte aus Licht auf den Computermonitoren verwandelten. »Wir brauchen Modelle«, erklärte er ihnen. »Wir brauchen Modelle, die sämtliche Abhängigkeiten der Welt abbilden. Es reicht nicht aus, dass Wasserversorgungsunternehmen von Regen abhängig sind. Stellt euch ein Kunstwerk vor«, sagte er, »in einer Galerie, wo zehntausend Bälle in einem riesigen Würfel über euren Köpfen schweben, und jeder einzelne ist durch Fäden mit Hunderten anderen verbunden. Jeder Faden beschreibt eine Verbindung, eine Beziehung, eine wichtige Leitung, durch die Geld und Handel fließt. Jetzt stellt euch ein Ereignis vor.« Er drehte sich um und sah sie an. »Im Golf von Mexiko gerät eine Ölquelle in Brand. Wir müssen ein paar Fäden durchtrennen. Stellt es euch vor.« Er hielt eine imaginäre Schere hoch und schnitt einen imaginären Faden durch. »Schnipp.« Er grinste. »Schnipp.«

»Das ist mein Mann, der Pastor«, sagte Polly Hocking. Ein weißhaariger Mann war aus einem Seiteneingang der Kirche getreten. Sein schmales, verwittertes Gesicht hatte Joe schon am Strand gesehen. In seinem Tagtraum hatte Joe noch immer den Geräuschen der weit entfernten Investmentbank gelauscht. Jetzt war er auf einen Schlag zurück in der Gegenwart und streckte die Hand aus.

»Freut mich sehr.«

Der Handschlag war so kalt wie die Algen im Meer. Kein Lächeln. »Sie sind der Mann mit dem Wal.«

»Na ja, es war eigentlich nicht mein Wal«, sagte Joe, doch Polly Hockings Ehemann hatte sich bereits abgewandt.

»Du hast den Bibelkreis verpasst.« Der Pastor sprach zu seiner Frau. »Du solltest dich um die Blumen in der Kapelle kümmern. Hast du das gemacht? Aileen Magwith rief an und sagte, du wärst in einem Sportwagen aus dem Dorf gerast. Einem Sportwagen!« Sein Tonfall war auffallend scharf dafür, dass ein Fremder anwesend war.

»Einen Sportwagen würde ich es nicht nennen«, sagte Joe.

Pastor Hocking drehte den Kopf langsam in Joes Richtung, als hätte er schon vergessen, dass er auch noch da stand. »Ach ja?«, sagte er ätzend. »Spielt das eine Rolle?«

»Für einen Versicherer würde es eine Rolle spielen«, sagte Joe. In seinem Kopf sah er die Muster Gestalt annehmen, die Fäden der Verbundenheit. Wieso tat sein Gehirn das immer wieder? Er hielt eine imaginäre Schere hoch. Schnipp.

Der Pastor sah ihn mit einer Mischung aus Abscheu und Verachtung an. Er bewegte die Lippen, als wolle er etwas sagen, doch es kamen keine Worte heraus. Stattdessen drehte er sich zu Polly um. »Würdest du diesem jungen Mann bitte erklären, dass du Verpflichtungen in der Kirche hast?«, sagte er. »Ich erwarte dich in zwei Minuten in der Sakristei.« Der Eingang, durch den er gekommen war, verschlang ihn wieder.

»Ups«, sagte Joe. Er spürte genau die Stelle, wo Polly Hockings Hand im Auto sein Knie berührt hatte.

»Nicht so schlimm.«

Er sah sie zum ersten Mal an. Wie hatte er verpassen können, sie anzusehen? Aus irgendeinem Grund hatten sie sich noch nicht in die Augen gesehen. Sie war neben ihm auf die Bank oberhalb des Strandes gerutscht, er war neben ihr spaziert, hatte mit ihr im Auto gesessen, den Blick auf die Straße gerichtet, und irgendwie hatte er

die ganze Zeit woanders hingeguckt, war mit seinen Gedanken woanders gewesen. Doch jetzt sah er die sanfte Form ihres Gesichts vor sich. Er konnte den Flaum auf ihrer Oberlippe sehen, die kleinen Fältchen um ihre Augen, die hellen Sommersprossen, das leichte Stirnrunzeln.

»Danke für die Fahrt«, sagte sie, und plötzlich war er der Schuldige. Warum hatten sie so früh kehrtgemacht? Wovor hatte er Angst gehabt?

Polly hob einen schmalen Finger. Sie würde ihn berühren – vielleicht einfach nur sein Gesicht berühren. Gedankenschnell packte er ihren Arm, und ihr Finger hing in der Luft, Millimeter von seinem Gesicht entfernt.

»Polly. Kommst du?« Das giftige Rufen eines Ehemanns.

Ihre Augen waren so sanft wie in einem Aquarell. Sie blinzelte in Zeitlupe. »Ich muss los.«

Und damit war sie verschwunden.

In Janie Coverdales Büro hingen Gemälde der Charente, schmerzhaft blaue Himmel, Sonnenblumen, die in den Augen weh taten. Sie hatte eine Chaiselongue aus weißem Leder, die zu zerbrechlich aussah, um das Gewicht von zwei Menschen zu tragen. Als sie ihn verführte, dieses einzige Mal, gewährte sie ihm nicht einen Knopf ihrer Bluse. Sie schob ihren Bleistiftrock wie eine Harmonika aus feinstem Stoff bis zur Taille hoch und rollte ihre Strümpfe bis zu den Knien herunter. Ihr Gesicht verriet ihm, dass sie sich keinesfalls weiter für ihn ausziehen würde. Sie legte sich rücklings auf das weiße Leder und wartete auf ihn. Er würde wissen, was zu tun war.

Er stellte sich vor, dass dies der Initiationsritus der fünften Etage war. Der ausgetretene Pfad in Janie Coverdales Büro. Spätabendliche Überstunden. Die verschlossene Tür. Der Geruch des Erfolges. Die Kreise des gemeinschaftlichen Schweißes.

Anschließend, als sie ihre Kleider glattgestrichen und jede Spur ihrer Begegnung ausgelöscht hatte, knöpfte Janie ihren obersten Blusenknopf auf. »Die sollen sich ruhig Gedanken machen«, sagte sie, als wäre noch jemand da, der sie sehen könnte. Sie beugte sich zu ihm vor und flüsterte in sein Ohr, und er machte sich auf die zärtliche Botschaft gefasst, die sie ihm jetzt mitteilen mochte. »Morgen«, hauchte sie, »will ich das neue Modell sehen.« Einen Augenblick lang gelang es ihm nicht, die Worte zu verarbeiten, deshalb wich sie zurück und hob eine akkurat gezupfte Augenbraue. »Das Netzwerk? Das du versprochen hast?«

»Natürlich.« Er hatte seine Hose zu schnell hochgezogen. Sie saß jetzt unbequem. Wäre es unhöflich, die Hose zurechtzurücken?

»Morgen«, sagte sie. »Mein blauäugiger Junge.« Sie schnappte sich ihr Telefon, tippte darauf herum und scrollte durch ihre Nachrichten. »Findest du allein nach draußen?«, fragte sie.

9

Diese Sache in Saudi-Arabien

Er musste an Bargeld kommen. Für die Miete an Dr. Books. Er brauchte Kleider. Mehr zu essen. Er sehnte sich nach einem Computer. Aber was, wenn sie nach ihm suchten? Würden sie sein Auto auf der Straße entdecken? Und was war mit seinem Bankkonto? Hatten sie es vielleicht gesperrt? Würden sie es überwachen?

Er fuhr zu Bevis Magwiths Farm, parkte dort und lief das kurze Stück bis zur Hauptstraße zu Fuß. Sein Wagen war zu auffällig. Hier fuhr ein Bus; Dr. Books hatte das erwähnt. Es gab tatsächlich eine Haltestelle, aber keinen Hinweis darauf, wie oft ein Bus vorbeikommen würde. Er saß auf der unbequemen Bank und grübelte. Wie hatte es ihn hierher verschlagen? *Wieso* hatte es ihn hierher verschlagen?

Das erste Mal, als sie das Modell hatten laufen lassen, war alles gutgegangen. Sie taten es nicht mit echtem Geld. Janie holte Colin Helms von der neunten Etage dazu, um es sich anzusehen. Colin war ein schwerfälliger Bär von einem Mann, mit einer Nase, die an den Schnabel eines Raubvogels erinnerte.

»Zeig ihm, was du kannst«, schnurrte Janie Joe zu.

»Solche Programme hab ich schon hundertmal gesehen«, sagte Colin Helms. Er schien sich mehr für Janie zu interessieren als für die Software.

»Trotzdem«, sagte Janie. »Ich denke, du solltest dir das hier mal ansehen. Joe?«

Er drückte ein paar Tasten. »Geben Sie mir ein Ereignis.«

»Was für ein Ereignis?«

»Irgendetwas aus den Nachrichten. Am besten eine der Hauptschlagzeilen. Das ist das Schöne an diesem Programm. Es berücksichtigt alles. Arbeitslosigkeit in Italien. Wahlen in Rumänien. Feuchte Winter in Spanien.«

Helms gluckste. »Meine Frau hat sich die Titten machen lassen.« Er wieherte. »Versuchen Sie es mal damit.«

Janie beugte sich mit ernster Miene vor. »Diese Sache in Saudi-Arabien«, schlug sie vor.

»Gute Idee.« Joe nahm die Maus und klickte. »Also, *CNN* hat vor einer halben Stunde berichtet, dass ein saudischer Minister tot in seiner Wohnung gefunden wurde, und Riad gibt dem Iran die Schuld.« Auf dem Monitor war jetzt ein Schieber zu sehen. »Hiermit können wir die Temperatur der Beziehungen zwischen Saudi-Arabien und dem Iran einstellen.« Er klickte und zog den Schieber nach unten. »Sagen wir mal, es ist um ein Grad kälter geworden. Das macht einem Kamel keine Angst.« Am unteren Bildschirmrand füllten Zahlen eine Tabelle.

»Was ist das?« Plötzlich war Helms' Interesse geweckt.

»Das sind Vorhersagen. Geordnet nach der Größe der Gelegenheit. Wir suchen nach möglichen Leerverkäufen.«

»Hm.« Der ältere Mann schob seinen Stuhl ein Stück näher an den Monitor heran. »Der Ölpreis fällt. Stahl. Speditionen. Aber nichts, was man sich nicht denken könnte. Können Sie mal runterscrollen?«

»Natürlich.« Die Tabelle wanderte nach oben.

»Halt. Was ist das?« Helms hackte mit dem Finger auf eine Zeile. »*Marshall and Oakes?* Da habe ich Anteile. Mein Gott, die Typen importieren Baumwolle. Was hat das mit Iran und den Saudis zu tun?«

»Keine Ahnung«, sagte Joe. »Das ist ein komplexer Algorithmus. Man kann ihm vertrauen oder eben nicht.«

»Aber Ihr System sagt einen Kurssturz um neun Prozent voraus. Wir können ja nicht einfach danach handeln, ohne zu wissen, wieso.«

»Wir werden niemals wissen, wieso, Mr Helms«, sagte Joe. »Es könnte eintausend Verknüpfungen geben, und irgendwo in all dieser Mathematik verlieren die Herren *Marshall and Oakes* neun Prozent.«

»Na, ich glaub das nicht.« Helms holte sein Telefon heraus. »Check mal jemand deren Kurs.«

Das Tröten einer Hupe erklang. Neben der Bushaltestelle hatte ein Auto angehalten, und jetzt glitt die Fensterscheibe nach unten – dahinter war das breite Grinsen von Jeremy Melon zu sehen. »Soll ich dich mitnehmen?«

Am Geldautomaten in Penzance versuchte Joe, sein Gesicht vor den versteckten Kameras zu verbergen. Er schob seine Karte ein, drückte die PIN, und wartete darauf, den Alarm zu hören. *Was möchten Sie tun? Abheben*, tippte er an. Er wollte fünfhundert Pfund.

Im Automaten surrten Räder und zählten sein Geld ab. Sein Herz raste.

Sie fanden ein Kaufhaus, in dem er vier Jeans und ein halbes Dutzend Hemden kaufte, einen Fair-Isle-Wollpullover, eine bequeme Jacke und einen Wintermantel, Socken, Turnschuhe, feste Schuhe und Unterwäsche. Er bezahlte mit seiner Karte. Niemand stürzte sich auf ihn. Er deckte sich mit Drogerieartikeln ein.

»Eine ganz schöne Shoppingtour«, bemerkte Jeremy, als sie die Beute zum Auto trugen.

»Ich bin noch nicht fertig. Ich brauche einen Computer und ein Handy.«

»Ich habe noch einen alten Laptop, den ich dir leihen kann.«

»Danke, aber dann brauche ich immer noch ein Telefon.«

»Vergiss es.« Jeremy warf die Einkaufstaschen in sein Auto. »In St. Piran haben wir keinen Empfang.«

»Keinen Empfang?« Joe sah ihn staunend an.

»Wir sind anscheinend in einer Art Senke. Es gibt keine Stelle, wo man einen Mast aufstellen könnte. Oder so. Wollen wir noch ein Bier trinken, bevor wir zurückfahren?«

Joe hielt den Kopf schief und lauschte auf das Heulen von Sirenen. »Nicht hier«, sagte er. »Lieber näher an zu Hause.« *Zu Hause?* Was für eine komische Aussage. Wie sollte dieser entlegene Ort sein Zuhause sein?

Manesh drehte seinen Monitor zur Seite. *»Marshall and Oakes«*, sagte er.

»Das ist der aktuelle Kurs?«

»Um sechs Punkte gefallen.«

Colin Helms leckte sich die Lippen. »Wer war noch auf der Liste?«

Joe scrollte nach unten. »*Gemtech* – wir sagen einen Sturz um acht Prozent voraus.«

»Checkt den Kurs.«

»*Gemtech*, minus fünf.«

»Verdammt noch mal.« Helms hielt es nicht auf seinem Stuhl.

»*Marshall and Oakes* ist noch mal um zwei gesunken.«

»Scheiße.«

Jeremy und Joe fuhren zum Hafen von Port Nevis. Joe kaufte Sandwiches im *Bell and Anchor*. Es war ein warmer Herbsttag. Sie setzten sich mit einem Pint Merryweather-Cider an einen Tisch mit Blick auf den Hafen.

»Heute ist ein komischer Tag für mich«, erklärte Joe. »Mir schwirrt der Kopf. Ich kann nicht aufhören, über Dinge nachzudenken. Die gehen mir immer und immer wieder durch den Kopf.«

»Was für Dinge?«

»Die Arbeit.« Joe blickte in sein Glas.

»Das kenn ich.«

Joe sah ihn an. »Wirklich?«

»Ja klar. Mir kommt eine Idee für eine Geschichte, und dann kann ich den ganzen Tag an nichts anderes mehr denken. Da schiebt die Phantasie Überstunden.«

Überstunden. Arbeiten bis in die Nacht. Kalte Pizza und Computer-Code. Janie Coverdale, die ihren Rock hochschob.

»Ich glaube, das ist was anderes.«

»Ah.«

Er bemerkte etwas. Was war das? Es war wieder diese Dissonanz, die er in St. Piran empfunden hatte. Fischerboote im Hafen. Ein Mann, der ein Netz flickte. Ein Pärchen, das Hand in Hand an der Hafenmauer entlangspazierte. Das Kaleidoskop des reflektierten Sonnenlichts auf dem Wasser, das rhythmische Brechen der Wellen an der Ufermauer. Zeit. Das war es, was er wahrnahm. Die Zeit lief hier in einem anderen Tempo ab. Ein Mann konnte mit einem Glas Cider dasitzen und aufs Meer hinausblicken, und die Zeiger der Uhr drehten ihre Runden, und niemand rief seinen Namen.

»Wie funktioniert das? Dieses verdammte Computersystem?« Colin Helms war nach oben gegangen und mit einem silberhaarigen Mann zurückgekehrt, dessen Gesicht so zerknittert war wie eine alte Landkarte. Sie setzten sich nicht. »Zeigen Sie es uns noch mal«, verlangte Helms.

In den Ecken des Raumes lauerten die Stressdämonen; Joe spürte, wie sie ihn beobachteten, wie sie seinen Herzschlag schneller drehten. Er drückte ein paar Tasten.

»Jedes Tradingunternehmen in der City hat so ein Programm«, sagte der unbekannte Mann schmallippig. »Was macht dieses so besonders?«

»Wir arbeiten mit natürlicher Sprache«, sagte Joe. »Mit semantischer Analyse. Damit haben wir dieses Modell aufgebaut. Es liest die Finanzpresse.«

»Es liest? Was soll das heißen, es *liest*?«

Der ältere Mann strahlte eine einschüchternde Autorität aus.

»Ganz ähnlich wie Sie und ich auch. Nur sehr viel schneller.« Joe spürte, wie ihm der Schweiß aus den Poren trat. »Das heißt, es ist mit dem Internet verbunden und liest jeden Finanzartikel, den es gibt. Die *Financial Times*, sämtliche Tageszeitungen, mehr als dreihundert Onlinepublikationen in einem Dutzend Sprachen; es liest jeden Tag über zehntausend Artikel aus der Finanzwelt, dazu die Pressemitteilungen und Anzeigen. Und die Mainstream-Nachrichten liest es auch.« Er brabbelte jetzt vor sich hin.

Der silberhaarige Mann hob schwerfällig die Hand, wie ein Schuljunge.

Joe verstummte. Diese Begegnung machte ihn auf lächerliche Weise nervös. »Ja, Sir?«

Der Mann sprach leise. Seine Stimme schien aus einem sehr feuchten Ort in seiner Lunge zu kommen. »Erklären Sie mir, Joe«, sagte er. »Ist das Ihr Name … Joe?«

»Joe Haak, Sir.«

»Ich bin Lew Kaufmann.« Der alte Mann hielt ihm eine Hand hin, die so schlaff war wie ein Lappen. »Sagen Sie, Joe Haak. Ich habe noch nie von einem Computer gehört, der geschriebene Worte verstehen könnte. Nicht in diesem Umfang.«

»Nein, Sir. Dieser auch nicht. Was dieses Programm macht, ist, die Nähe bestimmter Begriffe zu bestimmen. Erst haben wir die Artikel einfach nur nach Firmennamen durchsucht. Wenn zwei Firmen in derselben Nachricht genannt werden, wie viele Wörter liegen dann zwischen den Namen? Je näher sie einander sind, desto wahrscheinlicher ist es, dass eine Art Verbindung zwischen ihnen besteht. Ein Faden. Aber dann haben wir das Netz weiter gespannt. Wir haben andere Begriffe miteinbezogen – *Wasser*,

Treibstoff, *Wahl*, *Konflikt*, *Syrien*, *Japan*. Dann haben wir Einschätzungen hinzugefügt – Adjektive wie *gut* oder *schlecht*, *kontrovers*, *gesund*, *irreführend*, – Tausende Wörter und Ausdrücke. Wir erweitern die Liste permanent. Wir brauchen nicht mal selbst neue Begriffe einzugeben. Das übernimmt der Computer für uns.«

Lew Kaufmann starrte konzentriert auf den Monitor.

»Aber das allein macht es noch nicht schlauer als ein Dutzend andere elektronische Handelssysteme. Der entscheidende Punkt«, sagte Joe, der jetzt ein wenig entspannter war, »bestand darin, all diese Daten mit den Sachen zusammenzubringen, die wir schon hatten. All diese Informationen über die Beziehungen zwischen Kurswerten, die wir schon seit Jahren sammeln. Das war der schwierige Teil, aber auch der wesentliche. Jetzt sahen wir, wie diese Bewegungen mit den Verknüpfungen zusammenhingen, die wir aus den Presseberichten gezogen hatten. Als wir das zusammenbrachten, konnte der Computer vorhersagen, was nach einem bestimmten Ereignis passieren würde. Und wir müssen ihn noch nicht mal mit dem Ereignis füttern. Das sollte er sich selbst aus den Nachrichten ziehen können.«

»Was sagst du, Lew?«, sagte Helms. Er grinste breit, als sei das Ganze seine Idee gewesen.

Der Mann mit dem zerknitterten Gesicht nickte ganz langsam. »Wie lange haben Sie gebraucht, um das hier zu entwickeln?«, fragte er.

»Fünf Jahre, Sir.«

»Gut«, sagte der alte Mann. »Also dürfte es eine Weile dauern, bis eine andere Bank genauso weit ist?«

»Es sei denn, sie arbeiten schon an etwas Vergleichbarem.«

»Gute Antwort.« Kaufmann sah ihn prüfend an. »Was sagt dieses Ding über die menschliche Natur, mein Sohn? Welchen Platz hat die in Ihren … Berechnungen?«

Diese Frage hatte Joe nicht erwartet. »Ich weiß nicht genau, was Sie meinen, Sir …«

»Ich war nur neugierig«, sagte der alte Mann. Er hockte sich auf eine Ecke des Schreibtisches und stieß einen Seufzer aus. Es klang wie ein Autoreifen, aus dem die Luft entwich. »Wissen Sie, wieso die Jungs und Mädels da draußen …« Er deutete auf die Schreibtische der Händler, »… wieso die dem Computerhandel misstrauen? Weil jeder Handel, den sie selbst tätigen, auf dem Verständnis der menschlichen Natur beruht. Und Computer verstehen uns nicht. Die verstehen die Menschen nicht. Das glauben sie.«

»Ich weiß, Sir.«

»Letzten Endes, Joe, gibt es da etwas, das stärker ist als alle anderen Faktoren. Das ist es, was die Händler da draußen verstehen – und ich bin nicht sicher, ob ein Computer es überhaupt verstehen kann. Wissen Sie, was das ist?« Er hob eine krause Augenbraue.

»Ich weiß nicht genau, Sir …«

»Egoismus, Joe.« Kaufmann legte eine Hand auf seine Schulter. »Gier. Der Wille, sich nur um sich selbst zu kümmern, und alle anderen dürfen sich ruhig aufhängen. Das treibt den Markt an, junger Mann. Also, haben Sie eine Möglichkeit vorgesehen, den Grad des menschlichen Egoismus einzugeben? Das ist es, was ich wissen muss.«

Joe atmete langsam aus. Er spürte die Hand des Bankers schwer auf seiner Schulter liegen. Die Stressdämonen waren wieder da.

»Das verstehe ich, Sir, aber unser Ansatz berücksichtigt das. Wir brauchen keine Regeln für menschliches Verhalten zu programmieren. Wir verlassen uns auf die Experten, die die Tausenden von Artikeln schreiben. Wenn die Journalisten den menschlichen Egoismus miteinbeziehen, dann fließt das auch in unser Modell ein. Sie sehen, wir setzen auf die Einschätzung von Menschen. Wir lesen ihre Ratschläge und wägen sie gegen die aller anderen ab. Aber wir geben kein eigenes Urteil darüber ab, wie die Menschen sich verhalten werden.«

Der alte Banker sah ihn nachdenklich an. »Könnten Sie *meine* Sichtweise in Ihre Analyse einbeziehen? Oder muss ich erst eine Kolumne für die Finanzpresse schreiben, bevor Ihr Computer meine Meinung berücksichtigt?«

An Joes Hals sammelte sich der Schweiß, und seine Kehle war wie ausgetrocknet. *»Dieses System ist super«*, hatte Manesh ihm oft gesagt, *»bis die Jungs von oben es in die Finger kriegen.«* Joe nickte langsam. »Wenn Sie mir eine kurze Nachricht schicken, immer wenn Sie das System beeinflussen wollen, könnte ich dafür sorgen, dass das System Ihre Einschätzungen verarbeitet.«

»Verstehe.« Kaufmann schien darüber nachzudenken. »Und würden Sie meinen Einschätzungen … ein besonderes *Gewicht* zuweisen?«

Joe drehte sich zu Kaufmann um, und für einen kurzen Moment sahen die beiden einander in die Augen – der junge Mann und der alte. Joe zögerte. Als er antwortete, tat er das beinahe flüsternd. »Nicht … willentlich, Sir.«

Colin Helms schaltete sich ein. »Das meint er nicht so, Lew. Das war ein Witz. Stimmt’s, Haak?«

Doch Kaufmann nahm seine Hand von Joes Schulter und hielt sie hoch, um Helms zum Schweigen zu bringen. »Moment, Colin. Also, Mr Haak, korrigieren Sie mich, wenn ich mich irre, aber ich war davon ausgegangen, dass ich es bin, der für dieses Computersystem bezahlt.«

Die fünfte Etage schien den Atem anzuhalten.

»Ich weigere mich nicht, Sir.«

»Sie wollen bloß nicht, was?«

Joe sah den Ausdruck auf Colin Helms Raubvogelgesicht; seine dunklen Augenbrauen bebten fast.

»Es ist so, Mr Kaufmann. Ein Grund, warum dieses System so gut funktioniert, ist, dass wir nicht versuchen, in seine Schlussfolgerungen einzugreifen. Wir versuchen nicht, es in die eine oder andere Richtung zu lenken.«

»Sie vertrauen lieber auf das Urteil der Massen als auf das eines einzelnen Experten? Richtig?«

»Ja, Sir.«

Kaufmann erhob sich bedächtig. »Wie viel zahlen wir Ihnen, mein Sohn?«, fragte er.

Joe verzog das Gesicht. »Ein Analystengehalt, Sir.«

»Na, das haben Sie gerade verdoppelt.« Der alte Banker legte eine runzelige Hand auf Joes Schulter. »Wann fangen wir an, das Ding ernsthaft einzusetzen?«

Der Lärm war in die fünfte Etage zurückgekehrt. »Wir werden es drei Monate lang testen«, sagte Janie.

»Ein Monat genügt. Und ich will jeden Abend einen Bericht auf meinem Tisch sehen, wie unser Handelstag ausgesehen hätte,

wenn wir dieses System statt unserer jetzigen Systeme eingesetzt hätten.«

»Ja, Mr Kaufmann«, sagte Janie.

»Hat es überhaupt einen Namen?«

»Einen Namen?«

»Klar. So was wie *Windows*? Oder *Facebook*?«

»Bisher«, sagte Joe, »nennen wir es *LKTestDB3*.«

»Nicht besonders schmissig«, sagte Kaufmann. »Wie wär's mit *Cassie*? So heißt meine Enkelin.«

»Ein hervorragender Name«, sagte Joe. »Ich taufe es auf den Namen *Cassie*.«

»Und Sie«, sagte Mr Kaufmann und zeigte mit einem schmalen Finger auf Joe, »haben gerade in zwei Minuten zweimal Ihr Gehalt verdoppelt.«

Sie verließen das Lokal in Port Nevis und spazierten zu Jeremys Auto zurück.

»Das war wirklich nett von dir«, sagte Joe.

»Überhaupt nicht. Du hast Leben ins Dorf gebracht.«

»Trotzdem.«

Sie fuhren auf die Straße nach Treadangel. »Mir geht's jetzt viel besser«, sagte Joe. »Ich glaube, ich hatte … so was wie eine posttraumatische Belastungsstörung.«

»Du lieber Gott!«, sagte Jeremy. »Das klingt, als wärst du im Krieg gewesen.«

Im Krieg? So fühlte es sich tatsächlich an. »Ja, vielleicht ist das der falsche Ausdruck. Ich fühle mich einfach … wie eine Geigensaite, die so stramm gespannt ist, dass sie beim ersten

Zupfen reißen wird. Aber jetzt nimmt die Spannung ab. Löst sich. Verstehst du, was ich meine?«

Jeremy Melon lächelte. »O ja. Als ich nach St. Piran kam, ging's mir genauso. Ich war damals an der Uni. Das ist sechzehn Jahre her.«

»Wieso bist du geblieben?«

»Komplizierte Sache. Ich habe an der Uni in Leeds Biologie gelehrt. Ich war nicht besonders gut darin.«

»Doch, bestimmt warst du das.«

Jeremy schüttelte den Kopf. »Nett von dir, aber es war nicht so. Ich konnte mit dem Stress nicht umgehen. Jetzt bin ich viel glücklicher. Natürlich verdiene ich weniger. Ich schreibe Schulbücher zur Naturkunde. Damit kann ich meine Rechnungen bezahlen. Ich arbeite an ein paar Enzyklopädien mit. Ich schreibe Kurzgeschichten. Das ist eigentlich alles.«

»Du bist raus aus dem Hamsterrad …«

»Ja.« Jeremy drehte den Kopf und sah ihn an. »Ganz genau. Aber es war nicht ganz so unkompliziert, wie es klingt.«

»Was heißt das …?«

Jeremy schaltete einen Gang herunter und bog in die Straße nach St. Piran ein. »Ich hatte mich verliebt … in einen meiner Studenten.«

»O Mann.« Vielleicht, dachte Joe, war St. Piran ein Ort, an den man vor dem Leben flüchten konnte. Noch weiter, und man bekam nasse Reifen. »Aber das ist doch nicht illegal, oder?«, fuhr er fort. »An der Uni?«

»Nein«, sagte Jeremy. »Höchstens unmoralisch. Aber der Student wusste gar nichts davon.«

»Du hast deine Gefühle für dich behalten?«

»Natürlich. Die Universität hätte das niemals geduldet.«

»Das versteh ich nicht. Wieso musstest du dann gehen?«

»Ich musste nicht gehen. Aber eines Abends habe ich mich einfach in mein Auto gesetzt und bin losgefahren.«

»Traurige Geschichte«, sagte Joe.

»Nein. Sie hatte eine gute Wendung. Ich bin jetzt in St. Piran. Und ich musste nie wieder davonlaufen.« Sie hatten den Eingang zur Farm der Magwiths erreicht, wo Joe sein Auto abgestellt hatte. »Hoffen wir, dass das so bleibt. Soll ich dich hier rauslassen?«

10

Wo führt das alles hin?

Am Morgen am Strand von St. Piran löste sich der Schleier aus Nebel, der den großen Atlantik verbarg, allmählich auf, und die salzige Brise aus einer anderen Welt kam den Kies heraufgerollt. Joe kam es so vor, als würden die Albträume, die an einen anderen Ort und in eine andere Zeit gehörten, sich hier in Luft auflösen können, genau wie der Nebel auf dem Meer. Von seiner Bank aus konnte er Kenny Kennet sehen, der mit einem Sack voll Treibholz zwischen den Felsen am Ufer herumschlich. Charity Cloke war da, Arm in Arm mit ihrem jungen Freund. Sie ließ ihren Hund im Sand laufen. Und war das Aminata, die Krankenschwester, die dort auf dem Felsen saß und ein Buch las? Es gefiel ihm, dass er nach und nach ihre Namen kannte. Gesichter, die ihm noch vor einer Woche so fremd gewesen waren.

»Jacob Anderssen, der Wirt«, flüsterte er vor sich hin. »Polly. Polly Hocking.« In dem Moment, als er ihren Namen aussprach, kam sie gerade um die Landspitze herum, mit einem jungen Mann an ihrer Seite. Wer war das? Sie waren zu weit weg, um es zu erkennen. Trotzdem konnte er beinahe sehen, wie sehr Polly Hockings Wangen leuchteten.

Noch hatte sie ihn nicht gesehen, und plötzlich wollte er auch nicht gesehen werden. Er wandte sich vom Strand ab und entdeckte

einen Trampelpfad, der zu den Klippen führte. Hinter einer Felsnase verborgen blickte er wieder auf den Ozean hinaus. Wie können wir uns diesen Planeten mit einer so gigantischen Menge Wasser teilen und trotzdem fast nie daran denken? Na ja, die Dorfbewohner von St. Piran waren nicht so ignorant. Sie richteten ihr Leben nach dem Auf und Ab der Gezeiten aus, nach den Schwärmen von Makrelen und den Brutzyklen von Hummer und Krebsen.

Sollte er nach London zurückkehren? Vielleicht war ihre Wut inzwischen der Sorge gewichen. Er hatte Freunde, die verzweifelt sein würden. Ob sein Vater davon wusste? Papa Mikkel würde in seinem Häuschen in der Nähe von Kopenhagen sitzen oder gerade sein Gemüsebeet rechen, vielleicht war er auch noch in seinem Sommerhaus, auf einer Insel weit jenseits des Öresunds. Joe hatte auch eine Schwester. Brigitha. Schon der Gedanke an sie brachte ihn zum Grinsen. Die kleine Brigitha mit ihren goldenen Zöpfen, der Zahnspange, der pinken Kunststoffbrille. Sie war älter als er, aber in seinem Kopf sah sie noch immer genau so aus. Wo war sie jetzt? Irgendwo in Litauen, als er das letzte Mal von ihr gehört hatte. Wie hatten sie sich so aus den Augen verlieren können? Joe setzte sich auf ein Büschel Gras und dachte nach. Er konnte in sein Auto steigen und in die echte Welt zurückkehren. In St. Piran brauchte er sich nicht groß zu verabschieden. Und vielleicht suchte überhaupt niemand nach ihm. Vielleicht war er nicht mehr als ein Kollateralschaden. Was hielt ihn hier, in diesem langweiligen Nest, wo die Zeit mit halber Geschwindigkeit ablief? Nichts.

Er erhob sich von seinem versteckten Platz, doch dann hörte er eine Stimme seinen Namen rufen. »Joe! Joe!« Unter ihm stand Polly

Hocking am Strand und winkte. Der junge Mann, der mit ihr zum Strand gekommen war, war verschwunden.

»Polly.« Er winkte zurück. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als den Pfad wieder hinunterzuklettern und sie zu begrüßen, Als Joe näher kam, sah er, wie sich in ihrem Gesicht das fröhlichste Grinsen ausbreitete, das er sich vorstellen konnte.

»Ich bringe gute Neuigkeiten«, sagte sie und machte kehrt, so dass er ihr zum Ufer folgen musste, wo der Pfad in Kies überging.

»Gute Neuigkeiten mag ich«, sagte er.

»Schön.« Und sie schwang die Hüften und ließ ihr sandfarbenes Haar fliegen.

»Wer war der Mann?«

Sie legte den Kopf zur Seite. »Hast du mir nachspioniert, Joe Haak?«

»Nein, natürlich nicht.« Er bemühte sich, beleidigt zu klingen. »Ich dachte bloß … ich hätte dich mit jemandem gesehen.«

Sie sah ihn ernst an, doch dahinter versteckte sich ein Lächeln. »Drehen wir heute eine Runde?«, fragte sie.

»Wohin?«

»Egal.«

»Wieso?«

»Willst du die guten Neuigkeiten nicht hören?« Sie wirbelte herum und lief ein paar Schritte rückwärts. »Komm schon, Mr Sportwagen«, rief sie ihm zu.

»Kann man hier das Dach zurückfahren?«

»Nein. Das ist kein Cabrio.«

»Schade.« Sie drückte einen Knopf, und die Fensterscheibe glitt nach unten. »Können wir heute weiter fahren als bis zu Bevis Magwiths Farm?«

»Nur, wenn du mir die guten Neuigkeiten verrätst.«

»Ach, das«, sagte sie. »Ich habe einen Freund in Penzance angerufen. Er ist bei der Polizei.«

»Und …?«

»Er hat noch nie von dir gehört.« Der Wind pustete ihr durchs Haar. »Wie schnell fährt das?«

»Sehr schnell. Was meinst du damit, er hat noch nie von mir gehört?«

»Ich meine, du stehst nicht unter Verdacht.«

»Suchen sie nach meinem Auto?«

»Nö.«

Ihm war ein wenig schwindlig zumute. »Ich … werde nicht gesucht?«

»Du. Wirst. Nicht. Gesucht.« Sie strahlte. »Lass uns feiern.«

Er spürte das Gaspedal unter seinem Fuß. Das plötzliche Gefühl von Freiheit. »Wie möchtest du feiern?«

»Champagner würde mir reichen, mein Lieber.«

Sie fanden ein Restaurant an der Küste, das schon bessere Tage erlebt hatte. Der Teppich hinter der Tür war ausgetreten und die Farbe vergilbt. Es war noch ein wenig früh für Mittagessen. Sie bestellten Sekt und Krabben-Sandwiches. Polly saß mit Blick auf die Bucht und wiegte sich zur Hintergrundmusik. Zum Nachtisch bestellte Joe Erdbeeren und bemühte sich, Polly nicht zu sehr anzustarren.

Sie hatte nicht diese stählerne Schönheit der Stadtfrauen, die durch perfekte Zähne und präzise Frisuren und Designerkleider verstärkt wurde. Es war eher eine organische Form von Schönheit. Sie strahlte sie aus, wie die Glut Wärme ausstrahlt.

»Ich war in ihn verknallt«, sagte sie, als sie ihre Sachen zusammensuchten, um zu gehen. »In Alvin. Als ich noch zur Schule ging. Auf der Kanzel macht ihm niemand was vor.«

»Ah.« Joe nickte. Er versuchte, sie in einem gedachten Diagramm einzuordnen. Die y-Achse wäre die Schönheit. Da wäre sie ganz weit oben. Doch die x-Achse wäre die Unerreichbarkeit; dort würde sie sich zu all den anderen schönen, unerreichbaren jungen Frauen gesellen.

»Er ist ein ganzes Stück älter als ich. Sechsundzwanzig Jahre. Es schien keine Rolle zu spielen. Nicht wirklich. Er sagte, wenn ich ihn will, muss ich ihn heiraten. Das sei die einzige Möglichkeit.«

Sie fuhren eine Panoramastraße zurück. Joe hielt an und tankte. Jetzt spielte es keine Rolle mehr, wenn ihn die Überwachungskamera erwischte. Er hatte bereits oft genug mit seinen Kreditkarten bezahlt, um Alarm auszulösen. Als er sich am Kai von Polly verabschiedete, fiel ihm auf, dass er seit Stunden nicht mehr an *Lane Kaufmann* gedacht hatte. Abgesehen von einer Vision von Janie Coverdale, wie sie allein in einer Polizeizelle saß, den hautengen Rock ihres himbeerfarbenen Kostüms kondomartig nach oben geschoben.

Und schon war er zurück in der fünften Etage. Er hörte das Kreischen der Möwen und das Rufen der Dorfkinder, sog den Geruch der gerade an Land gebrachten Hummer ein, doch er hatte

Bilder von Glasschreibtischen und Info-Monitoren vor Augen. Er dachte an sein Team. Manesh würde sofort einen neuen Job bei einer anderen Bank in der City finden. Aber was war mit den anderen?

Joe erinnerte sich an einen Abend vor nicht allzu langer Zeit. Er hatte gerade seinen Schreibtisch aufgeräumt, um nach Hause zu gehen, zog seinen Mantel an und klappte den Laptop zu, als plötzlich jemand neben ihm stand. Es war der silberhaarige Mann von ganz oben, aus der zwölften Etage.

»Mr Kaufmann?«, sagte Joe überrascht. »Suchen Sie jemanden?«

»Ich habe Sie gesucht, Joe.«

Sie fuhren gemeinsam mit dem Lift nach unten und fanden eine Weinbar in der Lombard Street. Sie setzten sich in eine dunkle Ecke. Die Bar war voller Banker, die einander Nachrufe auf den vergangenen Handelstag erzählten. Joe bestellte eine Cola Zero, Kaufmann ein Glas Chardonnay.

»Warum haben Sie mich gesucht, Mr Kaufmann?«

»Lew«, sagte der silberhaarige Mann. Er legte eine knochige Hand auf den Tisch. »Erzählen Sie mir von Cassie.«

Mit dieser Unterhaltung hatte Joe gerechnet. »So weit, so gut«, sagte er. Sie hatten ihren Testmonat absolviert. Es war eigentlich nicht lang genug, fand Joe, doch in Investmentbanken war Zeit ein knappes Gut. Antworten mussten immer *sofort* her. Tatsächlich hatte Janie schon weit vor dem Ende des Monats angefangen, Investitionen nach Cassies Empfehlungen zu tätigen. »Wir hatten ein, zwei kleinere Pannen«, sagte er. »Aber es wird.«

»Ich habe die Berichte gesehen«, sagte Kaufmann. Er grinste. »Wir hatten in der fünften Etage gerade zwölf Tage hintereinander mit positivem Handelsergebnis.«

»Sie nennen es *Computer Aided Share Selection and Investment Engine*«, sagte Joe. »Also CASSIE. Das passt.«

»Hervorragend«, sagte der ältere Mann. Das gefiel ihm. »Ich erzähle es Cassie.«

Sie nippten an ihren Getränken. »Sagen Sie«, sagte Kaufmann. »Sind Sie Wirtschaftswissenschaftler?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich bin Mathematiker. Ich habe mich mit dem Modellieren komplexer Systeme beschäftigt.«

»Interessant.« Kaufmann beugte sich über den Tisch, als sei ihre Unterhaltung streng vertraulich. »Das hatte ich gehofft.« Sein Gesicht war unangenehm nah an Joes, doch Joe war nicht imstande zurückzuweichen. »Was verrät Ihr cleveres Computersystem Ihnen über die Zukunft?«, fragte Kaufmann. »Nicht über heute. Oder morgen. Was sagt es Ihnen über nächstes Jahr? Über die nächsten fünfzig Jahre?« Sein Atem roch nach Essig. Joe versuchte, nicht einzuatmen.

»Eigentlich nichts, Sir. Cassie ist dafür programmiert, ein paar Dutzend Stunden in die Zukunft zu blicken. Nicht mehr. Wir haben sie entworfen, um Preisbewegungen im Verlauf einiger Tage vorherzusagen.«

»Verstehe.« Die Enttäuschung war seiner Stimme anzuhören. »Aber Sie könnten weiter vorausschauen? Würde etwas dagegen sprechen?«

»Theoretisch nein«, sagte Joe. »Aber kleine Fehler würden sich anhäufen. Die Genauigkeit würde stark abnehmen. Das ist der

Schmetterlingseffekt. Nach einer Weile wären unsere Vorhersagen nicht besser als reines Raten. Wir können in die Zukunft sehen, aber immer nur ein kurzes Stück.«

Kaufmann atmete durch die Zähne hindurch aus. »Dann lassen Sie mich Ihnen eine ganz einfache Frage stellen – als Mathematiker. Wo führt das alles hin? Was wird aus alldem hier?« Er hielt ihm die Hände wie ein Bittsteller hin und zeichnete dann einen imaginären Käfig um die City of London, mit all ihren Banken und Instituten und Börsen.

»Ich weiß nicht genau, was Sie meinen.«

»Ich meine … werden wir ewig weiterwachsen? Was meinen Sie? Es gibt vier Szenarien, Mr Haak, und das dürfte eines davon sein. Nennen wir es ›Szenario Nummer eins‹. Ewiges Wachstum. Wenn wir in tausend Jahren zurückkehrten, wird dann ganz England ein Wald aus Glas und Stahl sein, voller Unternehmen, die Geld machen? Wird der britische Leitindex bei einer Million stehen?« Er ließ seine Hände ein Stück heruntersinken. »Oder glauben wir an Szenario zwei? Nennen wir es ›Szenario Status quo‹. Bleibt alles auf dem Niveau, das wir heute erreicht haben? Sieht London in zehn Jahrhunderten noch weitgehend genauso aus wie heute? Fahren wir immer noch in Autos herum, starren auf Plasmafernseher, sehen uns Tennis in Wimbledon an, machen Urlaub an der Algarve?« Seine Hände sanken noch tiefer. »Oder geht es langsam bergab? Das ist Szenario Nummer drei. Erreichen wir einen Punkt, an dem die Nachfrage nach Gütern nach und nach das globale Angebot übersteigt und wir alle langsam, aber messbar ärmer werden? Steigen wir eine sanft abfallende Treppe hinab, Stufe um Stufe aus dieser hell erleuchteten Glitzerwelt bis zurück in die Steinzeit?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber Sie müssen eine *Meinung* dazu haben, Joe Haak! Sie sind der Mann, der das Modell erschaffen hat. Sie wissen besser als irgendwer sonst, wie solche Dinge funktionieren.« In Kaufmanns Augen war ein eiskaltes Funkeln zu sehen.

»Ich vermute, das Wachstum muss irgendwann eine Grenze erreichen«, sagte Joe vorsichtig.

»Sie *vermuten* es?«

Die Unterhaltung fühlte sich langsam wie eine Prüfung an. Ein vertrautes Stressgefühl beschlich Joe.

»Nichts kann unendlich wachsen«, hörte er sich sagen.

»Gut.« Der alte Banker rückte ein wenig zurück und formte eine Pyramide aus seinen Fingern.

»Wenn wir für alle Zeiten auf diesem Planeten gefangen sind, in diesem Sonnensystem«, fuhr Joe fort, »dann ist das Beste, was wir uns erhoffen können, ein Niveau zu finden, das wir mit unseren Ressourcen aufrechterhalten können …«

Kaufmann nickte. »Das beste, was wir uns erhoffen können«, wiederholte er. »Haben Sie mal von Dr. Pangloss gehört?«

Joe schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, Sir.«

»Sie müssen mehr lesen, junger Mann. Dr. Pangloss war ein Freund Candides, eine Schöpfung des französischen Autors Voltaire. Sein fundamentaler Fehler war seine tiefe Überzeugung, dass wir in der besten aller möglichen Welten leben. Das war schon immer eine beliebte Theorie. Wenn Gott die Welt erschaffen hat, und Gott ist schließlich perfekt, dann muss dies die perfekteste aller Welten sein. Dr. Pangloss würde sagen, dass wir Menschen Ohren und Nasen haben, damit wir darauf Brillen tragen können.«

»Nur dass in der besten aller möglichen Welten niemand schlechte Augen hätte«, sagte Joe.

Kaufmann lachte rasselnd. »Also glauben Sie nicht, dass wir in einer perfekten Welt leben, Joe?«

Joe schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich nicht.«

»Also verwerfen Sie Szenarien eins und zwei. Was bleibt uns dann noch?«

»Der langsame Abstieg?«

Kaufmann beugte sich wieder zu ihm vor. »Oder übersehen wir da etwas? Gibt es noch eine vierte denkbare Zukunft? Eine, die wir uns nur ungern vorstellen? Eine, die Cassie vorhersagen könnte?«

Joe spürte, wie sein Herz schneller schlug. Diese Unterhaltung fühlte sich allmählich wie die seltsame Einweihung in ein dunkles globales Geheimnis an. »Welche Zukunft könnte das sein?«, fragte er, obwohl er Kaufmanns Antwort bereits kannte.

»Der Kollaps«, sagte Kaufmann. Er zog sein faltiges Gesicht zurück und betrachtete Joes Reaktion. »Aber das wussten Sie, stimmt’s, Joe? Sie sind Mathematiker. Sie wissen, was mit komplexen Systemen geschieht. Plötzlicher, dramatischer, katastrophaler Kollaps.« Seine Worte hingen zwischen ihnen in der Luft. »Haben Sie mal von der These gehört, dass unsere Gesellschaft nur drei volle Mahlzeiten von der Anarchie entfernt ist?«

»Davon habe ich gehört, ja.«

»Glauben Sie daran?«

Joe zuckte mit den Schultern. »Vermutlich schon. Wenn die Menschen hungrig sind, na ja, dann könnte alles passieren.«

»Recht und Ordnung könnten zusammenbrechen?«

»Wahrscheinlich.«

»Wie lange würde das dauern?«

Joe lehnte sich zurück. In seinem Kopf drehte sich alles. Deshalb war Lew Kaufmann in die fünfte Etage gekommen, deshalb hatte er ihn hergeführt; es war vermutlich auch der Grund, warum er sein Gehalt erhöht hatte. Dies war die Frage, auf die er eine Antwort wollte. Joe musste vorsichtig sein. »Im Großen und Ganzen sind Systeme stabil«, sagte er. »Wenn ein Lieferant ausfällt, nimmt ein anderer seinen Platz ein. Wenn eine Quelle einer Ware versiegt, tut sich eine andere auf. Die Preise ändern sich, aber soziale Netzwerke und Institutionen passen sich an.«

Kaufmann beobachtete ihn genau. Er hatte die Hände gefaltet, als würde er beten. »Kennen Sie dieses Spiel mit den kleinen Holzblöcken? Das spiele ich mit meiner Enkeltochter. Man erbaut einen Turm aus Bausteinen und zieht dann abwechselnd, Stück für Stück, einzelne Blöcke heraus.« Er mimte das vorsichtige Herausziehen eines Holzbausteins. »Das Erstaunliche ist, wie lange der Turm stehen bleibt. Sehen Sie, das ist genau wie die Wirtschaft. Alles ist stabil. Auf jeder Ebene sind Redundanzen eingebaut, doch irgendwann kommt der Punkt, da zieht man einen Stein heraus – nur einen kleinen, unscheinbaren Stein –, und die gesamte Konstruktion bricht zusammen.« Mit den Händen stellte er die Katastrophe nach. »Das heißt, der Turm wird nicht ganz langsam kleiner. Er schrumpft nicht zu einem netten, etwas kleineren Turm zusammen. Nein. Er kollabiert. Bumm.« Er sah Joe lange an. »Könnte uns das passieren? Unserem Turm? Unserer Gesellschaft? Unserer Zivilisation?«

»Noch ist es nicht passiert.«

»Was nicht heißt, dass es nicht passieren könnte.«

»Vermutlich.« Joe schwieg.

»Stellen Sie sich vor, Sie sind ein Truthahn«, sagte der alte Mann und wartete lächelnd, damit Joe es sich ausmalen konnte. »Das Leben scheint es gut mit Ihnen zu meinen. Der Bauer gibt Ihnen mehr Futter, als Sie essen können. Er kümmert sich um Sie, hält Sie warm, schützt Sie vor Raubtieren. Und jeder Tag ist ganz genau wie der Tag zuvor. Wenn Sie, als Truthahn, eine Vorhersage für den nächsten Tag machen müssten, wie sähe die aus?«

Joe grinste. »Weiter wie bisher.«

»Ganz genau. Sie könnten nur aus dem Rückschlüsse ziehen, was bereits passiert ist. Also würden Sie sagen, dass auch morgen ein schöner Tag wird. Wir werden es warm haben und nicht hungern. Denn Sie wissen nicht, dass morgen der Tag vor Weihnachten ist.« Er beugte sich zu Joe vor. »Und wenn Sie jemand fragen sollte, ob morgen eine Katastrophe bringen wird, würden Sie ganz genau das sagen, was Sie gerade gesagt haben: Noch ist es nicht passiert.«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Wie viele Nahrungsmittel liegen in den Regalen der Supermärkte?«, fragte Kaufmann. »Wie viel Treibstoff lagert in den Tanks der Tankstellen? Viel weniger, als Sie vermuten würden. Wir gehen in einen Supermarkt und sehen, wie die Regale dort sich vor Essen biegen, und wir stellen uns vor, dass all das eine Stadt irgendwie für ein Jahr ernähren könnte, aber das ist vollkommen falsch. Die meisten großen Tankstellen müssen jede Nacht beliefert werden. Sie haben Vorräte für vierundzwanzig Stunden – solange es keine Panikkäufe gibt. Und die meisten Supermärkte arbeiten j*ust in time*; die neue Ware kommt genau dann an, wenn die alte verkauft ist, und jede Nacht müssen sie den Großteil ihres Bestandes

auffüllen. Was meinen Sie, wie lange würde es dauern, bis die Menschen auf drei volle Mahlzeiten verzichten müssen?«

»Na ja, so gesehen … vielleicht eine Woche? Oder zwei Wochen?«

»Und halten Sie es für denkbar, dass die Lieferungen aus irgendwelchen Gründen für eine so lange Zeit unterbrochen werden könnten?«

Joe senkte den Blick, um über diese Frage nachzudenken. »Das müsste schon etwas Globales sein«, sagte er.

Kaufmann nickte. »Sehe ich auch so. Es fällt nicht leicht, sich den Kollaps eines Industriestaates vorzustellen, solange die internationalen Nachschubwege und Systeme noch funktionieren. Also denken wir global. Was wäre dazu nötig?«

Joe schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

Kaufmann nahm sein Glas und trank den Wein aus. »Ich will, dass Sie Cassie fragen«, sagte er. Er erhob sich.

»Cassie?«

»Ja. Ich weiß nicht, wie Sie das machen werden. Finden Sie eine Lösung. Sie sind ein heller Kopf, ich bin sicher, Ihnen fällt etwas ein.« Er klopfte mit einer ledrigen Hand auf Joes Schulter. »Finden Sie heraus, welche unappetitliche Kombination von Umständen eintreten müsste, damit der ganze Turm von Babel zusammenbricht.« Er sah Joe in die Augen. »Glauben Sie, das können Sie?«

»Das ist bei Cassies Design nicht vorgesehen …«

»Dann ändern Sie das Design.« Kaufmann sah ihn aus schmalen Augen an. Dies war kein Vorschlag. »Und es muss unter uns bleiben. Nur Sie und ich. Sonst niemand.«

»Aber meine Programmierer …«

»… brauchen nichts davon zu erfahren. Seien Sie kreativ. Finden Sie eine Möglichkeit, es vor ihnen geheim zu halten.«

Joe saugte an seiner Lippe. »Ich versuche es, Sir.«

»Guter Mann.« Kaufmann grinste ihn zufrieden an.

So manipuliert er die Leute, dachte Joe. Er fängt sie spätabends ab, wenn sie nicht damit rechnen. Er drängt sie in die Ecke einer dunklen Weinbar und entlockt ihnen Versprechen, die sie im Neonlicht eines Konferenzraumes niemals äußern würden.

»Mein Büro. Jederzeit«, sagte Kaufmann. »Jetzt muss ich gehen. Ich treffe meine Enkeltochter Cassandra zum Abendessen.« Und damit führte er Joe hinaus ins Dämmerlicht der Lombard Street.

11

Das war kein Geschenk, das war ein Fluch

»Sie war die Tochter des Königs von Troja – Priamos«, sagte Jeremy. »Sie hatte was mit Apollon, und er beschenkte sie mit der Gabe der Weissagung.«

»Darling, das war kein Geschenk, das war ein Fluch«, sagte Demelza Trevarrick. »Sie ließ Apollon abblitzen, deshalb verfluchte er sie. Hätte jemand was dagegen, wenn ich mir eine Zigarette anstecke? Bloß eine klitzekleine? Hier sind ja nur wir vier, und es ist viel zu kalt, um draußen zu rauchen.«

»Mit Jacob fünf.« Jeremy deutete auf den Wirt des *Petrel*, der hinter der Bar stand und Gläser trocknete.

»Ich hätte jedenfalls was dagegen«, sagte Dr. Books. »Eine schlechte Angewohnheit.«

»Mein Lieber, *du* rauchst diese schrecklichen Zigarren. Die stinken alles voll. Meine klitzekleine Zigarette tut niemandem weh.«

Joe hustete. »Wolltest du nicht etwas sagen?«, erinnerte er sie. »Über Cassandra?«

»Apollon schenkte ihr die Gabe der Weissagung, aber er drehte es so, dass niemand ihr je glaubte. So sind die Männer, wenn du mich fragst. Die ertragen es nicht, wenn eine Frau etwas weiß, was sie nicht wissen.«

»Demelza, du kannst nicht alle Männer über deinen voreingenommenen Kamm scheren«, sagte Jeremy.

»Wieso nicht? Apollon war ein Mistkerl.« Demelza klappte den Deckel eines silbernen Feuerzeugs auf und sog die Flamme in ihre Zigarette ein.

»Ein fiktiver Mistkerl«, sagte Books. »Das sollten wir nicht vergessen.«

»Wie sind wir überhaupt auf das Thema gekommen?«, fragte Demelza.

»Ich war dabei, euch mein Computersystem zu erklären«, sagte Joe kleinlaut.

»… und ihr habt es Cassandra genannt?«

»Nein, wir haben es *Cassie* genannt. Aber darum geht's gar nicht. Ich wollte euch erklären, warum ich abhauen musste. Wieso ich die City verlassen habe.«

»Richtig, mein Lieber, so war's. Willst du meine Theorie hören?« Demelza blies eine dünne Rauchfahne über den Tisch.

»Solange es eine echte Theorie ist und nicht bloß der neue Plot für einen deiner Romane«, sagte Jeremy.

Demelza blickte Joe an. Sie war dünn und hatte etwas Bohemehaftes, wie eine Künstlerin, dachte Joe. Er konnte sie sich gut in Paris vorstellen, wie sie in einem schäbigen Rive-Gauche-Café Gauloises rauchte.

»Ich werd's dir verraten«, sagte Demelza. Sie zog noch einmal an ihrer Zigarette. »Es ist eine Frau.«

»Ich wusste es«, sagte Jeremy.

»Wer ist eine Frau?«

»Der Grund, warum du aus London geflohen bist. Nein … hör mir zu …« Sie hob eine Hand, um jeden Protest zu unterbinden. »Die echte Cassandra ist kein Computer. Sie ist eine Frau. Und du, Darling, hast deine Gefühle für dieses Mädchen mit deinen Ängsten vor deinem blöden Computer verwechselt … hab ich recht?«

»Nein.« Joe schüttelte den Kopf.

»Sie hat deine Avancen zurückgewiesen, stimmt's? Sie hat deine ehrlichen Liebesbekundungen genommen und sie dir um die Ohren gehauen. Aber was war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat? Was hat sie getan, Darling, das dich so fertig gemacht hat, dass du dich selbst im Meer ertränken wolltest?«

»Ich wollte mich nicht ertränken …«

Dies war wirklich nicht der Grund, der ihn zur Flucht gezwungen hatte, dazu, wie ein Wahnsinniger aus der City heraus und den ganzen Weg bis zu diesem Ende der Welt zu fahren.

»Also gut«, sagte Demelza. »Wenn es keine Frau war, dann gibt es eine einfache Lösung für unser Problem. Wir müssen eine Partnerin für unseren Joey-Boy finden.«

»Wirklich … nein … ich bin nicht …«

»Ich erwarte Vorschläge von euch beiden.«

»Elizabeth Bartle«, sagte der Arzt. »Ich fand sie immer schon reizend.«

»Reizend vielleicht«, sagte Demelza. »Aber viel zu alt für unseren Joe.«

Unseren Joe?

»Außerdem riecht sie nach Fisch«, warf Jeremy ein.

»Daran gewöhnt man sich«, sagte Mallory Books. Er sah Joe an. »Reizendes Mädchen, Elizabeth Bartle. Arbeitet in der Fischfabrik.

Ich würde ihr selbst einen Antrag machen, wenn ich nicht doppelt so alt wäre wie sie.«

»Was ist mit Aminata Chikelu?«, schlug Jeremy vor.

Demelza hielt nachdenklich einen Finger in die Luft. »Ja, *die* wäre gut. Das könnte tatsächlich passen.«

»Sie kommt aus dem Senegal«, sagte der Arzt.

»Warum sollte das gegen sie sprechen?«, fragte Jeremy.

»Gar nicht. Aber irgendwann wird sie in den Senegal zurückwollen. Und dann bricht sie ihm noch einmal das Herz.«

»Ich habe gar kein gebrochenes Herz.«

»Gut aussehen tut sie«, sagte Demelza. »Ein hübsches Figürchen.«

Die Männer murmelten zustimmend.

»Und sie ist im richtigen Alter«, fuhr Demelza fort. »Aber sie ist laut. Sehr laut. Das dürfen wir nicht vergessen.«

»Wieso ist sie laut?« Jetzt war Joes Neugier geweckt.

»Mein Lieber, sie ist laut im *Bett*«, sagte Demelza. »Als sie mit dem Arzt aus Falmouth zusammen war, konnte man es im ganzen Dorf hören, wenn die beiden zugange waren.«

»Das war kein Arzt«, protestierte Mallory. »Der war Physiotherapeut.«

»Das ist dasselbe«, sagte Demelza.

»Auf keinen Fall.«

»Und sie arbeitet nachts. Wann sollen die beiden denn ihre Momente der Leidenschaft haben?«

»Wer hat denn gesagt, dass ich Momente der Leidenschaft will?«, meldete sich Joe.

»Mein Lieber«, sagte Demelza. »Jeder will Momente der Leidenschaft. Und für einige von uns werden es immer nur Momente bleiben.«

Wie war es so weit gekommen? Wie war er in diese surreale Unterhaltung hineingeraten? Wie kam es, dass diesem Albtraum, der sich unablässig in seinem Kopf wiederholte, in dieser Bar von diesen Leuten so wenig Beachtung geschenkt wurde? In den Bars und Cafés der Londoner Square Mile würde von kaum etwas anderem die Rede sein. Sein Name war inzwischen wahrscheinlich so bekannt wie der von Lew Kaufmann. Das war dieser Joe Haak, würden sie sagen. Sie haben ihm zu viel Macht eingeräumt. Zu viele Freiheiten. Dabei hatte er in Wirklichkeit gar keine Macht gehabt. Keine echte Macht. Er war aus dem *Lane-Kaufmann*-Gebäude gelaufen, ohne auch nur seine Jacke mitzunehmen, seinen Computer oder sein Telefon. Er hatte sein Auto aus der Garage in Blackfriars geholt und war durch die Unterführung zum Victoria Embankment gerast, in Tränen aufgelöst. »Was machen wir jetzt?« Er hatte Janie Coverdales Worte noch in den Ohren. »Was machen wir jetzt?«

»Halten. Haltet die Position. Halten.« Das hatte er ihnen geraten, doch sie schlossen am Montagabend mit einem Verlust von vierzig Millionen Pfund. Als die Märkte am Dienstag öffneten, hatten sie weitere sechzehn Millionen verloren. Und doch. Sie hatten schon Schlimmeres erlebt. »Nerven behalten«, sagte Joe ihnen. »Cassie irrt sich nie.« Aber gütiger Gott, was hatte sie sich geirrt! »Sie machen unsere Etage dicht«, rief Janie am Mittwochmittag, als die Verluste zweihundertundzwanzig Millionen erreichten. Ihre Stimme

war wie das Wehklagen einer Märtyrerin, die die erste Flamme erreichte. »Stellt den Handel ein.«

»Das geht nicht!« Eine einzige Stimme in der gesamten fünften Etage – und es war seine. Er war es. Joe Haak.

»Wir müssen, Joe. Wir müssen den Schaden minimieren.«

Jetzt war jedes Gesicht in der fünften Etage auf ihn gerichtet. Die ängstlichen Mienen der Trader. Sie hatten nicht geschlafen. Das gequälte Gesicht von Janie Coverdale.

»Wir brauchen vierundzwanzig Stunden. Die Wende wird kommen. Jede einzelne dieser Aktien wird fallen. Wir müssen bloß die Ruhe bewahren.«

Janie sah gezeichneter aus, als er sie je gesehen hatte. »Zu lange. Wenn der Markt um noch einen weiteren Punkt steigt, sind wir verloren. Wir können noch eine Stunde halten. Also, wie sieht Cassie unsere Position in einer Stunde?«

»Es sollte einen Kursrutsch geben. Mindestens um einen Punkt.«

»Das reicht nicht.«

»Aber dann könnten wir zumindest weiter abwarten.«

In der fünften Etage herrschte Schweigen. Man konnte fünfundvierzig Menschen atmen hören. Janie wandte sich an die Händler. Sie zögerte so lange, dass es weh tat. »Ihr habt gehört, was der Mann gesagt hat, Jungs und Mädels. Lasst die Finger von den Telefonen, sechzig Minuten lang. Dreht Däumchen. Schreibt eure Testamente.«

Und dann war das einzige Geräusch das Klackern von Janies Absätzen, als sie quer durch den Saal ins Licht zurückging.

Joe und Jeremy liefen die Fish Street hinauf. Jeremy wohnte nur zwei Häuser oberhalb von Mallory Books. Sie quetschten sich durch seine kleine Haustür. Der Flur war mit Staffeleien, Paletten und halbfertigen Leinwänden vollgestellt. »Jetzt sieh dir den ganzen Kram an«, sagte Jeremy. »Ich wollte das längst weggeräumt haben, aber ich weiß nicht, wohin. Das waren mal Fischerhäuschen, und die brauchten anscheinend nicht viel Platz.«

»Vermutlich haben sie nicht so viel gemalt«, bemerkte Joe.

»Wahrscheinlich nicht.« Jeremy kramte in einem Schrank herum. »Ah. Da ist er.« Er zog einen Computer aus einem Stapel aussortierter Dinge. »Ich wusste doch, dass er noch irgendwo war.«

Joe betrachtete den Computer und wünschte, er wäre seinem Instinkt gefolgt und hätte in Penzance einen neuen Laptop gekauft. Egal. Der Gedanke zählte. »Danke, Jeremy.«

»Kein Problem. Das ist ein guter.«

»Hat Dr. Books WLAN?«

»Keine Chance, aber bei Jacob im *Petrel* gibt's welches. Das könnte dein Büro sein.«

Mein Büro, dachte Joe. Er versuchte, sich seinen Glasschreibtisch in der Bank vorzustellen.

Er fand eine Ecke des *Petrel*, in der es eine Steckdose und ein halbwegs zuverlässiges WLAN-Signal gab. Der Computer war langsam, die Software veraltet, aber er hatte ja den ganzen Tag Zeit. Niemand kontrollierte, wie schnell er arbeitete. Niemand rief nach ihm und verlangte Vorhersagen.

»Könnten Sie mir einen Cappuccino machen, Mr Anderssen?«, rief er dem Wirt zu.

»Einen Pulverkaffee können Sie haben.«

»Das tut’s auch.«

Das letzte Mal, dass er an einem Schreibtisch gesessen hatte, war diese schreckliche, leere Stunde in der fünften Etage von *Lane Kaufmann* gewesen. Telefone klingelten, aber niemand nahm ab. Jemand legte den Schalter um, um das Krächzen der Eulen abzustellen. Niemand hatte mehr Lust, ihr unerbittliches Mahnen zu hören. Die Stille, die folgte, war unnatürlich.

Und dann war plötzlich ein Murmeln an den Händlertischen zu hören. Ein Ächzen, das von einem Dutzend Tischen ausging. Eine weitere Aktie musste gestiegen sein. Joe spürte, wie seine Stimmung einen Tiefpunkt erreichte, von dem er nicht gewusst hatte, dass es ihn gab. Er zitterte jetzt. Er streckte die Hand aus, um seinen Monitor abzuschalten. Auf der anderen Seite des Raumes, bei den Tradern, erhob sich eine große Gestalt langsam von ihrem Stuhl. Joe sah sie aus dem Augenwinkel. Die Gestalt ließ die hellen Lichter der Händlerschreibtische hinter sich und kam in die Düsternis der Analysten. Der Mann trug einen schwarzen Seidenblazer und eine Krawatte von der Farbe roher Leber. Auf halbem Weg schnappte er sich einen Schreibtischstuhl und schob ihn vor sich her bis zu Joes Schreibtisch. »Hallo, Kumpel.« Er ließ sich schwerfällig auf den Stuhl sinken. Seine Knie berührten Joes.

»Hallo, Julian.«

Der Trader richtete seine goldenen Manschettenknöpfe so, dass Joe sie sah. Er hatte es nicht eilig. »Wie läuft’s hier hinten …« Sein Akzent klang nach Glasgow. »… Kumpel?«

Joe zog eine nervöse Grimasse. »Ziemlich angespannt, Julian.«

»Ziemlich angespannt.« Das war ein Echo. Julian McEvan trug sein Haar stufenweise nach hinten gekämmt und mit so viel Pomade, dass es an Plastik erinnerte. Sein Blick brannte wie Eis. »Ziemlich … verfickt angespannt … hab ich recht?«

»Vermutlich ja.«

»Vermutlich?« Julian ließ die Knöchel seiner Fäuste gegeneinander schlagen. »Da wird ziemlich viel vermutet in deinem Job, was?«

Joe schüttelte den Kopf. Er spürte, dass es auf diese Frage keine richtige Antwort gab.

»Siehst du die Jungs an den Schreibtischen da drüben?« Der Händler nickte in ihre Richtung.

»Ja.«

»Siehst du die Kleine?« Er meinte Janie.

»Ja.«

»Ist dir klar, wie viel denen dieser Job hier bedeutet? Ist dir klar, wie hart sie arbeiten? Ist dir klar, welche Opfer sie für diese Bank erbracht haben?«

Joe musste sein Zittern unter Kontrolle bringen. Sein Mund war zu trocken, um zu sprechen.

»Was glaubst du, wie würde diese Etage ohne Janie zurechtkommen? Hmm? Wie würde sie ohne diese Jungs und Mädels zurechtkommen? Denn wenn das alles hier den Bach runter geht, was meinst du, wem sie die Schuld dafür geben?«

Joe schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Du weißt es nicht? Der scheiß-oberschlaue Herr Mathematiker? Du kannst mir sagen, wie der Markt sich entwickeln wird, aber nicht, wer die Scheiße abkriegt? Das willst du mir erzählen, Kumpel?«

»Nein …« In seinem Auge stand eine Träne.

McEvan lehnte sich zurück und verschränkte die Hände vor dem Bauch. »Soll ich dir was sagen? Ich weiß es. Wir hatten gerade eine kleine Unterhaltung. Man könnte sagen, wir haben Lose gezogen.« Der Händler erhob sich von seinem Stuhl.

»Ihr habt Lose gezogen?«

»Wir haben Namen aus einem Hut gezogen. Eine sehr kurze Liste.« McEvans Augen verengten sich zu Schlitzen. »Jemand muss den Kopf hinhalten, Kumpel. Einer muss der Böse sein. Der, dessen Bild auf den Titelseiten erscheint. In Handschellen. Der ins Gefängnis geht. Siehst du das genauso, Kumpel?«

Joe nickte.

»Janie kann's nicht sein.«

»Nein. Nein. Natürlich nicht.«

»Von uns kann es auch keiner sein.«

»Ich weiß.«

»Dann weißt du ja, wer das sein muss … stimmt's?«

Der Raum schien zu schwanken, als wären sie auf See. »Ja.«

Der Schotte streckte den Zeigefinger aus und bohrte ihn in Joes Schulter. »Du bist es, Kumpel. Wir haben deinen Namen aus dem Hut gezogen. Du hältst den Kopf hin. Du.«

Jacob, der Wirt, kam mit einem schwarzen Kaffee und einer Flasche Milch zurück. Joe nahm den Becher und setzte sich vor den Computer. War Cassie noch da? Er musste es herausfinden. Er legte sich seine Log-in-Daten zurecht und gab die Netzwerkadresse ein. Eine Fehlermeldung leuchtete auf. Verdammt. Sie hatten sie vom Netz genommen. Er tippte sich gegen die Zähne – eine

schlechte Angewohnheit, aber es half ihm beim Denken. Es gab noch ein Backup in der Cloud. Er gab den Netzwerkcode ein.

»Willkommen bei Cassie.«

Er war drin. Und mit einem Mal floss die Zeit wieder dahin. Sein Herz raste. Es war sicher nur eine Frage der Zeit, bis auch diese Version von Cassie vom Netz genommen werden würde. Er brauchte ein weiteres Backup. Er kannte einen Anbieter dafür in Hemel Hempstead, füllte online das Antragsformular aus und schickte es ab. Es war nicht billig, fast zweihundert Pfund pro Monat, aber andererseits … Und es war billiger als seine Miete bei Dr. Books, fiel ihm auf.

»Das Hochladen wird sechzehn Stunden dauern.« Sechzehn Stunden! Er erwischte sich dabei, dass er aus dem Fenster starrte. Die Fischerboote liefen gerade nach getaner Arbeit im Hafen ein. Die Robins-Jungs machten am Kai fest, und die Mädchen, die den Fisch abpackten, halfen beim Entladen des Fangs. Selbst bei geschlossenen Fenstern erfüllte der salzige Geruch der Heringe die Luft. Jessie Higgs schloss gerade ihren Laden ab. Es musste Teezeit sein. Casey Limber und Kenny Kennet verhandelten über ein verknotetes Nylonnetz, das Kenny an irgendeinem Strandabschnitt gefunden haben musste. Die hübsche schwarze Frau mit dem roten Band im Haar – das war Aminata, die laute Liebhaberin. Bei dem Gedanken musste er grinsen. Sie war eine von denen, die ihn am Strand gerettet hatten. Er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ihr zu danken. Die rundliche Frau mit dem halben Dutzend Kindern im Schlepptau – auch die kannte er. Sie war die Lehrerin. Martha. Das war ihr Name. Martha Fishburne. All diese Menschen, dachte er, sind miteinander verbunden. Man könnte sie sich mit unsichtbaren

Fäden verknüpft vorstellen. Die Kinder sind auf die Lehrerin angewiesen. Und sie ist auf die Ladenbetreiberin angewiesen. Und die Ladenbetreiberin ist auf … was angewiesen? Wöchentliche Lieferungen vom Großhändler vielleicht? Und der Großhändler ist auf Treibstoff angewiesen … und schon wird das Ganze wieder zu einem von Cassies Modellen.

Das war lächerlich. Warum konnte er sich nicht eine ganz normale Szene, wie ein paar Kinder am Hafen, ansehen, ohne sofort wieder in die verworrene Welt der Prognosen hineingezogen zu werden? Er schloss die Augen. Das, beschloss er, würde seine erste Aufgabe sein. Er würde dieses destruktive Denkmuster hinter sich lassen. Einen neuen Anfang machen. Hier. Heute. Es würde nie eine bessere Gelegenheit geben, ganz neu anzufangen, die ungewollten Erinnerungen an ein Leben auszulöschen, aus dem er geflohen war. Er musste ein Versprechen einhalten. Also, zum Teufel mit seinen tausend ungeöffneten E-Mails. Zum Teufel mit Janie Coverdale und Lew Kaufmann und ihrem kurzsichtigen Blick auf den Gewinn. Zum Teufel mit seinem ganzen unerfüllten, unproduktiven Leben.

Befreit und mit einem neuen und erfrischenden Zielbewusstsein ausgestattet, langte Joe nach vorne, um den Laptop zuzuklappen, doch das Aufflackern eines Bildes hielt ihn davon ab. Eine Spalte Zahlen scrollte im präzisen Rhythmus marschierender Ameisen über den Bildschirm. Und jede einzelne dieser Zahlen leuchtete rot.

12

Ich denke gerade darüber nach, Sir

»Ich habe einen Termin mit Mr Kaufmann.«

Der Chefsekretär hatte das schmale, unbarmherzige Lächeln eines Gefängniswächters. »Da müssen Sie warten. Er ist in einem Meeting.«

Auf der zwölften Etage herrschte eine Stille, wie es sie in den Stockwerken darunter niemals gab. Die dicken Teppiche und die vertäfelten Wände schluckten jedes Geräusch. Sogar die Luft stand still.

Die riesigen Fenster boten einen freien Ausblick auf die Stadt, von der Kuppel der St. Paul's Cathedral bis zur Themse im Westen. Joe drückte sich gegen die Scheibe. Er stellte sich vor, das Glas wäre weich wie Gelatine. Er würde hindurchgleiten, und das Glas würde sich hinter ihm schließen. Er würde fallen … vielleicht würde er schweben. Er würde sanft hinabsinken wie ein abkühlender Heißluftballon, vorbei an den Managern der elften Etage, den Buchhaltern der zehnten, Colin Helms in der neunten, dem Marketing, der Personalabteilung und all den Handelsetagen, bis hinab zum Beton des Gehsteigs, wo er sanft wie eine Motte landen würde. Würden sie ihn bemerken? Würde Janie Coverdale ihn vorbeischweben sehen? Diese Männer und Frauen der City sahen nur selten aus dem Fenster. Der Ausblick gab ihnen nichts. Wen

interessierte es schon, wenn es regnete? Oder wenn der Himmel voller roter Ballons war? Oder wenn ein Analyst vorbeischwebte?

»Mr Kaufmann hätte jetzt Zeit für Sie.«

Es war ein kleinerer Raum, als Joe sich vorgestellt hatte. Funktional. Kein weißes Sofa wie in Janies Büro. Nur ein Schreibtisch, ein quadratischer Konferenztisch, einfache Stühle und ein Bücherregal. Er warf einen Blick auf die Buchrücken und war froh, ein paar ihm vertraute Titel zu entdecken.

Lew Kaufmann saß an seinem Schreibtisch. Er stand nicht auf, um Joe zu begrüßen. Er hob nur den Blick von einem Dokument und nickte in Richtung eines Stuhls vor dem Schreibtisch. Joe nahm Platz und wartete. Kaufmann schraubte behutsam die Hülle auf einen silbernen Füller.

»Mr Joe Haak.«

»Mr Kaufmann.«

Er sah krank aus, fand Joe. Sein Blick war glasig, seine Haut grau. Er holte laut hörbar Luft, als würde ihm das Atmen schwer fallen. »Geht es Ihnen gut, Mr Kaufmann?«

»Nicht schlimmer als sonst«, sagte er.

Aber wieso sind Sie dann hier?, wollte Joe ihn fragen. Sie müssen doch Multimillionär sein, mit einem hübschen Anwesen auf dem Land, einer Villa in Frankreich, einer Yacht in Italien. Wieso kommen Sie Tag für Tag in diese Burg aus Glas, um sich mit den Launen der Aktienkurse herumzuschlagen? Wieso sitzen Sie nicht auf einer Terrasse mit Blick auf das tiefblaue Wasser und lassen das Sonnenlicht die Falten aus Ihrem Gesicht bügeln?

Kaufmann tippte mit seinem geschlossenen Füller auf den Schreibtisch. »Reden Sie, Mr Haak.«

Joes Mund fühlte sich trocken an. »Sir, Sie haben mich gebeten, mit Cassies Hilfe … einen Kollaps durchzuspielen.«

»Ich erinnere mich.«

In diesem Büro war keine Spur von der Nähe, die ihre Unterhaltung in der Weinbar ausgezeichnet hatte.

»Das war nicht einfach, Sir.«

»Die Komplexität der Aufgabe spiegelt sich im Umfang Ihrer Vergütung.«

Dagegen ließ sich nichts vorbringen. »Ich habe sehr viele Szenarien durchgespielt.«

»Und was haben Sie herausgefunden?«

Joe hustete. »Nun, Sir. Zunächst sollte ich Ihnen sagen, dass Cassie vielleicht nicht das beste Werkzeug für diese Aufgabe ist.«

»Ersparen Sie mir die Ausschlussklauseln.« Kaufmann machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Aber es ist *wichtig*, Sir. Cassie ist kein traditionelles Wirtschaftsmodell. Nicht wie die, die der Staat einsetzt, zum Beispiel. Sie verwendet keine Algorithmen, die auf jahrelangen Wirtschaftsstudien beruhen. Sie ist einfach nur eine große Rechenmaschine, die sich die Meinungen von tausend Finanzjournalisten ansieht, die sehr oft falschliegen können. Ich dachte bloß, ich sollte darauf hinweisen …« Er verstummte. Kaufmann starrte ihn eisig an.

»Das weiß ich alles«, sagte der Banker. Er atmete noch immer schwer. »Sagen Sie, Mr Haak. Sie als Mathematiker kennen doch sicher Francis Galton.«

»Ich erinnere mich an den Namen, aber ich bin nicht sicher …«

»Er war Charles Darwins Cousin. Wussten Sie das?«

»Nein, Sir.«

»Er war ebenfalls Mathematiker. Und Statistiker. Er besuchte einmal einen Jahrmarkt, wo es einen Wettbewerb gab – es ging darum, das exakte Gewicht eines Ochsen zu schätzen. Was glauben Sie, was ein Ochse wiegt, Mr Haak?«

»Ich kann es nicht sagen, Sir.«

»Raten Sie.«

»Ich habe keine Ahnung. Ich würde sagen, so viel wie vier Männer … gut 320 Kilo?«

Kaufmann nickte. »Also rund 700 Pfund, sagen Sie. Wie es aussieht, Mr Haak, liegen Sie genau richtig. Aber nicht mit Ihrer Schätzung. Sie haben recht, dass Sie keine Ahnung haben, wie viel ein Ochse wiegt, genauso wenig wie die Leute auf dem Jahrmarkt. Fast achthundert Menschen nahmen an dem Wettbewerb teil, aber nicht einer lag mit seiner Antwort richtig. Nicht einer. Es stellte sich heraus, dass der Ochse 1198 Pfund wog. Also gewann niemand den Preis, aber Galton ging nach Hause und rechnete nach. Er errechnete den Durchschnitt aller achthundert Schätzungen. Und wissen Sie, zu welchem Ergebnis er kam? Genau 1197 Pfund. Erstaunlich nah dran, finden Sie nicht?«

»Das ist die Weisheit der Vielen, Sir.«

»Ganz genau.« Kaufmann sah ihn eindringlich an. »*Rem acu tetigisti.* Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Und das Erstaunliche ist, dass es immer funktioniert. Immer.«

»Ja, Sir.«

»Sie hatten vor einigen Monaten den Mut, mir genau das zu sagen, Mr Haak. Ich fragte Sie, ob Sie eher mir als Fachmann

glauben würden als den Ansichten Ihrer tausend Finanzjournalisten. Und Sie sagten nein.«

»Ich sagte, *nicht willentlich*, Sir.«

»Das stimmt.« Kaufmann grinste. »Aber wir beide wissen, dass Sie recht hatten. Ihre tausend Finanzexperten raten vielleicht alle nur, und wenn man sich zu sehr auf einen von ihnen verlässt, könnte das nach hinten losgehen, Mr Haak. Aber nimmt man den Durchschnitt ihrer Einschätzungen, dann hat man einen wirklich weisen Schwarm.« Der alte Mann neigte den Kopf und schien die Augen zu schließen. »Also, verraten Sie mir, was Cassie aus diesem Schwarm macht. Erzählen Sie mir von Ihren Szenarien.«

Joe räusperte sich. »Na ja, wie sich zeigt, Sir, ist das Gleichgewicht nur sehr schwer zu stören.«

»Das habe ich erwartet.«

»Man kann alles Mögliche versuchen – der Markt scheint immer wieder ein Gleichgewicht zu finden. Verdoppelt man den Preis von Gummi, müssen viele Firmen große Verluste hinnehmen, aber anderen geht es gut. In manchen Industrien fallen Arbeitsplätze weg, in anderen kommen welche hinzu.«

»Verstehe.«

»Und das scheint für fast alles zu gelten, was wir der Wirtschaft zwischen die Beine werfen. Kriege. Hungersnöte … Das System ist erstaunlich anpassungsfähig.«

Kaufmanns Augen blieben geschlossen. »Aber …« Er spuckte das Wort beinahe aus. »Sie wären nicht zu mir gekommen, wenn es kein ›Aber‹ gäbe …«

»Es gibt ein ›Aber‹, Sir.«

Die Zeit verlangsamte sich. Der Zeiger, der sich auf dem Ziffernblatt der Bürouhr drehte, schien jede einzelne Sekunde wie ein präzise gesetztes Satzzeichen zu betonen. »Wenn man mit dem Modell experimentiert, scheinen zwei Dinge einen explosiven Effekt zu haben.«

Kaufmanns Augen klappten auf. »Das erste kenne ich.«

»Ja?« Das überraschte Joe.

»Öl!« Die Hand des Bankers landete krachend auf dem Schreibtisch. »Alles hängt am Öl.«

Joe nickte. »Ja, Sir, aber die Wirtschaft bleibt trotzdem belastbar. Selbst wenn sich der Rohölpreis verdoppelt.«

»Aber was, wenn er sich verdreifacht? Vervierfacht? Was, wenn es ganz versiegt? Was dann?« Der alte Mann war plötzlich zum Leben erwacht. »Erzählen Sie mir nicht, dass dann das Gleichgewicht beibehalten werden kann. Die ganze Komplexität des modernen Lebens ruht auf einer umgedrehten Pyramide, die auf einem kleinen Ziegelstein balanciert – und dieser Ziegelstein ist das Öl. Nimmt man ihn weg, bricht die Pyramide zusammen. Ohne Öl können die Bauern nicht ernten. Und selbst wenn, können sie ihre Waren nicht auf den Markt bringen. Sie können keine Waren an Großhändler liefern, und die Großhändler können die Läden nicht beliefern. Das Land kommt zum Stillstand. Es gibt eine halbe Million LKWs in Großbritannien, Mr Haak. Drei Millionen in den USA. Gott weiß, wie viele in Europa, in Asien, in Afrika. Jetzt stellen Sie sich vor, was passiert, wenn die nicht mehr fahren. Denken Sie an all die Geschäfte, die von diesen LKWs abhängig sind. Denken Sie an all die kleinen Lieferwagen und ihre Fahrer und die Familien, die von diesen Fahrern abhängig sind, und all die Läden und Büros, die von

den Lieferungen dieser Fahrer abhängig sind, und all die Menschen, die in diesen Läden und Büros arbeiten, und deren Familien.«

»Ja, Sir.«

Kaufmann erhob sich von seinem Sessel. »Das ist der größte Wahnsinn in der Geschichte der Menschheit, Joe. Wir haben die großartigste Gesellschaft erschaffen, die der Mensch je kannte – eine globale Gesellschaft. Wir kommunizieren über Kontinente hinweg, wir denken uns nichts dabei, wenn wir in ein Flugzeug steigen und zu einem Meeting nach Zürich oder Seattle oder Shanghai jetten. Und all das, alles, was wir erschaffen haben, beruht auf einer endlichen Flüssigkeit, die wir fleißig verbrennen. Haben Sie mal darüber nachgedacht, Joe?«

»Ich denke gerade darüber nach, Sir.«

»Gut. Denn wir sollten darüber nachdenken. Unbedingt. Waren Sie schon einmal auf der Osterinsel, Joe?« Er sah zu, wie Joe den Kopf schüttelte. »Ein erstaunlicher Ort. Ich war als junger Mann einmal da. Gar nicht so leicht, dorthinzukommen. Es ist die entlegenste bewohnte Insel der Welt. Die nächstgelegene Insel ist Pitcairn, und bis dorthin sind es mehr als tausend Meilen. Können Sie sich vorstellen, dort zu leben?« Er deutete zur Wand neben seinem Schreibtisch, auf ein gerahmtes Gemälde einer Osterinsel-Statue. Es war das einzige Kunstobjekt im Raum, fiel Joe auf.

»Die Rapanui müssen gedacht haben, dass ihre Insel die gesamte Welt ist – das einzige Stück Land in einem Universum aus Wasser. Nur wenige Generationen, nachdem sie dort angelangt waren, müssen ihnen die Geschichten von anderen Inseln wie Märchen vorgekommen sein. Vielleicht sprachen sie von anderen Inseln, wie wir von den Gesellschaftsformen ferner Planeten

träumen. Aber es gelang ihnen, eine richtige Zivilisation aufzubauen. Und sie bauten diese Statuen – man nennt sie ›Moai‹. Mehr als achthundert davon gibt es. Phantastisch. Die Archäologen sagen, es ginge dabei um Ahnenverehrung, und wer weiß. Vielleicht war es so.«

Er wandte sich von dem Gemälde ab, um Joe anzusehen. »Sie fragen sich, warum ich Ihnen all das erzähle, stimmt's, Joe?« Seine Mundwinkel bogen sich nach oben und formten eine Art Lächeln. »Ich habe dieses Bild an meiner Wand hängen, um nicht zu vergessen. Denn die Rapanui taten etwas sehr Merkwürdiges. Sie waren besessen davon, diese Statuen zu bauen. Und jedes Mal, wenn sie eine erbaut hatten, fällten sie eine ganze Reihe Palmen. Die brauchten sie, um die Statue vom Steinbruch wegzurollen. Die Osterinsel war einmal dicht bewaldet. Heute nicht mehr. Denn langsam, Stamm um Stamm, fällten die Menschen dort jede einzelne Palme. Und mit den Palmen verschwanden die Vögel, die darin nisteten, und die waren die Hauptnahrungsquelle für die Inselbewohner.« Er drehte sich wieder zu dem Gemälde um, dem riesigen, teilnahmslosen Moai auf dem kahlen Hügel. »Und ohne die Palmen konnten sie keine Boote bauen, um zu fischen. Ich denke oft an den Tag, an dem sie die allerletzte Palme fällten. Was ging ihnen dabei durch den Kopf? Gab es keine Proteste? Hat sie niemand gewarnt?« Er sah wieder Joe an.

»Was ist mit ihnen passiert?«, fragte Joe.

»Sie sind gestorben.« Kaufmann zuckte mit den Achseln. »Verhungert. Sie haben ihre Zivilisation auf einer endlichen Ressource aufgebaut, und als die zu Ende war, war das auch ihr Ende.« Er blickte Joe abwägend an. »Aber so dumm wären wir

nicht, oder? Wir würden doch keine Gesellschaft auf einem einzigen Verbrauchsgut aufbauen.« Seine glasigen Augen schienen für einen Moment zu funkeln. »Und überhaupt, sehen wir das Positive.« Er deutete auf das Gemälde. »Sie haben uns ein paar hervorragende Statuen hinterlassen.« Er sank in seinen Sessel zurück.

»Sie glauben also, dass es uns genauso ergehen wird?«, fragte Joe.

Kaufmann seufzte schwer. »Ich weiß es nicht. Wir versuchen es mit vielen neuen Ideen. Biotreibstoffe. Wasserstoff. Fracking. All das sieht für sich genommen interessant aus, aber Biotreibstoffe machen noch immer weniger als drei, vier Prozent des weltweiten Dieselverbrauchs aus. Und jeder Hektar, den wir für den Anbau von Treibstoffen verwenden, ist einer weniger, auf dem Nahrungsmittel angebaut werden können. Und uns läuft die Zeit davon. Die Welt wird immer komplexer, alles hängt immer noch stärker mit allem anderen zusammen. Es fühlt sich immer noch so an, als würden wir die Palmen auf der Osterinsel absägen und uns erst dann Gedanken darüber machen, wenn die letzte krachend umgefallen ist.«

Von irgendwo in der zwölften Etage ertönte das Murmeln leiser Stimmen, das sanfte Surren der Aufzüge, gedämpfte Schritte. Hier oben war der Lärm der Handelsräume, die nur wenige Stockwerke tiefer lagen, nur schwer vorstellbar.

Joe blickte auf seine Schuhe hinab. »Geht es hier wirklich um Aktienkurse?«, fragte er.

»Natürlich nicht.«

»Worum dann?«

Lew Kaufmann pfiff beim Ein- und Ausatmen wie ein defekter Blasebalg. »Ich zeige Ihnen etwas«, sagte er. Er gab Joe zu

verstehen, neben ihm ans Fenster zu treten. Sie sahen auf die unterbrochenen Linien aus Straßen und Dächern hinaus, die Stahl- und Glaspaläste der City und die Sandstein- und Granitbauten einer früheren Zeit. »Es ging nie ums Geld, Joe. Als ich ein kleiner Junge war, war London die größte Statdt der Welt. Wir waren stolz, ein Teil davon zu sein. Aber dann wurden wir von New York überholt. Als ich zum ersten Mal dort war, gab es zehn Millionen Menschen in New York. Die erste Megacity der Welt. Die meisten Menschen fuhren hin, um sich die Hochhäuser anzusehen oder die Lichter am Times Square. Ich fuhr hin, weil ich sehen wollte, wie das alles funktioniert.«

»Wie es funktioniert, Sir?«

»Wie ernährt man eine Stadt mit zehn Millionen Einwohnern, Joe? Wie viele LKW-Ladungen Nahrungsmittel braucht man jeden Tag? Wie viel Treibstoff?« Er drehte sich zu dem jüngeren Mann um. »Wie ernährt man London? Wer organisiert das alles?«

»Vermutlich niemand.«

Lew Kaufmann nickte. »Ganz richtig. Niemand. Es funktioniert durch hunderttausend Lieferketten. Weil Tausende Menschen in zweihundert Ländern morgens aufstehen und genau das tun, was sie schon am Tag zuvor getan haben und am Tag davor. Weil sie pflanzen und ernten und packen und transportieren. Mehl und Zucker und Kakao und Kaffee und eine lange, lange Liste von Nahrungsmitteln und Treibstoffen und Maschinenteilen und Geräten. Wir wissen das, richtig, Joe? *Wir* wissen das, weil es unsere Aufgabe ist, Ihre und meine. Wir verfolgen die Lieferketten und suchen nach Schwächen.«

»Stimmt«, sagte Joe.

»Waren Sie schon einmal in einer Megacity, Joe?« Kaufmann trat vom Fenster zurück und ließ sich wieder auf seinen Sessel sinken. Er wartete die Antwort nicht ab. »Natürlich waren Sie das. London ist jetzt eine. Zwölf Millionen Menschen, aber da gibt es ganz andere. Es gibt fünfundzwanzig Städte, die größer sind als London. Rio ist größer. Lagos ist größer. Tokio hat fast fünfunddreißig Millionen Einwohner. Ich stand einmal in Jakarta im Stau, auf dem Weg zum Flughafen. In Jakarta leben fünfundzwanzig Millionen Menschen, Joe. Was glauben Sie, wie viele von denen eine Speisekammer haben?«

»Ich denke mal, nicht sehr viele.«

»Nein. Vermutlich nicht. Eine halbe Milliarde Menschen lebt inzwischen in Megacitys, und die meisten von ihnen haben nur das im Haus, was sie an dem Tag brauchen. Selbst hier in London. Was passiert, wenn die Lieferketten ausfallen? Was passiert, wenn zwanzig Millionen Menschen in Guangzhou oder Kairo oder Teheran oder Paris langsam verhungern?«

»Darüber habe ich noch nie nachgedacht.«

»Das tun die wenigsten.« Kaufmann stieß einen langen, pfeifenden Seufzer aus. »Sie fragten, um was es hier eigentlich geht, Joe. Es geht nicht ums Geld. Es ging noch nie ums Geld. Haben Sie schon mal von Norman Angell gehört?«

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

»Wie schnell die großen Namen vergessen sind, was? Er war ein Schriftsteller und Labour-Politiker. Er gewann den Friedensnobelpreis 1933. Ich bin ihm begegnet, als ich noch ein Junge war und er ein alter Mann. Eine beeindruckende

Persönlichkeit. 1910 veröffentlichte er ein Buch mit dem Titel *Die falsche Rechnung*. Haben Sie davon gehört?«

Ein weiteres Kopfschütteln.

»Das überrascht mich nicht. Man könnte sagen, es ist in Vergessenheit geraten, aber damals war es ein gewaltiger Erfolg. Tausende Menschen auf der ganzen Welt lasen dieses Buch. Vergessen Sie nicht, 1910 war gar nicht so weit weg von unserer Welt heute. Sicher, es gab keine Computer und Mobiltelefone, aber es gab die großen Technologien der industriellen Revolution, und es gab globalen Handel – und Frieden. Frieden.« Kaufmann wiederholte das Wort, als wäre es ein Konzept, das ihm schon seit einiger Zeit nicht mehr begegnet war. »Ah, ja. Frieden. Abgesehen von ein paar kolonialen Scharmützeln wie dem Burenkrieg, hatte es zwischen den Großmächten seit fast vierzig Jahren keinen Krieg gegeben. Und Angell behauptete, dass es nie wieder einen größeren Krieg geben würde. Sehen Sie, er glaubte, dass die globale Wirtschaft so stark mit den Interessen jeder einzelnen Nation verknüpft war, dass kein Land von einem Krieg profitieren würde. Also war’s das. Das Ende der globalen Konflikte. Diese Illusion hatte nur vier Jahre lang Bestand.«

»Klar.«

»Wissen Sie, worum es bei Kriegen geht?« Der alte Banker hob die Augenbrauen, als würde er sich bereits eine Antwort vorstellen. »Bei den ersten echten Kriegen ging es um den Glauben. Sie wurden geführt, um Menschen zu besiegen, die an etwas anderes glaubten – meistens an andere Götter. Bei den nächsten Kriegen ging es um Macht. Man zog in den Kampf, um die Eitelkeit der Herrscher zu befriedigen, die immer größere Reiche wollten. Aber

bei modernen Kriegen …«, er hob einen Finger und zeigte auf Joe, als wolle er ihn warnen, »bei modernen Kriegen geht es um Ressourcen. Nahrung. Lebensraum. Wasser. Öl.«

»Was ist mit Freiheit, Demokratie, Menschenrechten?«, fragte Joe.

»Es ist sicher hilfreich, all das auf seiner Seite zu haben, aber das sind nicht die entscheidenden Gründe, um einen Krieg anzufangen.«

»Also haben Sie Angst vor einem *Krieg*, Mr Kaufmann? Geht es darum?«

Der alte Mann hob die Finger an die Lippen. »Ich weiß nicht, ob ich noch Angst davor habe«, sagte er. »Ich würde sagen, ich habe mich mit dem Unausweichlichen abgefunden. Wir haben das Maximum der Ölförderung bereits überschritten. Niemand will es zugeben, aber es stimmt. Im Laufe der nächsten Jahre wird die Nachfrage nach Öl die Fördermenge immer deutlicher übersteigen. Wann wird daraus eine Krise?« Er hob seine schmalen Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich bin sicher, dass Cassie es uns verraten könnte, aber ich glaube nicht, dass die Staaten so lange warten werden. Öl ist zu wichtig für die nationale Sicherheit. Kein Staat wird einfach zusehen, wenn die Ölhähne abgedreht werden.«

Einen Moment lang begegneten sich die Blicke der beiden Männer. Der junge Analyst mit dem blassen, makellosen Gesicht, und der vom Alter gezeichnete Banker mit der zerfurchten Haut – für einen Moment blickten sie einander in die Augen.

»Mr Kaufmann«, sagte Joe leise. »Sie sind nicht der, für den ich Sie gehalten habe.«

»Und für wen haben Sie mich gehalten?«

»Ich weiß es nicht.« Nicht für jemanden, der sich Gedanken über Palmen machte, dachte Joe. Oder über Francis Galton. Oder den Zusammenbruch der Zivilisation.

»Als wir uns zum ersten Mal begegnet sind, Joe, als Sie mir Cassie zum ersten Mal zeigten, fragte ich Sie, ob Sie die menschliche Natur in Ihre Berechnungen miteinbeziehen könnten. Erinnern Sie sich?«

»Den menschlichen Egoismus?«, sagte Joe. »Ja, ich erinnere mich.«

»Verstehen Sie, warum ich das für wichtig halte?«

»Vielleicht«, sagte Joe. »Aber ganz sicher bin ich mir nicht …«

»Haben Sie *Leviathan* gelesen?«

»Leviathan?«

»Thomas Hobbes?«

Diese Unterhaltung wurde mehr und mehr zu einer Lehrstunde. »Nein, Sir.«

»Interessanter Typ. Kam aus Malmesbury – aus der Nähe von Swindon. Er wurde in der Nacht geboren, als die Spanische Armada die englische Flotte angriff. Vielleicht beeinflusste das seine Philosophie. Wer weiß? Ein Leviathan ist ein Seeungeheuer, aber Hobbes benutzte es als Metapher für den Staat. Er beschrieb den Leviathan als Kreatur, dessen riesiger Körper aus den Körpern seiner Bürger zusammengesetzt ist. Der Monarch wäre der Kopf, und alle Teile würden nur deshalb zusammenarbeiten, weil sie sich in einem Gesellschaftsvertrag dazu verpflichtet haben. Doch Hobbes glaubte, dass kein Staat, genauso wenig wie ein echtes Ungeheuer, unsterblich sei – egal, wie er aufgebaut ist. Es würde immer wieder Phasen des Aufruhrs geben. Aufstände. Oder Phasen ohne eine

Regierung. In diesen Phasen wäre der Staat verwundbar. Hobbes glaubte, dass die Menschen ohne eine beständige, starke Regierung jederzeit in den Zustand des Krieges zurückfallen würden. Dass dies die wahre Natur des Menschen sei. In *Leviathan* ist der Naturzustand des Menschen das, was passiert, wenn wir keine Regierung haben, niemanden, der die Einhaltung der Gesetze überwacht, keine Zivilisation. Hobbes' Naturzustand ist ein Krieg aller gegen alle.«

Joe blinzelte. Worauf lief das alles hinaus?

»Was ist die treibende Kraft in der Wirtschaft, Joe?« Kaufmann hob eine Augenbraue. »Der *Egoismus*. Egoismus ist die Energiequelle des Kapitalismus. Thomas Hobbes wusste das. Egoismus steht hinter allem, was wir tun. Und wir Ökonomen, Joe, sind daran gewöhnt, es als positive Kraft zu begreifen. Wir mögen Egoismus, weil er zu Innovationen führt und zu Investitionen, zu harter Arbeit und zum Kapitalwachstum. Aber was, wenn sich eine Situation ergibt, in der Egoismus eine zerstörerische Kraft wäre? Was würde dann passieren?«

Joe schüttelte den Kopf.

»Niemand weiß, was nach einem Kollaps passieren wird, mein Sohn. Niemand. Weil wir so etwas noch nie erlebt haben. Was geschah auf der Osterinsel, nachdem die letzte Palme gefällt war und die Menschen langsam verhungerten? Wir wissen es nicht. Es gibt keine Aufzeichnungen. Fielen sie wie die Kannibalen übereinander her? Kämpften sie bis aufs Blut um die letzten Bissen? Oder kooperierten sie friedlich und versuchten, gemeinsam zu überleben? Was denken Sie?«

»Ich weiß nicht, was ich denken soll.«

»Tja, das ist die ehrlichste Antwort, die Sie geben könnten. Niemand von uns weiß es. Wenn Sie sich Romane und Filme über das Ende der Welt anschauen, zeichnen die alle ein ziemlich düsteres Bild vom menschlichen Verhalten. Darin laufen wir alle bewaffnet herum und erschießen jeden, der sich uns in den Weg stellt.«

Joe versuchte, sich an ein solches Buch zu erinnern. »Ich glaube, ich habe nie solche Bücher gelesen.«

»Ach, kommen Sie«, spottete Kaufmann. »Sie haben doch bestimmt *Die Straße* gelesen? Oder *I Am Legend*?«

»Den Film hab ich gesehen.«

»Na dann.« Der alte Banker erlaubte sich ein Lächeln. »Mary Shelley schrieb in den 1820er-Jahren einen Roman mit dem Titel *Der letzte Mensch*, in dem fast alle an der Pest sterben. Recht und Ordnung brechen zusammen. Gewalttätige Sekten laufen Amok …«

»Mit Waffen?«, fragte Joe.

»O ja.«

»Ich wüsste gar nicht«, sagte Joe, »wo ich eine Waffe herbekommen sollte.«

Kaufmann winkte ab. »Die Waffen finden *Sie*.« Er richtete sich langsam auf und verzog das Gesicht, als würde ihm das Schmerzen bereiten. »Was für eine Spezies sind wir, Joe? Wäre es nicht gut, wenn Cassie uns das beantworten könnte? Werden wir zusammenarbeiten oder werden wir uns bekämpfen? Das ist eine wichtige Frage. Wie viele Menschen müssen zur Gewalt greifen, bevor *wir alle* zur Gewalt greifen, nur um uns zu schützen? Können Sie Cassie diese Frage einprogrammieren?«

Joe schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht.«

»Dann weiß ich nicht, wie sehr wir Ihren Vorhersagen vertrauen können. Alles hängt davon ab, wie die Menschen sich verhalten werden.«

»Das sehe ich ein.«

»Also, wenn wir die Frage schon nicht für die Gesellschaft insgesamt beantworten können, können wir sie wenigstens für uns selbst beantworten? Wie werden *Sie* sich verhalten, Joe Haak? Wenn die gesamte Weltordnung um Sie herum zusammenbrechen würde, was würden Sie dann tun?« Kaufmann stach mit einem knochigen Finger in Joes Richtung. »Wenn Sie sich entscheiden, ehrlich und gesetzestreu zu bleiben, erhöhen Sie das Risiko, zu verhungern. Die Gesellschaft wird sich vielleicht irgendwie erholen. Die Menschheit wird vielleicht dem Untergang entgehen, aber Sie …« Er stach noch einmal in seine Richtung, »Sie werden tot sein. Entscheiden Sie sich für den Weg des Egoismus, dann überleben Sie vielleicht, aber was wäre das dann für eine Welt?«

»Darüber habe ich noch nie nachgedacht«, sagte Joe.

»Na, vielleicht sollten Sie das.« Kaufmann schien plötzlich wieder in Gedanken verloren zu sein. Dann räusperte er sich. »Aber es waren ja zwei Dinge, richtig, Joe? Sie sagten, Cassie habe zwei simple Schwachpunkte gefunden.«

Joe nickte. »Ja.«

»Dann sagen Sie nichts«, sagte Kaufmann. »Ich verrate Ihnen, was die zweite Sache ist.«

13

Ich hab’s nicht zu Ende gedacht

Die Auffahrt zur Pfarrei sah zu steil aus für sein Auto, also parkte er davor, ging zu Fuß hinauf und klingelte.

Polly Hocking, in Jeans und Pullover, schien sich zu freuen, ihn zu sehen. »So, so«, sagte sie. »Herrenbesuch.«

»Ich habe mich gefragt, ob du vielleicht … mit in die Stadt fahren willst.« Die Frage fiel ihm schwerer, als er gedacht hatte. Er hätte sie im Auto proben sollen. Jetzt klang es, als wolle er sie angraben. »Das heißt, ich fahre in die Stadt.« Er unterbrach sich und schluckte. »Ich dachte bloß, dass ich dich mitnehmen könnte. Wenn du willst.«

Sie schien darüber nachzudenken. Legte einen Finger an die Lippen. »Hm. Brauch ich irgendwas aus der Stadt?«

»Ja, ich dachte bloß …«

»Eine Frau kann nie genug Schuhe haben, stimmt’s?«

»Ich fahre jetzt.« Er nickte in Richtung des Autos. »Ich blockiere die Straße.«

»Na, das ist natürlich schrecklich!« Sie hielt sich in gespieltem Entsetzen die Hand vor den Mund. »Da stauen sich die Touristen gleich bis nach Penzance!«

»Vielleicht ein anderes Mal«, sagte er.

Das funktionierte. Sie hüpfte die Treppe herab. »Schatz«, rief sie ins Haus hinein, »ich bin kurz mal in der Stadt.«

Das missbilligende Gesicht des Pastors Alvin Hocking erschien im Erkerfenster.

»Wir nehmen den Sportwagen«, legte sie nach und winkte ihm. »Schnell.« Sie packte Joe am Ellbogen und zog ihn die Auffahrt hinab. »Lass uns abhauen, bevor er mir ’ne Szene macht.«

Früher war er so gut im Planen gewesen. Es war eine seiner großen Stärken. In der Zeit, die sein Team für das Brainstorming der einzelnen Schritte brauchte, hatte er schon den kompletten Plan am Computer entworfen. »Kommt schon«, trieb er sie an. »Wer nicht planen kann, kann nicht liefern.« Sie lachten oft über seine kleinen Aphorismen. »Das hänge ich mir an die Wand«, sagte Manesh Patel dann. »Wer es nicht schafft zu planen, plant, es nicht zu schaffen«, brüllte Rodney Byatt, und Joe musste sie alle wieder auf den Boden zurückholen. »Jungs, Jungs. Ich will doch nur einen einfachen Plan. Ereignisse, Timing, Ressourcen, Abhängigkeiten …«

»Das klingt für mich nicht nach einem einfachen Plan«, sagte einer der Jungs dann.

Doch genau das war seine Stärke. In die Zukunft zu blicken, die Fallgruben zu identifizieren, die Risiken zu erkennen. Was war nur aus diesem jungen Mann geworden? Und was sollte er jetzt tun? St. Piran tauchte auf keinem Diagramm auf, das er je gezeichnet hatte. Es gab keine gepunktete Linie, die Joe Haak mit dem Strand von St. Piran und dem gestrandeten Wal und Polly Hocking und einer unüberlegten Autofahrt in die Stadt verband.

Was *war* sein Plan? Hatte er überhaupt einen? Er dachte an die Zahlen, die er in Cassies Prognose gesehen hatte, die roten Zeilen, die am Vortag im *Petrel Inn* seinen Bildschirm gefüllt hatten. Er hatte

sie wie gelähmt angestarrt. Er hatte mit offenem Mund zugesehen, wie Zeile um Zeile negativer Vorhersagen über den Bildschirm liefen. Da musste ein Fehler vorliegen, irgendein grundsätzlicher Programmierfehler. Wenn er nur Manesh anrufen könnte, dann würde er das Problem finden. Aber das war keine Option. Dies war das Programm, das er für Lew Kaufmann geschrieben hatte. Es war ihr Geheimnis.

Joe hatte versucht, das Programm anzuhalten. Irgendetwas stimmte nicht. Er hatte eine Datenbankabfrage gestartet, und plötzlich war der Bildschirm leer gewesen. *Lösche sämtliche Annahmen*, wies er das Programm an. *Beginne die semantische Analyse. Generiere eine Vorhersage für die nächsten achtundvierzig Stunden.* Und eine für die nächste Woche. Und noch eine für den nächsten Monat.

Cassie überlegte. Es gab viel zu berechnen. Joe lehnte sich zurück. Sein Puls raste. Warum kümmerte ihn das alles überhaupt? Als er das letzte Mal auf Cassie gehört hatte, hatte er der Bank einen Verlust von dreihundert Millionen Pfund beschert und sein bisheriges Leben verloren. Er beschloss, den Computer zuzuklappen und sich diese Vorhersagen nie wieder anzusehen. Doch er zögerte kurz, und schon war es zu spät. Die Nachricht auf dem Bildschirm war eindeutig. *Warnhinweis Kategorie eins*, blinkte dort auf. Und wieder füllte sich der Bildschirm mit Zahlen, und wieder waren sämtliche Zahlen rot.

Neben ihm fläzte sich Polly wie ein Teenager auf dem Beifahrersitz. »Wo fahren wir hin?«

»In die Stadt. Treadangel.«

»Ah.« Sie klang enttäuscht. »Ich dachte, das wäre nur zur Tarnung.«

»Was hast du dir denn vorgestellt?«, fragte er – und sofort bereute er seine Frage.

»Irgendwas Gemütliches«, sagte sie und schob eine Hand in seinen Rücken.

»Ich muss einkaufen«, sagte er.

»Wie wär's mit St. Ives?«

»Okay, St. Ives.«

Sie rollten auf das Parkdeck des Supermarktes, und Joe wusste sofort, dass dies niemals funktionieren konnte. Was auch immer er sich dabei gedacht hatte. Wie auch immer er darauf gekommen war. Das hier war kein Plan. Es war ein großer Fehler.

»Was wollen wir kaufen, mein Lieber?«, fragte Polly.

Er stellte den Motor ab. »Lebensmittel.«

»Aha.«

Er brauchte einen Plan. Er musste klarer denken. Er musste auf die Erde zurück, von der Wolke der Verwirrung herabschweben, die ihn seit diesem Tag auf der zwölften Etage mit sich trug. Musste sanft wie eine Motte landen. »Wie viel Essen kriegen wir in das Auto?«, fragte er. Ihm fiel auf, dass er noch nie so eingekauft hatte. Er hatte andere Menschen gesehen, die ihre Einkaufswagen mit Dosen vollpackten, aber ihm selbst hatte immer ein kleiner Korb gereicht.

»Wie viel brauchst du denn?«, fragte Polly. Sie roch heute ganz leicht nach Moschus, fiel Joe auf, nach Erde. Es war der Geruch von ehrlicher Arbeit, von Frühstück, von Backen, vom Bettenmachen.

Vielleicht war da auch eine Spur des asketischen Aromas des Pastors. Er schüttelte sich, um den Gedanken loszuwerden.

»Wenn ich's dir sage, denkst du, ich bin verrückt«, sagte er.

»Denken?«, sagte sie. »Ich *weiß*, dass du verrückt bist.« Sie lachte über seinen Gesichtsausdruck und stieß ihn mit dem ausgestreckten Finger an. »Du bist hundert Meilen gefahren, um dich umzubringen.«

»Ich wollte mich nicht umbringen«, sagte er. »Und außerdem waren es eher dreihundert Meilen.«

»Du hast hundert Menschen an den Strand geholt, im Regen, um einen Wal zu retten«, sagte sie. »Das war ziemlich verrückt.«

»Nicht halb so verrückt, wie das klingt, was ich dir gleich sagen werde.«

Sie hielt den Kopf schief und sog an ihrer Unterlippe. »Okay. Sag mir, wie verrückt du wirklich bist.«

Er kniff die Augen zusammen und versuchte, das Bild von ihr auszulöschen. Auf der Innenseite seiner Augenlider scrollten noch immer die Zahlen nach oben. Lieber Gott, lass sie falsch sein. Sie *mussten* falsch sein. »Im Dorf leben dreihundert Menschen«, sagte er. »In St. Piran.« Das klang einfach zu bescheuert. Er schüttelte den Kopf. »Vergiss es.«

»Nein, nein.« Jetzt ließ sie sich nicht mehr abschütteln. »Sag's mir. Dreihundert Menschen. Und?«

Konnte das wirklich so schwer sein? Er öffnete die Augen und holte tief Luft. »Ich habe zweiundfünzigtausend Pfund auf dem Konto.«

Ihre Hand schoss an ihren Mund. »Zwei …« Die Summe war zu groß, um sie auszusprechen. »Zwei … Wir könnten weg von hier. Du

und ich. Wir könnten hin, wo immer wir wollen. Rom. Florenz. Venedig.«

Meinte sie das ernst?

»Also nach Italien«, sagte er. »Du willst nach Italien?«

»Ja!« Sie strahlte ihn an und drückte ihre Hand auf sein Knie.

»Polly«, sagte er. »Wir fahren nirgendwo hin. Niemand von uns. Darum geht's gerade.«

»Worum geht's?«

»Ich kann das nicht wirklich erklären. Hör zu. Die Welt hält mich für diesen verrückten, gescheiterten Banker, aber ich war nie ein Banker. Ich bin bloß Analyst. Prognostiker. Und manchmal sind Prognosen einfach falsch.«

Jetzt sah sie ihn mit großen Augen an.

»Ich weiß nicht, ob ich jemandem verraten will, was meine neueste Prognose ist. Es kann ja sein, dass ich wieder falschliege. Und ich will nicht zweimal der Depp sein.«

»Für mich bist du kein Depp.«

»Danke, Polly, aber du kennst mich gar nicht richtig. Ich *war* ein Depp und werde vermutlich wieder der Depp sein, aber ich weiß nicht, ob ich anders kann.« Er verzog das Gesicht. »Dr. Books sagt, ich bin impulsiv.«

»Impulsiv?«

»Er sagt, ich treffe schnelle Entscheidungen und handle danach, egal, was passiert.«

»Dann finde ich nicht, dass impulsiv das richtige Wort ist.«

»Und was ist das richtige Wort?«

Sie schien darüber nachzudenken. »Stur«, sagte sie nach einer Weile.

Das brachte ihn zum Lächeln. »Also, meine sturköpfige Frage lautet … wie viel Essen passt in dieses Auto?«

»An wie viel hattest du denn gedacht?«

Ja, an wie viel hatte er gedacht? »Tut mir leid, Polly«, sagte er und kippte langsam nach vorn, bis seine Stirn gegen das Lenkrad lehnte. »Ich hab’s nicht zu Ende gedacht.«

»Und genau deshalb ist mein Plan so viel besser als deiner«, sagte sie.

»Was ist denn dein Plan? Wir hauen ab nach Italien?«

»Das ist nicht mein Plan. Das ist mein Traum.« Sie beugte sich vor und berührte mit den Fingerspitzen seinen Hals. »Mein Plan ist, für ein Picknick einzukaufen. Eine Pastete für jeden. Ein Stückchen Kuchen. Eine Flasche Limonade. Schokolade. Dann gehen wir spazieren. Wir könnten am Strand von Porthmeor entlang und dann über den Hügel laufen. Es ist ziemlich schön da, ein guter Platz für ein Picknick. Man kann da sitzen und sich die Vögel auf den Felsen ansehen. Manchmal sieht man Seehunde, die in der Sonne liegen. Und wenn die frische Luft die Dämonen aus deinem Kopf vertrieben hat«, sie zog ihre Hand zurück, »erzählst du mir von deinen Sorgen, und wir schmieden gemeinsam einen Plan.«

Es war ein warmer Herbsttag. Der Wind, der noch vor wenigen Tagen über die Küste gefegt war, an dem Tag, als sie den Wal gerettet hatten, war längst abgeflaut. Polly stieg im Sand aus ihren Schuhen und rannte los. Zu jeder anderen Zeit, dachte Joe, hätte er auf ihre Fröhlichkeit reagiert, hätte er sich von ihrer guten Laune anstecken lassen. Er sollte ebenfalls barfuß durch den Sand laufen, sollte seine Lungen mit der salzigen Luft füllen. Im Versuch, ihr seine wahre Persönlichkeit zu zeigen, lief er los, doch die Sorgen lähmten

seine Beine und Arme, die Lethargie raubte ihm Kraft und Willen. Nach nur wenigen Schritten blieb er wieder stehen. »Tut mir leid«, sagte er. »Mir ist gerade nicht danach.«

»Noch nicht«, zog sie ihn auf. »Dir ist *noch* nicht danach.« Und dann lachte sie und lief weiter.

Joe betrachtete den zarten Abdruck ihres Fußes im feuchten Sand. Das weiche, sich auflösende Muster ließ Joe eine fast schon körperliche Welle der Reue verspüren. Was war das? Was war mit ihm los, dass der schmerzlich schöne Anblick eines Fußabdruckes ihn fast zum Weinen brachte?

»Ich glaube, du bist vielleicht ein bisschen … deprimiert«, sagte sie, als sie auf den Felsen saßen und sich an ihr Picknick machten.

»Kann schon sein«, sagte er. Auf den Felsen im Meer saßen Vögel, die fest mit dem Land verbunden schienen und das Klatschen der Wellen ignorierten. Was waren das für Vögel? Lummen, sagte eine Stimme in seinem Kopf, Lummen, die dort kauerten wie alte Männer mit Kapuzen. Und vielleicht stimmte es, überlegte er. Vielleicht war er einfach deprimiert. Er hatte seinen Job verloren. Er hatte das Recht, ein wenig schwermütig zu sein.

Joe versuchte sich an den alten Mann zu erinnern, Lew Kaufmann, wie er sich über seinen Schreibtisch vorbeugte und ihm mit einer knochigen Hand winkte. »Ich sage Ihnen das Wort, bevor Sie es mir sagen«, hatte Kaufmann gesagt, und Joe hatte den Mund gehalten. »Es ist ein ganz einfaches Wort.« Er blickte auf, um Joe in die Augen zu sehen. »Oder, Joe?«

»Könnte sein.« War das hier ein Ratespiel?

»*Krieg* ist es nicht.«

»Nein.«

»Ich weiß. Obwohl wir da unterschiedlicher Meinung sind. So wie ich es sehe, wird es zum Krieg kommen, wenn es passiert. Denken Sie an Hobbes, Joe. An *Leviathan*. *Ein Krieg aller gegen alle*. Eine Nation wird alles tun, Joe – *alles* –, um sich selbst zu schützen. Das Einzige, was noch mächtiger ist als der Egoismus des Einzelnen ist der nationale Egoismus. Und für diese Art von Krieg muss man nicht mühsam Männer und Kriegsgerät aussenden.«

»Nein.«

Der alte Mann beugte sich so weit über den Schreibtisch, dass Joe die Fäulnis seiner Lungen riechen konnte. »Selbst Nichtstun kann ein kriegerischer Akt sein, Joe. Wenn eine Nation Hilfe braucht und eine andere sich nicht darum schert, kann das so entscheidend sein wie eine Invasion. Sei es vorsätzlich oder aus der Gelegenheit geboren – wenn es so weit kommt, wird kein Staat mehr auf einen anderen als Freund oder Verbündeten bauen können. Nicht, wenn der Krieg um Ressourcen geführt wird. Es wird eine Zeit kommen, in der die beste Methode, mit der ein Staat seinen Nachschub sichert, darin besteht, andere Käufer zu vernichten.« Er atmete rasselnd durch. »Und das Wort, das Cassie herausgefunden hat, der zweite wichtige Faktor, der uns alle zurück in die Steinzeit katapultieren könnte, dieses Wort, Joe, heißt *Grippe*.«

14

Was essen die Leute?

»Versteh ich nicht«, sagte Polly. Sie saßen jetzt auf dem Hügel und blickten auf die Stadt hinab. »Grippe ist doch nichts Schlimmes.«

»Nein?«

»Jedes Jahr wollen sie uns Angst machen. Vogelgrippe. Schweinegrippe. Asiatische Grippe. Und nie scheint so viel zu passieren. Jetzt gerade ist schon wieder eine unterwegs. Heute Morgen haben sie in den Nachrichten davon erzählt. Das gibt auch wieder nichts.« Sie wartete auf seine Reaktion. »Davor hast du Angst?«

»Ich habe keine Angst«, sagte er. Oder doch? Vielleicht hatte er sich, wie Kaufmann, mit dem Unausweichlichen abgefunden.

»Was ist es dann?«

»Wir glauben, unsere Gesellschaft sei stabil. Wir glauben, sie steckt alles weg, was das Leben ihr in den Weg legt. Aber wir übersehen dabei etwas Entscheidendes. Die Komplexität. Das ist unser Schwachpunkt. Im Mittelalter hat der Schwarze Tod in Europa gewütet. Er hat ein Drittel der Bevölkerung getötet, aber die Zivilisation blieb davon relativ unberührt. So, stellen wir uns vor, würde es auch diesmal sein. Aber als die Pocken im Römischen Reich ungefähr das Gleiche anrichteten – ungefähr ein Drittel der Bevölkerung töteten –, erholte sich das Reich nie wieder davon. Von

da an ging's bergab. Also, was war der Unterschied?« Er blickte sie an. »Rom war zu komplex«, sagte er. »Zentrale Leute starben und konnten nicht ersetzt werden. Es gab nicht genug Menschen, um die Besatzungsarmeen aufrechtzuerhalten. Eine große Epidemie löste den Niedergang aus, und eine Reihe weiterer Epidemien führte ihn zu Ende.«

Sie blickte an ihm vorbei, auf die Felsen und das Meer hinaus.

»Ergibt das Sinn?«, fragte er.

»Ein bisschen.«

»Ein bisschen. Na ja, das ist mehr, als ich erhofft hatte.« Er streckte die Beine aus und legte sich ins moosige Gras. »Im Mittelalter waren fast alle Menschen Bauern. Die meisten Höfe produzierten genug Nahrung für die Familie und noch ein bisschen mehr, das man verkaufen konnte. Als die Pest kam, machten die überlebenden Bauern weiter. Die Arbeit war nun vielleicht härter, aber dafür musste man weniger Leute durchfüttern. Die Römer dagegen waren Stadtmenschen. Genau wie wir. Als die Pocken die römischen Bauernhöfe erreichten, fielen viele Höfe aus, die Transportinfrastruktur fiel aus, und die Städte verhungerten.«

»Kann ich mal deine Jacke haben?«

»Klar.« Er zog sie aus und gab sie ihr. Sie breitete sie im Gras aus und legte sich neben ihn, ohne ihn zu berühren.

»Ich halte es immer noch für Quatsch«, sagte sie. »Wir haben doch andauernd Grippeepidemien.«

»Eigentlich nicht. Keinen Stamm, der Menschen in großer Zahl tötet. Bei der Grippepandemie von 1918 sind fünfzig Millionen Menschen gestorben. Vielleicht sogar hundert Millionen. Also

ungefähr einer von zwanzig Menschen auf der ganzen Welt. Dazu ist Grippe imstande.«

»Aber die Zivilisation ist nicht zusammengebrochen.«

»Nein.« Aber damals gab es nicht solche Abhängigkeiten, dachte er bei sich. Wir hatten keine fragilen Netzwerke, keine langen Lieferketten. Industriebetriebe bezogen keine Komponenten aus einem Dutzend verschiedener Länder; wir haben nicht den Großteil unserer Nahrung importiert. »Damals lebten weniger als zwei Milliarden Menschen auf der Erde«, sagte er. »Heute sind es sieben Milliarden.« Er versuchte, es sich vorzustellen. Er musste es so erklären, wie Lew Kaufmann es ihm erklärt hatte, oben in seinem Büro in der zwölften Etage. »Nicht die Krankheit wird uns umbringen. Sondern die *Furcht*. 1918 brauchten die Menschen sehr lange, um zu verstehen, was da vor sich ging. Sie gingen zur Arbeit. Sie lebten ihr Leben weiter. Diesmal werden wir es alle in den Nachrichten verfolgen. Wir werden zusehen, wie die ersten Opfer sterben. Wie ihre Leichen begraben werden. Wir werden in Panik geraten. Wir werden das tun, was alle tun: uns um uns selbst kümmern. Um unsere Familien. Wir werden Türen und Fenster verschließen, die Kinder im Haus behalten, nicht mehr zur Arbeit gehen. Aber sogar das gibt uns nicht den Rest. Nicht allein. Was uns den Rest geben wird, ist der Verlust einiger weniger, entscheidender Personen. Wichtige Ingenieure in den Kraftwerken. LKW-Fahrer. Arbeiter der Ölraffinerien. Leute, die das Gas von den großen Tankern abladen. Wenn die Leute zu krank oder zu verängstigt sind, um zur Arbeit zu gehen, wird der Zusammenbruch mit erschreckender Geschwindigkeit folgen. Städte werden innerhalb von drei Tagen ohne Nahrung dastehen. Nur drei Tagen. Noch eher, wenn es zu

Panikkäufen kommt. Das Land wird innerhalb von zwei Tagen keinen Treibstoff mehr haben. Wasseraufbereitungsanlagen wird innerhalb einer Woche das Chlor ausgehen. Was passiert dann mit dem Wasser in den großen Städten? Kraftwerke müssen von Menschen gesteuert werden, aber die Furcht wird sie davon abhalten. Wenn nur ein Viertel der Arbeiter eines Kraftwerkes nicht zur Arbeit kommt, bedeutet das mit großer Wahrscheinlichkeit, dass das Kraftwerk dichtmachen muss. Fast die Hälfte unserer Stromerzeugung beruht auf Gas, und wir haben weniger als zwei Wochen Gas in Reserve. Wenn die Supertanker kein Gas mehr liefern, gehen die Lichter aus. Und sobald die Kraftwerke ausfallen, fallen auch Telefone, Mobilfunknetzwerke, Fernsehen, Radio und Internet aus. 1918 war das kein Problem, aber heute? Die Kommunikation wird sehr schnell zusammenbrechen. Du schaltest das Radio an und hörst nur Rauschen. Du versuchst, deine Familie anzurufen, aber die Telefone sind tot. Glaubst du, das lindert die Panik? Du drehst den Wasserhahn auf, und es kommt kein Wasser. Wasser fließt ja nicht einfach vom Berg in unsere Häuser. Man braucht Strom, um es zu pumpen, aber es gibt keinen Strom. Man hat kein Wasser zum Trinken und kein Wasser für die Toilettenspülung. Man geht zum Supermarkt, aber da gibt es nichts zu essen. Die Geschwindigkeit, mit der sich alles verändert, wird alle überraschen. Es könnte innerhalb von Stunden passieren. Und dann geht die Gewalt los. Als Erste kommen die Plünderer. Leute, die Nahrungsmittel horten wollen.«

Er versuchte sich zu erinnern, was Kaufmann in der Weinbar gesagt hatte. Es kam ihm vor, als wäre das vor sehr langer Zeit gewesen. *Die Gesellschaft ist nur drei volle Mahlzeiten von der*

Anarchie entfernt. Damals war es leicht gewesen, es sich vorzustellen, in dieser dunklen Ecke der riesigen Stadt, umgeben vom Schwarm der Pendler. Aber kam es ihm hier genauso real vor, auf diesem Hügel, während er den Wolken zusah, die am sorglosen Himmel vorbeizogen?

»Ohne Elektrizität können die Leute kein Geld mehr an den Automaten abheben. Firmen können ihre Angestellten und Lieferanten nicht bezahlen. Kreditkartenzahlungen funktionieren nicht mehr. Kassen auch nicht. Zapfsäulen genauso. Die Leute in den Städten werden verzweifelt auf Nachrichten warten, aber sie werden nur Gerüchte zu hören bekommen, und Gerüchte tendieren dazu, mit jedem Weitererzählen noch furchteinflößender zu werden. Sie werden große Feuer am Horizont brennen sehen, schwarze Rauchsäulen, wo die Randalierer am Werk sind. Aus Angst werden sie ihre Fenster und Türen vernageln, und das wird alles nur noch schlimmer machen. Noch mehr wichtige Arbeitskräfte bleiben zu Hause. Weitere Industrien müssen dichtmachen. Weitere Lieferketten sind in Gefahr. Die Menschen werden unbehandeltes Wasser trinken müssen, und innerhalb von Tagen werden Epidemien ausbrechen. Den Krankenhäusern wird das Material ausgehen. Nach nur einer Woche könnten wir einen Punkt erreicht haben, von dem es kein Zurück mehr gibt, weil die Gesellschaft zusammenbricht und die Polizei und die Armee – das, was noch davon übrig ist – die Lage nicht mehr unter Kontrolle haben. Innerhalb eines Monats wird die totale Anarchie herrschen. Frachter und Öltanker, die unsere Häfen ansteuern, werden umkehren. Sie werden das Risiko nicht eingehen – der Krankheit und der Gesetzlosigkeit. Die Menschen werden verhungern. Bewaffnete Gangs werden die Herrschaft

übernehmen. Farmen werden geplündert und das Vieh geschlachtet werden. Bauern können ihre Ernte nicht einfahren und das Korn nicht weiterverarbeiten.«

Polly setzte sich auf und sah ihn mit offenem Mund an. Welchen Wahnsinn sie auch immer von ihm erwartet hatte, das hier war etwas anderes. »Glaubst du das wirklich?«

»Ich fürchte, ja.«

»Armer Junge.« Sie legte sich wieder hin, noch immer, ohne ihn zu berühren. »Und du glaubst, dass es jetzt gerade passiert?«

»Ich glaube, es könnte jetzt bald passieren.« Er drehte den Kopf, um sie anzusehen. »Deshalb bin ich verrückt. Es ist nicht nur die Grippe. Die allein würde uns nicht fertigmachen. Aber ich glaube, es braut sich gerade der perfekte Sturm zusammen. Iran und Saudi-Arabien gehen im Golf auf Konfrontationskurs. Ich habe heute Morgen im Radio gehört, dass sämtlicher Schifffahrtsverkehr im Persischen Golf auf Eis gelegt wurde. An der Straße von Hormus gibt es eine Blockade. Eine kleine Blockade … aber die bedeutet einen enormen Verlust an Öl und Gas für die Welt. Wir verlieren das Öl aus Saudi-Arabien, Kuwait, Bahrain, Katar und den Emiraten. Siebzehn Millionen Barrel pro Tag. Außerdem kann kein Öl mehr aus dem Iran nach China oder Indien geliefert werden. Und das passiert nur wenige Tage, nachdem eine Explosion das Hauptölterminal in Brasilien ausgeschaltet hat und ein sehr blutiger Putsch in Nigeria stattfand, so dass auch dort keine Schiffe ein- und ausfahren. Du siehst vielleicht keine Verbindungen zwischen diesen Dingen, aber ich schon. Dafür wurde ich bezahlt. Ich sehe Zusammenhänge.«
Und in seinem Kopf suchte er die Zusammenhänge. Was würde ein Barrel Öl heute kosten, fragte er sich. Dreihundert Dollar?

Fünfhundert? Saudi-Arabien konnte mehr Öl durch seine Pipelines pumpen – aber nicht mehr als eine Million Barrel am Tag. Das würde immer noch einen Ausfall von sechzehn Millionen Barrel aus den Golfstaaten bedeuten. Wie viel Öl verschiffte Nigeria? Er konnte sich nicht erinnern. Zwei Millionen Barrel, vielleicht. Die Welt verbraucht pro Tag achtzig Millionen Barrel Öl. An diese Zahl konnte er sich erinnern. Russland liefert pro Tag zehn Millionen Barrel, aber auch diese Lieferungen waren in Gefahr. Er versuchte, ein paar Berechnungen anzustellen, und wünschte sich, er hätte Cassie. Er brauchte einen Nachrichtenkanal. Er brauchte *Bloomberg* oder *CNN*.

Oder war der Sturm zu perfekt? Er konnte Kaufmanns rasselnden Atem hören, sah seine gelben Zähne und seinen erhobenen Zeigefinger vor sich.

»Aber was hat das alles mit der Grippe zu tun?«, fragte Polly.

»Nichts. Oder alles.« Er wandte den Blick ab. »In Indonesien ist eine Grippeepidemie ausgebrochen.«

»Das ist furchtbar weit weg.«

»Heutzutage nicht mehr. Nicht, wenn eine infizierte Person mit dem Flugzeug um die Welt jetten kann.« Ein Seevogel, der wie eine Rakete ins Wasser eintauchte, lenkte Joes Aufmerksamkeit auf sich. »Schau mal.« Sie wandte den Kopf, um zu sehen, worauf er zeigte, doch Seevögel waren für sie nichts Neues. Das hier war die Landschaft, die sie kannte. Die Weite des Meeres. Die hinabstürzenden Vögel.

Doch da, zwischen den Felsen und dem Horizont, war noch eine andere Form. Polly sah sie zuerst. Sie hob die Hand und zeigte darauf, doch jetzt hatte Joe es auch gesehen. Ein langer, grauer

Körper, ein Schimmern, ein Fleck Silber und reflektiertes Sonnenlicht. Und das dunkelgrüne Wasser und das Weiß der Gischt und das Schwarz der Tiefe. »Das ist der Wal«, flüsterte sie. Und da tauchte sein Rücken auf, glatt wie ein Aal, und bahnte sich einen Weg durch die Brandung. »Glaubst du, das ist derselbe Wal?« Er drehte sich jetzt, zeigte seine großen Flossen, durchteilte die Wellen.

»Natürlich«, flüsterte er.

Dann, so schnell, wie er gekommen war, war er wieder verschwunden. Nur die Finne seines Schwanzes und ein kurzes Aufschäumen wie eine Abschiedsgeste, so dass nur eine geisterhafte Erinnerung blieb, wo er gerade noch gewesen war. Sie saßen da und warteten darauf, dass er zurückkehrte.

»Ich glaube, er ist weg«, sagte Joe schließlich.

Sie suchten ihre Sachen zusammen und machten sich auf den Weg Richtung Stadt. Das Auftauchen des Wales hatte Joe neuen Mut verliehen. »Mein Plan«, sagte er im Gehen, »besteht darin, Nahrungsmittel zu kaufen. Vorräte. Für den Fall des Falles.«

»Für den Fall, dass die Welt untergeht?«

»Ja.«

»Du wirst ziemlich viel Proviant brauchen, um den Weltuntergang zu überleben.« Sie sah ihn an. Aus dem Flackern ihrer Wimpern sprach sanfte Missbilligung.

»Ich habe vor, sehr viele Nahrungsmittel zu kaufen«, sagte er.

»Und wo willst du leben?«

»In St. Piran natürlich.«

»Also wirst du deinen eigenen kleinen Essensvorrat haben, damit du durchkommst … während der Rest des Dorfes um dich herum verhungert.« Sie ging schneller, um ein Stück vor ihm zu sein.

»Du hörst mir nicht zu.«

»Doch, klar.«

»Nein, du hast mir nicht zugehört. Ich habe vor, *sehr* viele Nahrungsmittel zu kaufen. Nicht nur für mich. Ich will genug kaufen, um das ganze Dorf damit zu ernähren.«

Sie blieb stehen, aber drehte sich nicht um. »Das ganze Dorf?«

»Ganz St. Piran. Alle dreihundertundacht Einwohner.«

»Du bist wirklich verrückt.«

»Gerade fandest du mich noch selbstsüchtig. Jetzt bin ich wieder verrückt.«

Sie drehte sich um und starrte ihn an. »Ja, ich kann mich einfach nicht entscheiden«, sagte sie. Dann drehte sie sich wieder um und ging weiter. »Wieso willst du das machen?«

»Was denn?«

»Genug Nahrungsmittel für das komplette Dorf einkaufen.«

Er musste beinahe rennen, um mit ihr Schritt zu halten. »Kann ich’s dir überhaupt recht machen? Als du dachtest, ich würde das Ganze nur für mich machen, warst du total gereizt.«

»Ich will es trotzdem wissen. Ich *muss* es wissen, wenn wir das gemeinsam planen sollen.«

»Okay.« Er lief hinter ihr her und versuchte, nicht den Anschluss zu verlieren. »Ich habe jemandem ein Versprechen gegeben.« Das hätte er nicht sagen sollen.

»Jemandem in St. Piran?«

Jetzt gab es keinen Weg zurück mehr. »Nein, nein. Das ist schon lange her. Ich habe jemandem ein Versprechen gegeben und es vergessen. Es sind so viele Monate und Jahre vergangen, dass ich es vergessen habe. Bis zu dem Morgen, als ich im Meer

geschwommen bin. Als mir der Wal den Weg versperrt hat. Als ich dachte, ich würde sterben, ging mir nichts anderes mehr durch den Kopf.«

»Verstehe.« Polly blieb stehen. »Und was hast du versprochen?«

»Spielt das eine Rolle? Das ist eine lange Geschichte. Erwarte nicht von mir, sie zu erzählen.« Er legte eine Hand auf ihre Schulter.

»Du bist ein komischer Vogel, Joe Haak.«

»Ich weiß.« Er nahm seine Hand weg.

»Wem hast du das Versprechen gegeben?«

Sie standen sich jetzt direkt gegenüber. Er spürte, wie der Schmerz tief in seiner Brust erwachte. Er wandte den Blick ab. Es war kein so warmer, heller Herbsttag wie dieser gewesen, sondern ein kalter Wintertag in einem düsteren Zimmer. Er hatte neben dem Bett gesessen. Das Licht war gedämmt gewesen. Es hatte nach ihm unbekannten Chemikalien und nach Verfall gerochen.

»Meiner Mutter«, sagte er schließlich.

»Verstehe.«

Einen Moment lang hielt er ihrem Blick stand. Dann spürte er ein Sandkorn in seinem Auge und versuchte, es mit dem Handrücken herauszureiben.

»Alles in Ordnung?«

»Ja.« Er lächelte. »Alles gut.«

»Also. Wie viel Proviant brauchen wir?«

»Ich weiß es wirklich nicht. Wie lange dauert es, bis der Tesco-Supermarkt nach dem Weltuntergang wieder aufmacht?«

»Sag du’s mir. Du bist doch der, der das alles durchgerechnet hat.«

»Im Grunde«, sagte er, »hat niemand irgendeine Vorstellung davon, was passieren könnte. Vielleicht ist die Grippe wieder kein Grund zur Panik. Vielleicht kommt die Welt mit der Ölknappheit zurecht. Wir wissen es nicht.«

»Aber du stellst dich trotzdem auf den schlimmstmöglichen Fall ein?«

So formuliert klang es tatsächlich nach einer recht düsteren Einschätzung der Lage. Normalerweise war er ein Optimist, jemand, für den das Glas halb voll war, der nicht immer nur das Schlimmste erwartete. In der Regel ging alles gut, das war sein Motto. So war es in seinem Leben immer gewesen. Er hatte einen guten Job gefunden und eine tolle Wohnung. Er war erst dreißig und fuhr bereits ein teures Auto, führte ein luxuriöses Leben und hatte Geld auf dem Konto.

Aber wofür? Diese Frage hatte er sich noch nie gestellt.

»Ich glaube schon. Frag mich nur nicht, wieso.« Vielleicht sah der schlimmstmögliche Fall ganz einfach wie der wahrscheinlichste aus. Vielleicht hatte er sich auch nur mit fehlerhafter Logik selbst überzeugt. Das wäre nicht das erste Mal gewesen. Er hatte schon oft eine Reihe von Zusammenhängen erkannt und sie Janie vorgelegt, nur um anschließend mitansehen zu müssen, wie sich alles in Luft auflöste. Janie hatte ihn dann oft zu ermutigen versucht. »Nimm’s dir nicht zu Herzen, Joe. Manchmal lässt einen sogar die Logik im Stich.«

»Du willst also für zweiundfünfzigtausend Pfund Baked Beans kaufen?«

»Nicht nur Baked Beans.«

»Was dann?«

»Dosenfleisch«, sagte er, »Zucker, Reis …« Ihm fiel nichts mehr ein. »Ich habe keine Ahnung. Was essen denn die Leute?«

»Was essen die Leute?« Sie sah ihn an. »Du bist doch ein Mensch. Was isst du so?«

Ihm kamen Champignons mit Knoblauch in den Sinn, frisch verlesen und in Olivenöl leicht angebraten. Die würde er essen. Was aß er sonst noch? Er aß getoastetes Ciabatta und dicke New Yorker Pizza. Bengalisches Curry. Dänische Teilchen. Er aß knackigen griechischen Salat mit Oliven und Fetakäse. Er aß abgepackte Sandwiches und blutige Steaks. Er trank Cola Zero und Kaffee aus Costa Rica und helles Bier aus Belgien und südamerikanischen Wein. Nichts davon, fürchtete er, würde als Einkaufsliste für die Apokalypse durchgehen. Das war nicht das, was er sich für St. Piran vorstellte. Aber was stellte er sich vor? »Ich weiß nicht genau«, sagte er. »Kartoffeln …«

»Die halten sich einen Monat. Dann fangen sie an zu keimen.«

»Brot … nein … kein Brot. Mehl. Und was man sonst noch braucht, um Brot zu backen.«

»Hefe.«

Er half ihr über den Zaunübertritt. »Ich glaube, ich brauche deine Hilfe«, sagte er.

Sie sah ihn an. »Das glaube ich auch.« Sie streckte den Arm aus, um das Gleichgewicht zu halten, und er fasste sie an der Hand. Sie fühlte sich kalt an.

»Ist dir warm genug?«

»Nicht wirklich.«

Er hängte ihr seine Jacke über die Schultern. Sie wirkte an ihrem schmalen Körper lächerlich groß. Es verlieh ihr etwas Elfenhaftes. Er

spürte, wie die Sehnsucht ihn packte. War Polly überhaupt bewusst, wie schön sie war? »Steht dir gut«, sagte er.

»Mach dich nicht lächerlich.«

Sie suchten sich einen Weg den Hügel hinab Richtung Stadt.

»Dein Plan ist also, das gesamte Dorf durchzufüttern. Und wie lange?«

Er zuckte mit den Schultern. »Solange ich kann.«

»Und was passiert, wenn deine Vorräte aufgebraucht sind?«

Er schüttelte den Kopf. »So weit kann ich nicht vorausschauen.« Dafür gab es rein technische Gründe. Cassie konnte nicht so weit in die Zukunft blicken. Ein oder zwei Tage waren das längste, wenn man Genauigkeit wollte. Eine Woche, wenn man eine bloße Orientierungshilfe wollte. Ein Monat, wenn man Spekulation wollte. Jetzt gerade spekulierte er. Er setzte seine gesamten Ersparnisse auf Cassies Ein-Monats-Vorhersagen. Blanker Wahnsinn. Und doch … wir importieren die Hälfte unserer Nahrungsmittel. Vielleicht könnten wir also als Land überleben, wenn alle weniger essen würden? Aber so einfach ist es nicht. Wir importieren fast die Hälfte unserer Düngemittel. Und die Hälfte, die wir nicht importieren, basiert auf Phosphor, und das importieren wir. Und ohne Öl kommmen die Lebensmittel nicht zu den Leuten. Zusammenhänge, lauter Zusammenhänge.

»Und was ist mit Drogerieartikeln?« Polly sah seinen Gesichtsausdruck. »Darüber hast du nicht nachgedacht, stimmt’s? Klopapier. Binden. Seife. Zahnpasta.«

»Ich dachte, wir kommen ohne klar.«

»Willst du, dass es in St. Piran zu Ausschreitungen kommt?« Sie schob eine Hand unter seinen Arm. »Bring mich zurück zum Auto«,

sagte sie. »Ich sag dir, wie wir das machen.«

Der erste Plan schien der Vernünftigste zu sein, doch Joe wollte nichts davon wissen. Polly hatte vorgeschlagen, Jessie Higgs zu fragen, die Betreiberin des Ladens. »Lass Jessie alles bei ihrem Großhändler bestellen«, sagte Polly. »Erstens kriegt sie es da billiger. Und es würde alles geliefert werden.«

Trotzdem gefiel Joe die Idee nicht. »Das ist zu sichtbar«, sagte er.

»Zu sichtbar?«

»Ja. Mindestens ein Dutzend Menschen würden Bescheid wissen. Die Angestellten beim Großhändler, die Leute im Lager, der Lieferant. Und seine Freunde. Die erzählen es ihren Freunden, und schon weiß halb Cornwall davon. Und wo, glaubst du, werden sie suchen, wenn das Essen knapp wird?«

Doch der zweite Plan war noch schwieriger. »Ich kaufe alles selbst«, erklärte Joe Polly. »Ich kann in Supermärkten einkaufen.«

Sie sah ihn an, wie eine Lehrerin einen Schulschwänzer ansehen würde. »Hast du überhaupt eine Vorstellung, wie viel in dein Auto passt? Vielleicht Sachen im Wert von fünfhundert Pfund, wenn du Glück hast und jeden Zentimeter ausnutzt. Das wären dann hundert Fahrten. Wär das nicht auch ein bisschen sichtbar?«

Sie hatte recht. Er ließ einen imaginären Tennisball auf den Boden prallen. »Null – fünfzehn«, sagte er.

»Und wo willst du das ganze Essen lagern? Ich glaube nicht, dass Mallory Books dich das alles mit in dein Zimmer nehmen lässt.«

»Null – dreißig.«

Das Wetter schlug gerade um, als sie das Auto erreichten. Ein östlicher Wind trug blaugraue Wolken heran. Als er ihr die Tür

aufhielt, legte Polly ihm die Hand in den Nacken und drückte ihm einen zarten Kuss auf die Wange. »Danke. Das war ein schöner Tag.«

»Finde ich auch.«

»Das sollten wir mal wiederholen.«

Durfte er sie jetzt auch küssen? Er beugte sich zu ihr, doch sie rutschte bereits auf den Sitz. Er hatte die Gelegenheit verpasst. Vielleicht hatte es auch nie eine Gelegenheit gegeben.

»Also, wir machen es so«, sagte sie, als sie auf der Straße waren. »Wir leihen uns Peter Shaunessys Transporter aus. Der ist groß. Wir besorgen dir eine Karte für den Großmarkt in Truro, da gibt es Rabatt. Und ich denke, wir könnten es mit gut zehn Touren schaffen.«

»Wir?«

»Nein. Du. Ich komme nicht mit. Ich mag den Transporter der Shaunessys nicht. Der ist unbequem und riecht nach Fisch.« Sie schob die Augenbrauen zusammen, um ihm zu zeigen, dass es darüber keine weitere Diskussion geben würde. Ihre Mimik, ihre grimmige Entschlossenheit erinnerten ihn an Janie Coverdale. Einen Moment lang konnte er sie sich mit roten Absätzen und Bleistiftrock vorstellen, wie sie zwischen den Schreibtischen der fünften Etage hindurchklackerte.

»Du wärst eine gute Traderin geworden«, sagte er.

»Wir brauchen einen Lagerort«, sagte sie. Unterbrechungen waren eindeutig unerwünscht. »Das Gute daran, alles beim Großhändler statt im Supermarkt zu kaufen, ist, dass es in großen Kartons kommt. Die lassen sich leichter stapeln und sollten weniger

Platz einnehmen. Aber auch so brauchen wir Platz für mehrere tausend Kartons.«

»Mehrere tausend?«

»Wolltest du alles ausgeben?«

Er versuchte, ohne jedes Zögern zu antworten. »Ja.«

»Dann gibt es nicht viele Orte im Dorf, wo du so viele Kartons lagern könntest.« Sie dachte nach. »Die Fischverladestation, aber da ist es nicht besonders sicher. Die Wände sind aus Holz. Und da herrscht totales Chaos.« Sie tippte sich mit dem Fingernagel gegen die Zähne. Das war *seine* Macke. Hatte sie ihn dabei beobachtet?

»Jessies Lager ist viel zu klein, und man kann sich jetzt schon kaum darin bewegen. Dann gibt's noch den Unterrichtsraum in der Schule – aber das würde Martha nie erlauben. Gut wäre, wenn du langfristig eins der Gästehäuser anmieten könntest – aber die sind meist schon für einzelne Wochenenden vermietet. Bevis Magwith hat ein paar alte Schuppen, aber die sind zu weit weg vom Dorf, und ich bezweifle, dass man sie absperren kann. Und seine Ablammschuppen wird er im Frühjahr brauchen. Womit uns eigentlich nur ein einziger Ort bleibt.« Sie sah ihn mit einem Blick an, der nichts Gutes ahnen ließ. »Ich glaube, du solltest mich jetzt nach Hause fahren.«

Teil Zwei

Kann man mit dem Leviathan einen Bund schließen?



15

Als alles anders wurde

Im Dorf St. Piran erzählen sie noch immer von dem Tag, als der nackte Mann am Strand angespült wurde. Charity Limber erzählt die Geschichte ihren Enkelkindern, obwohl diese die wichtigen Einzelheiten längst von Casey Junior, ihrem Vater, erfahren haben.

»Und mit diesem Tag«, erklärt Charity Limber ihren Enkeln, »wurde alles anders.«

Doch die Erinnerung ist ein launischer Liebhaber. Wenn Charity Limbers Enkel irgendwann ihren eigenen Enkeln davon erzählen werden, was sie ganz sicher tun werden (falls Mutter Erde sie verschont), nun, dann könnte die Geschichte sich verändert haben. Vielleicht wird mehr als nur der eine Wal darin vorkommen. Vielleicht wird Joe Haak auf übermenschliches Maß anwachsen. Vielleicht wird alles an einem einzigen Herbsttag passiert sein.

Charity Limber nimmt ihre Enkelkinder mit zur Kirche am Hang. Sie steigen die Friedhofstreppe hinauf, und die Kinder rennen zwischen den Grabsteinen umher, nichts ahnend von denen, die darunter ruhen. Es gibt keinen Pastor mehr, doch die südliche Kirchentür unter dem Kirchenportal steht jederzeit offen. Die Kinder kennen diesen Ort gut. Hier findet jedes Jahr das Fest des Wales statt. »Das ist die Kirche von St. Piran, dem Märtyrer«, erklärt Charity ihnen. »Als ich ein Mädchen war, kamen wir sonntags

hierher. Hier saß ich immer.« Es gibt keine Kirchenbänke mehr, aber sie zeigt ihnen die Stelle. »Und wenn der Pastor betete, guckte er, ob ich die Augen offen hatte. Und sie waren immer offen.« Ihre Stimme hallt durch das Kirchenschiff bis in die Dachsparren des steinernen Chorraumes.

Sie führt die Kinder durch das Querhaus zu einer gewaltigen Eichentür. »Damals«, sagt sie und senkt die Stimme zu einem ehrfürchtigen Flüstern, »war diese Tür verschlossen. Immer.« Sie hebt die schwere Eisenklinke an. »Nur ein Mann hatte den Schlüssel. Und dieser Mann war Joe Haak.« Sie zieht an der Tür, und sie öffnet sich mit dem widerwilligen Quietschen uralter Scharniere. Die Kinder schieben sich hindurch.

Sie sind jetzt im normannischen Turm, dem Glockenturm. Die Seile der Glocken hängen noch dort. Ein Junge hängt sich an eines der Seile, doch sein Gewicht reicht nicht aus, um die Glocke hoch oben zu bewegen.

»Überall hier«, sagt Charity, »standen die Kartons. Er stapelte sie von den Wänden bis zur Mitte des Raumes, bis nur noch ein schmaler Gang frei war. Dann stapelte er sie bis zur Decke. Und sogar auf der Treppe.« Sie nimmt das jüngste der Kinder an die Hand, und sie steigen die Holztreppe hinauf. »Auf jeder Stufe standen Kartons mit Essen. Dosenfleisch. Fischkonserven. Zucker. Reis. Bohnen. Man musste sich vorbeiquetschen. In den ersten Stock.« Der erste Stock ruht auf riesigen Dachbalken, großen Eichenstämmen. »Und hier standen noch mehr Kartons und Säcke, so hoch«, sie hält die Hände hoch, »bis in die nächste Etage.« Sie steigen weiter hinauf. »Dreitausendachthundert Pakete insgesamt«, sagt sie, und die Kinder versuchen, es sich auszumalen, sich den

Holzfußboden unter einem Berg aus Dosen und Päckchen und Flaschen und Gläsern vorzustellen.

Sie steigen ganz hinauf, zwanzig Stufen Richtung Norden, dann zwanzig Richtung Osten, zwanzig Richtung Süden und zwanzig Richtung Westen. Dann stehen sie, außer Atem und froh, im obersten Stockwerk des Turmes bei den Glocken. »Vorsicht«, ruft sie, als die Kinder auf die Fensteröffnungen zulaufen. »Da sind keine Fenster drin.«

»Dreitausendachthundert Pakete«, sagt sie noch einmal, »und er musste alles alleine tragen. Das war die Bedingung des Pastors. Er hatte keinen Karren. Keine Helfer. Joe Haak musste jeden Karton selbst tragen, oft zwei auf einmal, und er musste erst die Treppe rauf, dann über den Friedhof, genau wie ihr gerade, und dann einmal quer durch die Kirche. Und dann musste er die Kartons hier stapeln. Hin und her. Hin und her. Runter zum Wagen. Zurück zum Turm. Stundenlang. Die Leute blieben stehen und sahen ihm zu. ›Was machen Sie da?‹, fragten sie ihn. ›Wieso machen Sie das?‹ ›Ich lagere meine Sachen im Glockenturm‹, sagte er dann. ›Der Pastor hat ihn mir verpachtet.‹ Seine Sachen? Da waren Suppen und Eintöpfe in Dosen, Dosenmilch, Säcke Mehl, verschiedene Sorten Bohnen und Pudding, Honig, Marmelade, Soßen, eingelegte Früchte, Trockenfrüchte, Pürees, Nudelpakete. Da waren Hot Dogs und Möhren im Glas, Backpulver, Sardinen, Oliven und Müsli, Schinkenkonserven, Tüten voll Erdnüssen. Er kaufte Gastronomiegrößen, wo immer es möglich war, also eimergroße Dosen mit Bohnen, säckeweise Linsen und Kidneybohnen, Kondensmilch und Trockenei.«

Es war eine übermenschliche Leistung, fand Charity. Sie hatte Joe mehrere Male gesehen, wenn der alte Fischtransporter der Shaunessys ganz nah an der Mauer stand. Beim ersten Mal hatte sie neugierig zugesehen, wie Joe die Treppe hinunterstapfte und zwei schwere Kartons aus dem Auto holte. »Guten Tag, Charity«, hatte er gesagt. Bevor sie etwas erwidern konnte, war er schon wieder die Treppe hinaufgelaufen, ächzend unter der Last der Kartons. Dann wieder von vorn.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie.

»Ich glaube nicht.«

Flaschen Olivenöl, Becher Margarine.

Als er zurückkam, versuchte sie es noch einmal. »Ich würde Ihnen gerne helfen«, sagte sie. »Vielleicht was Leichtes?«

»Ich fürchte, das wird der Pastor nicht erlauben«, sagte er, während er zwei schwere Kartons aus dem Transporter hievte. »Wegen der Versicherung. Stell dir mal vor, du hilfst mir und verletzt dich dabei am Rücken. Wer wäre dann schuld?«

Sie dachte darüber nach, während er die Treppe hinaufstieg.

Kartons voll Polenta. Seife.

»Ich würde die volle Verantwortung übernehmen«, sagte sie, als er wieder die Treppe herunter kam.

»Das ist wirklich nett von dir«, sagte Joe. »Aber ich kann das nicht annehmen. Wenn ich mich nicht an die Regeln des Pastors halte …« Er zuckte mit den Schultern.

Kartons voll Brühwürfeln, paketeweise Puderzucker.

Ein anderes Mal erwischte sie ihn, als er gerade die Heckklappe des Transporters aufstieß und eine weitere Ladung sichtbar wurde. »Noch mehr Kartons?«, fragte sie.

»Ich fürchte, ja.«

»Kann ich helfen?«

»Nein.«

Und so ging es weiter. Manchmal, wenn Charity und ihr Hund vom Haus ihrer Eltern herunterkamen, stand der Transporter nicht da. Später sah sie ihn dann, wie er auf der Landstraße auf das Dorf zurollte. Wenn sie abends aus ihrem Fenster blickte, sah sie ein schwaches Licht im Transporter leuchten und konnte die Gestalt eines Mannes erkennen, der Säcke auf seine Schulter lud. Wie viele Sachen hat der denn?, fragte sie sich, doch sie war erst siebzehn. Wenn ein Mann so viele Sachen besaß, na ja, dann musste er sie eben irgendwo lagern.

»Wieso fragen Sie nicht Casey, ob er Ihnen hilft?«, schlug sie an einem anderen Tag vor, als sie ihn Kisten voll Flaschen in die Kirche schleppen sah. »Sie könnten ihn anstellen. Ihm zwanzig Pence pro Karton zahlen.«

Dieser Vorschlag brachte ihn zum Lächeln. »Würde ich machen, wenn ich könnte.«

»Sie könnten den Pastor bitten, ihn mitzuversichern.«

Aber es war eigentlich kein Versicherungsproblem. Nicht wirklich. Eher war es ein Problem kirchlicher Unnachgiebigkeit. Hochwürden Alvin Hocking hatte sich als nicht leicht zu überreden erwiesen. Sie hatten sich am Altar getroffen, wo der Pastor damit beschäftigt war, Unterlagen zu sortieren. »Sie wollten mich etwas fragen«, sagte er kühl. Er wich Joes Blick so gründlich aus, dass sie genauso gut hätten telefonieren können. Er wischte Joes Vorhersage des Weltuntergangs mit einer abfälligen Geste und einem verächtlichen Blick zur Seite. »Kompletter Unsinn«, sagte er. »Wenn Sie

Apokalypse spielen wollen, sollten Sie sich einen anderen Ort dafür suchen.«

Joe versuchte es noch einmal mit seiner Erklärung, derselben, die Lew Kaufmann verwendet hatte, doch die Argumente stießen bei dem Priester auf taube Ohren. Hocking schien nicht in einer Welt des logischen Handelns zu leben, und falls doch, schien er keine Lust zu haben, ihn zu verstehen.

»Meinen Sie, Gott wird uns verhungern lassen?«, fragte er Joe und grinste ihn spöttisch an.

Gott scheint nicht generell ein Problem damit zu haben, Leute verhungern zu lassen, dachte Joe, doch er war schlau genug, diese Spitze für sich zu behalten. Stattdessen sagte er, »Gott lässt uns nicht verhungern.« Er versuchte zu lächeln. »Er lässt Essen auf uns regnen.«

»Also sind Sie … *Sie* … ein Gesandter Gottes?« So, wie Alvin Hocking es sagte, klang es nicht sehr wahrscheinlich.

»Vielleicht.« Joe drehte seine Handflächen nach oben. »Heißt es nicht, die Wege des Herrn sind unergründlich?«

»*So* unergründlich auch wieder nicht«, sagte Pastor Hocking.

Am Ende war es eine geschäftliche Vereinbarung und nicht mehr. Der Pastor ließ sich nicht davon überzeugen, dass die Gemeinde einen Vorteil davon hätte, dass tausende Kartons Lebensmittel in seiner Kirche gelagert wurden, doch er räumte ein, dass der Glockenturm seit mehr als zwanzig Jahren aus Sicherheitsgründen nicht mehr öffentlich zugänglich war und dass der Raum dazu genutzt werden könnte, Geld einzubringen. »Ich tue das nur, weil Polly darauf besteht«, erklärte er Joe. »Sie werden eine klare und

einfache Erklärung unterschreiben, die die Kirche und ihre Vertreter von jeglicher Verantwortung für eventuelle Schäden, Verletzungen oder den Verlust von Eigentum entbindet.«

»Im Gegenzug bekomme ich für die Dauer des Mietvertrages sämtliche Schlüssel«, erwiderte Joe.

»Keine andere Person darf den Glockenturm betreten«, sagte der Pastor. Er ging die Stufen vom Altar hinunter. »Und niemand darf Ihnen bei diesem Unterfangen helfen, sonst ist unsere Vereinbarung ungültig.«

»Einverstanden«, sagte Joe.

»Sie zahlen mir eintausend Pfund im Voraus und dann fünfzig die Woche. Außerdem zahlen Sie eine Kaution von fünftausend Pfund, für den Fall, dass die Substanz des Gebäudes Schaden nimmt.«

»Ich werde mich vertraglich verpflichten, für sämtliche Schäden aufzukommen, aber eine Kaution von fünftausend Pfund kann ich mir nicht leisten. Ich plane, mein gesamtes Kapital in Proviant zu investieren.«

»Dann werden Sie sich woanders nach einem Lager umsehen müssen«, sagte Hocking.

Es war, wie es war. Und für den Augenblick, den Alvin Hocking brauchte, um durch das Seitenschiff zu seiner Sakristei zu stolzieren, sah es so aus, als würde es auch so bleiben.

»Also gut.«

Der Pastor blieb stehen, aber drehte sich nicht um.

»Sie bekommen mein Auto als Kaution.«

Eisiges Schweigen.

»Sie dürfen frei darüber verfügen, bis die Schlüssel zum Turm zurückgegeben sind.«

»Ich schlage vor, Sie übertragen es an mich, bis Ihre Pacht des Glockenturmes abgelaufen ist.«

»An Sie oder an die Kirche?«

»An mich.«

Na, was spielte das schon für eine Rolle, wenn die ganze Welt zusammenbrach? »Also gut.«

»Das ist eine akzeptable Lösung«, sagte Hocking. »Sie dürfen den Autoschlüssel in meiner Sakristei hinterlassen.«

Joe spürte, wie sich der Schweiß an seinem Hals sammelte. »Es gibt nur eine weitere Bedingung.«

Der Pastor drehte sich um.

»Sie halten mich für verrückt. Natürlich tun Sie das. Jeder hat seine eigene Meinung. Sie glauben, dass die Zukunft, die ich kommen sehe, niemals eintreten kann, also wird Sie diese Bedingung kaum stören.« Joe trat einen Schritt nach vorn. »Sie unterschreiben, dass Sie den Proviant in meinem Lager nicht anrühren werden. Nichts davon. Sie werden nichts annehmen, selbst, wenn man es Ihnen aus Barmherzigkeit anbietet.«

»Ich würde es so oder so nicht annehmen.«

»Gut.«

Alvin Hocking starrte ihn jetzt an, durch die volle Länge des Kirchenschiffs hindurch. »Setzen Sie den Vertrag auf, und ich unterschreibe«, sagte er.

»Ich werde die letzte Klausel mit aufnehmen.«

»Tun Sie das. Und noch eine weitere.« Wieder verzog der Pastor spöttisch den Mund. »Sie werden nie wieder mit meiner Frau reden.« Er hob das Kinn und genoss den Ausdruck auf dem Gesicht des jungen Mannes. »Sie werden nie wieder mit ihr verkehren. Sie

werden nie wieder mit ihr ausgehen, an einem privaten Ort mit ihr gefunden werden oder ihr Nachrichten zukommen lassen.« Er stand da und wartete auf eine Antwort, von der er wusste, dass sie nicht kommen würde. »Wenn doch, ist unsere Vereinbarung ungültig.« Und dann drehte er sich mit einem selbstgefälligen Grinsen um und verließ den Kirchenraum.

16

Sie sehen die Zusammenhänge

»Die Regierung gibt zwanzig Millionen Impfdosen aus«, sagte Mallory Books. »Wissen die nicht, dass hier fast siebzig Millionen Menschen leben?«

Joe briet gerade Spiegeleier. »Wie magst du deine?«, fragte er.

»Meine was?«

»Eier?«

Mallory grunzte. »In achtzig Jahren hat mich das noch nie jemand gefragt. Ich weiß nicht mal, was eine sinnvolle Antwort darauf wäre.«

»Normalerweise sind die Optionen gewendet oder nicht gewendet«, sagte Joe. »Bei mir kannst du zwischen flüssig und gummiartig entscheiden.«

»Dann nehme ich irgendwas dazwischen.«

»Gute Antwort«, sagte Joe. Er warf zwei Spiegeleier auf den Teller des Arztes und schlug zwei weitere Eier in die Pfanne.

»Bist du eigentlich fertig mit deinen Späßchen?«

»Was für Späßchen?«

»Die Leute beschweren sich, dass Peter Shaunessys Lieferwagen dauernd die Cliff Street blockiert. Offenbar steht der rund um die Uhr da.«

»Na, die haben keinen Grund, sich zu beschweren. Da ist immer genug Platz, um vorbeizufahren.«

»Sie behaupten was anderes.«

»Gut, ich habe noch keinen Flugzeugträger die Cliff Street hochfahren sehen, aber ich würde sagen, dass sich so ziemlich alles andere vorbeiquetschen könnte.« Joe wendete seine Spiegeleier. »Außerdem ist Samstag. Ich hab heute frei.«

»Das freut mich.« Mallory aß einen Bissen. »Jessie Higgs ist beunruhigt, ob du da oben einen Laden aufmachst.«

»Sie soll sich keine Sorgen machen. Tue ich nicht. Und selbst wenn ich wollte, würde Pastor Hocking es nicht zulassen.«

Sie aßen schweigend ihr Frühstück. Wenigstens etwas, dachte Joe, was er in Mallory Books' Haushalt einbringen konnte: das Konzept eines anständigen Frühstücks.

»Spielst du zufällig Bridge?«, fragte der Arzt.

»Ein bisschen«, sagte Joe. Er versuchte, sich an das letzte Mal zu erinnern, dass er gespielt hatte. »Habt ihr eine Runde?«

»Mit dir wären wir vier. Jeremy und Demelza sind auch dabei. Wir haben früher mit Alfred Moot von dem kleinen Hof gespielt, aber der … na ja, der ist vor drei Jahren gestorben. Wir brauchen dich heute Abend im *Petrel*.«

»Tee?«

»Gerne.«

Sie ergänzten sich in ihrer Beziehung, dachte Joe. Mallory Books saß da wie ein geschwätziger Onkel, während Joe kochte und den Tisch deckte und anschließend alles wieder wegräumte. Books' Beitrag war subtiler. Er lieferte einen Live-Kommentar mit Klatsch und Tratsch aus dem Dorf, Nachrichtenschnipseln aus dem Radio und interessanten Geschichten aus all den Jahren, die er schon im Dorf lebte. Joe fand alles davon interessant. Books war zu seinem

Informationskanal geworden, seinem persönlichen Nachrichtenticker. Nationale und internationale Schlagzeilen wechselten sich mit Neuigkeiten aus der Fish Street ab, und beide wurden mit derselben Achtsamkeit behandelt.

»Gestern war Dorothy Restorick bei mir«, sagte Mallory. »Mit dem Kleinen.«

»Ja, ich kenne sie.«

»Er hat Schnupfen. Sie glaubt, es ist die asiatische Grippe.«

»Wirklich?«

»Mir ist mal einer an der Grippe gestorben. 1970, glaub ich. Ungefähr. Corin Magwith. Er war Bevis Magwiths Großonkel. Bestand darauf, mitten im Winter mit seinem Traktor rauszufahren. Ich sagte, er solle im Bett bleiben, aber es hat nichts genützt. Sie haben ihn tot hinterm Lenkrad gefunden, den armen Kerl.«

»O Mann.«

»Es heißt, in Indonesien sind schon bis zu einer Viertelmillion gestorben. Weiß Gott, wie viele es in Indien sein werden. Da zählt niemand mit.«

»Vermutlich nicht.«

»Die haben Singapur dichtgemacht. Niemand darf rein, niemand darf raus.«

Joe spürte, wie sich seine Antennen aufrichteten. Singapur war ein neuralgischer Punkt, ein zentraler Umschlagplatz für Güter und Öl. Welcher Anteil der weltweiten Schiffstransporte lief über Singapur? Sein Kopf fing an, Verbindungen zwischen den einzelnen Informationen herzustellen. »Was ist mit der Straße von Hormus?«, fragte er.

»Der was?«

»Im Persischen Golf. Was ist mit der Blockade?«

»Wird immer schlimmer«, sagte Mallory. »Japan hat sich eingeschaltet.«

Japan? Natürlich. Neunzig Prozent des in Japan verbrauchten Öls kam durch den Golf. Tick, tick, tack. Zusammenhänge. Was für eine großartige Zeit dies für Short-Trader sein musste, dachte Joe. Wie sehr die Kurse gerade fallen mussten. Er dachte nicht weiter. Der Gedanke war verrückt. Er hatte hier einen Job zu erledigen, hier in St. Piran.

»Die rationieren Treibstoff«, sagte Mallory.

»Wer? Das habe ich nicht mitbekommen.« Er spürte den Drang, Cassie zu befragen. Er hatte sich schon seit mehreren Tagen nicht mehr eingeloggt. Er war zu sehr damit beschäftigt gewesen, Proviant in den Glockenturm zu schleppen. »Ich glaube, ich gehe gleich mal ins *Petrel*«, sagte er.

»Ich glaube nicht, dass Jacob schon geöffnet hat.«

»Ich brauche sein Internet.«

Es war ein beinahe perfekter Morgen. Joe marschierte zum Hafen hinab und ging um die Mauer herum, bis er den äußersten Punkt erreichte und aufs Meer hinausblickte. Das Wasser stand hoch, doch der Wind war schwach und die Wellen sanft. Er suchte nach dem Wal. Dreimal war er ihm bisher begegnet. Er fing langsam an, ihn als festen Bestandteil der Landschaft hier zu betrachten – wenn man aufs Meer hinausblickte, war er da und winkte zum Gruß mit der Schwanzflosse. Aber heute war von dem Wal keine Spur. Er sah sich um. Da waren Fischerboote, ein Segelboot glitt vorbei, ein großer Öltanker ganz hinten am Horizont. Öl, dachte er,

außerstande, die Assoziationen auszublenden, die der Begriff auslöste. Woher mochte dieser Tanker kommen? Aus Libyen vielleicht. Oder war es eine der letzten Lieferungen aus Katar oder Kuwait?

Er hortete jetzt seit fünf Tagen Lebensmittel, also hatte er genügend Zeit gehabt, alles durchzurechnen. In den Lieferwagen der Shaunessys, so hatte er herausgefunden, passten im Durchschnitt siebzig Kartons aus dem Großmarkt. Er brauchte gut zwei Stunden für die Hin- und Rückfahrt. Das Beladen war einfacher als das Entladen. Beim Großmarkt gab es eine Laderampe mit der perfekten Höhe für seine Ladefläche. Und es gab einen freundlichen Gabelstaplerfahrer. Alles ging schnell; niemand schenkte ihm größere Beachtung.

In St. Piran lief alles weit weniger reibungslos ab. Allein das Abladen der siebzig Kartons dauerte zwei Stunden. Jeder Karton, jeder Sack und jeder Kasten musste von ihm eigenhändig zur Kirche hochgeschleppt werden, und je größer der Vorrat wurde, desto weiter war der Weg. Er musste die Kartons immer höher wuchten, je größer die Stapel im Glockenturm wurden. Er hatte sich eine Art System ausgedacht. Schwerere Kisten (Dosen und Flaschen und Konservengläser) kamen nach unten, leichte (Päckchen und Säcke) nach oben. Doch die Pakete waren unterschiedlich groß und eigneten sich nicht immer zum Stapeln. Das ist wie eine Trockenmauer zu bauen, dachte er mehr als einmal, als er unter der Last weiterer Kartons in den Turm schwankte. Für jeden Stein gibt es den perfekten Platz und für jeden Platz den perfekten Stein. Das hier wäre ein guter Platz für eine weitere Kiste mit Konservendosen, der da ideal für einen Sack Linsen.

Und so wuchs sein Vorrat an. Am ersten Tag schaffte er es nur zweimal zum Großmarkt, doch er lernte dazu. Am zweiten Tag war er schon um neun Uhr dort, als der Laden öffnete, und war mittags mit einem leeren Wagen zurück. Er aß ein Sandwich auf der Fahrt. Wenn er ohne Pause arbeitete, war er um kurz vor fünf für eine dritte Fuhre zurück, und um halb neun abends war er mit der Arbeit am Glockenturm fertig. Es war ein langer Tag, aber nach diesem Muster ging er auch die nächsten Tage an. Erleichtert stellte er fest, dass der Großmarkt am Samstag und Sonntag geschlossen hatte. Schon jetzt hatte Joe fast eintausend Kartons Proviant transportiert – und rund dreizehntausend Pfund von seinem Ersparten ausgegeben.

Es war ein schlecht durchdachtes Unterfangen. Das war ihm jetzt klar. Es war töricht, unpraktisch und lächerlich. Impulsiv und sturköpfig, wie ihn Mallory Books und Polly Hocking genannt hatten. Wenn er bloß ein Whiteboard gehabt hätte, wenn er länger darüber nachgedacht hätte, sich einen Plan aufgezeichnet oder auch nur die Berechnungen angestellt hätte, nun, dann hätte er vermutlich nie damit angefangen. Als ihm die Idee gekommen war, hatte es sich wie eine nicht allzu schwere Aufgabe angefühlt. Selbst dann noch, als er versuchte, Polly seinen Plan zu erklären. Irgendwie hatte er sich damals vorgestellt, dass er all die Lebensmittel, die er brauchte, im Supermarkt kaufen, alles in Plastiktüten nach Hause tragen und in seinem Zimmer in der Fish Street lagern konnte. Er hatte sich nicht die Zeit genommen, über das Ausmaß seiner Idee nachzudenken. Doch nach einer Woche hatte der Plan eine gewisse Eigendynamik entwickelt. Und nachdem er den Handel mit Alvin Hocking eingegangen war, hatte er kaum eine andere Wahl gehabt, als es durchzuziehen. Der Pastor hatte schließlich seinen Mercedes.

Und dann, nachdem Joe die erste Tour absolviert und eine Warenlieferung im Turm verstaut hatte, schien es ihm das Einfachste, gleich eine zweite Tour hinterherzuschieben. Es kam ihm wie das einzig Sinnvolle vor. Und als die Kartons von der zweiten Tour sicher verstaut waren, gab es nichts anderes zu tun, als zu einer dritten aufzubrechen.

Es war jugendlicher Leichtsinn. Es war die sorglose Abenteuerlust eines jungen Mannes, der kaum etwas zu verlieren hatte. Dreizehntausend Pfund. Bei *Lane Kaufmann* gab es Händler, die in einer Woche so viel verdienten. Joe bezweifelte, dass einer von ihnen je den Wert eines Wochenlohnes in Form von Puddingkonserven und Reissäcken vor sich sehen würde. Doch obwohl das Ganze idiotisch war, anstrengend und teuer, hatte Joe auch einige Vorteile entdeckt, mit denen er nicht gerechnet hatte. Es mochte vielleicht sinnlos sein, aber nach einer Woche fühlte er sich deutlich fitter. Gesünder. Stärker. Er hatte acht Jahre mit krummem Rücken vor Computermonitoren verbracht und war im Schein der Neonröhren und Plasmabildschirme immer blasser geworden. Er war nie gern ins Fitnessstudio gegangen, hatte sich nie als Teil einer Gemeinschaft gefühlt. Doch hier, in St. Piran, war er der Mann, der den Wal gerettet hatte. Hier hatte er den Plan gefasst, eine Gemeinde vor dem drohenden Weltuntergang zu bewahren. Irgendwie hatte er hier, unter diesen freundlichen Menschen, eine neue Identität für sich entdeckt, eine, die er sich an seinem Schreibtisch in der City niemals hätte vorstellen können. Er schlief gut. Wenn er träumte, dann ohne Visionen aus der Vergangenheit. In den letzten fünf Tagen hatte er kaum einmal an die Händlertische gedacht oder an Janie Coverdale oder an rot blinkende Bildschirme.

Der Fenstertisch im *Petrel* fühlte sich langsam an wie ein fester Schreibtisch. »Kaffee?«, fragte Jacob Anderssen.

»Ja, gerne.«

Es gab da ein paar Dinge, die er längst hätte erledigen sollen. Er schrieb eine E-Mail an seinen Vater und an Brigitha, seine Schwester. *Mir geht es gut*, schrieb er ihnen. *Ich hatte eine persönliche Krise, aber ich habe einen ruhigen Ort gefunden, um mich wieder zu sammeln.* Er lächelte, als er das schrieb. *Deckt euch mit Lebensmitteln ein und bringt sie zur Insel*, schrieb er. *Bitte nehmt diese Warnung ernst. Ich verspreche, ich bin nicht verrückt – aber ich rate euch dringend, euch haltbare Vorräte für mindestens zehn Wochen zuzulegen. Das bedeutet rund zwei- bis dreihundert Konserven pro Person. Vierhundert, wenn ihr auf der sicheren Seite sein wollt. Bitte fangt heute damit an. Das ist keine unnötige Panikmache. Zumindest glaube ich das. Es könnte sein, dass uns nicht mehr viel Zeit bleibt.* Nachdem er auf *Senden* geklickt hatte, lehnte er sich zurück und genoss den Ausblick aus dem Fenster. Hätte es eine beruhigendere Szene geben können? Ein Fischerboot steuerte gerade zwischen den Hafenmauern hindurch, und er sah das verwitterte Gesicht des Fischers am Steuer. Wie viele Male hatte er diese Fahrt wohl bereits hinter sich? Er hörte aus der Ferne, wie das Tuckern des Motors verstummte. Und da waren die Robins-Jungs – Daniel und Samuel. Sie warteten mit ihren Tauen am Kai. Welcher war Daniel und welcher Samuel? Joe schüttelte den Kopf.

Zeit für eine weitere E-Mail. Er schrieb eine Nachricht an Manesh und kopierte die Jungs im Entwicklerteam drauf. *Tut mir leid*, schrieb er ihnen. *Ich weiß, ich habe euch im Stich gelassen. Am Ende habe*

ich den Druck nicht mehr ertragen. Ich konnte nicht mehr. Seltsam, dass eine Erfahrung dadurch wahr wird, dass man sie aufschreibt, überlegte er. *Ich wünsche euch Erfolg bei dem, was ihr als Nächstes tut*, schrieb er. *Deckt euch mit Lebensmitteln ein. Und macht euch keine Sorgen um mich. Ich komme nicht zurück.*

Jemand hatte den Pub betreten und stand jetzt neben ihm.

»Hallo.«

Eine kräftige, rundliche Frau in einem Baumwollkleid. In ihrem rosigen Gesicht erstrahlte ein breites Lächeln. »Störe ich?«

»Überhaupt nicht.« Joe stand auf und streckte ihr die Hand entgegen, wie es ein Stadtmensch instinktiv tut. »Ich bin Joe«, sagte er. »Ich kenne Sie doch, oder? Sie sind Martha Fishburne.«

»Das bin ich.« Es schien sie zu freuen, dass er ihren Namen kannte. Sie nahm seine Hand in ihre und schüttelte sie freundlich.

»Hier. Ich mache Ihnen Platz.« Er schob seinen Computer an den Rand des Tisches und rückte seinen Stuhl zur Seite. »Möchten Sie einen Kaffee?«

»Das wäre reizend.«

»Noch einen Kaffee bitte, Jacob.«

»Kommt sofort.«

»Wie kann ich Ihnen helfen, Mrs Fishburne?« Was für eine förmliche City-Frage. Joe wünschte sich, er hätte sie nicht so gestellt. »Was ich eigentlich sagen wollte: Ich finde es schön, dass wir uns mal treffen. Ich freue mich wirklich, Sie kennenzulernen.«

Das war schon besser. Martha lächelte noch breiter. »Genau deshalb bin ich hier.«

»Ein schöner Tag heute, oder?« Das schien ihm ein guter Einstieg.

»Meine Mutter hätte gesagt, jeder Tag ist ein schöner Tag, wenn man weiß, wie morgen das Essen auf den Tisch kommt.«

»Ihre Mutter war eine kluge Frau.«

»Das war sie.«

Sie lächelten. »Sie sind die Lehrerin«, sagte er.

»Ich unterrichte hier seit sechsunddreißig Jahren«, sagte sie. »Aber nicht mehr lange, fürchte ich. Zu wenige Kinder.« Ihrem Gesicht war anzusehen, wie sehr sie das bedrückte. »Wir sind so ziemlich die kleinste Schule im County. Ich bin die einzige Lehrerin, die übrig ist. Ich und Modesty Cloke, die manchmal einspringt, und neun Kinder von vier bis elf. Jeden Tag rechne ich damit, dass ein Umschlag auf der Fußmatte landet, in dem steht, dass die Kleinen nach Treadangel müssen. Sechs Meilen, hin und zurück. Nicht sehr sinnvoll, solange ich noch da bin und noch atme. Noch.« Jetzt lächelte sie wieder. »Gibt nicht viele Gesichter hier, die nicht in meiner Klasse waren.«

»Das glaube ich.« Joe nickte.

»Jedes Mal, wenn ich Benny Restorick in Anzug und Schlips die Straße runterkommen seh, seh ich den kleinen Jungen mit der Zahnlücke vor mir, der mir einen Aal ins Kleid gesteckt hat.« Martha grinste. »Und immer wenn ich Moses Penhallow seh, seh ich einen Burschen vor mir, der so schlimm stotterte, dass er kaum die Zähne auseinander bekam. Und Kenny Kennet – der war so ein kluger Kerl, aber Lernen war nie sein Ding. Der wollte sich immer nur am Strand rumtreiben. Und Jessie Higgs – damals hieß sie Jessie Magwith –, konnte um ihr Leben nicht addieren, und jetzt schmeißt sie den Laden und rechnet alles im Kopf zusammen, als wenn’s nichts wär.«

Sie lachte auf. »Niemand versteht dieses Dorf so wie ich – außer vielleicht Dr. Books. Seiner Lehrerin macht keiner was vor.«

Joe lächelte sie an. »Das kann ich mir vorstellen.«

»Polly Connor – die hatte eigentlich keine Wahl, wissen Sie. Ihre Mum, Gott hab sie selig, wollte sie mit dem Pastor zusammenbringen, seit dem Tag, als er in St. Piran anfing. Dass er sechsundzwanzig Jahre älter war, war ihr ganz egal. Nora Connor kümmerte das nicht. Ihr eigener Mann war ein Trinker. Und Polly – die war ein Feger. Nora Connor und Alvin Hocking, die haben das alles geplant. Wirklich. Ich hab's gesehen. Wissen Sie, ich kümmere mich um die Blumen in der Kirche. Ich wusste, was da vor sich ging. Einmal sah ich, wie sie etwas besprachen, und am nächsten Tag war Nora krank und Polly ging in einem brandneuen Kleidchen zur Kirche, um irgendetwas zu erledigen. Ich achte auf so was. Und tatsächlich, als Polly gerade siebzehn war, stand sie schon mit dem Pastor vorm Altar. Das ist jetzt zehn Jahre her. Nora war glücklich, klar. Der Pastor rührt keinen Tropfen an – nicht mal den Messwein –, aber hat's auch Polly glücklich gemacht?«

»Wieso erzählen Sie mir das alles?«

»Sie sehen mir wie jemand aus, der das wissen sollte.«

Joe wandte den Blick ab. »Deshalb sind Sie gekommen? Um mich vor Polly Hocking zu warnen?«

»Warnen?« Martha Fishburne machte ein beleidigtes Gesicht. »Wer hat denn was von Warnen gesagt?«

»Was denn dann?«

Jacob kam mit dem Kaffee.

»Die Sache ist die«, fuhr Martha fort. »Wenn man ein Dorf so gut kennt wie ich dieses hier, na, dann gibt es da nicht viele

Geheimnisse. Wenn Nan Horsmith sich schlecht fühlt, erzählt sie Jenny Shaunessy davon, und Jenny erzählt es Jessie, wenn sie ihr Brot kauft, und Jessie erzählt es allen, und das dauert vielleicht einen halben Tag, aber irgendwann erzählt jemand Aminata davon, der Krankenschwester, und die kommt dann vielleicht am Nachmittag vorbei und guckt, ob alles in Ordnung ist. Aber ich weiß es schon, bevor Jenny es weiß. Weil ich sehe, wann der kleine Thomas Horsmith in die Schule kommt und wie rot seine Augen sind und dass er verschiedene Socken anhat.«

Joe lächelte. »Sie sehen die Zusammenhänge.« Sie war eine Analystin, genau wie er. Der einzige Unterschied bestand in der Art von Verbindungen, die sie entdeckten. Er sah die Kaskade aus Konsequenzen, die von Erschütterungen der internationalen Lieferketten ausgingen. Sie sah eine viel intimere Abfolge, die aber nicht weniger komplex war. Ihre Schlüsse basierten darauf, dass sie dreihundert Menschen persönlich kannte und ihr Verhalten ein halbes Jahrhundert lang beobachtet hatte. Seine Quellen waren *CNN* und *Bloomberg*; ihre Quellen waren nicht zueinander passende Socken.

Sie nickte. »Ja«, sagte sie. »Ich sehe Zusammenhänge.«

»Genau wie ich.« Eine unerwartete Verbundenheit hatte sich zwischen ihnen aufgetan, und Joe verspürte plötzlich das Bedürfnis, diese Frau in den Arm zu nehmen. Ihre Geschichte war von einer Klarheit, die seinem Gefühl für Narration entsprach. Eines führt zum anderen und dann zu etwas Drittem. »Sie würden einen Job in der City finden«, sagte er. Das stimmte natürlich nicht. Wer würde diese rotgesichtige Frau in ihrem billigen Kleid anstellen, und wie sollte sie

in einer Welt voller unbekannter Gesichter zurechtkommen? Doch sie verstand, was er damit sagen wollte.

»Danke schön.«

»Und was sehen Sie jetzt?«, fragte er. »Wenn Sie nach Zusammenhängen gucken?«

Sie sah ihn mit ernster Miene an. »Nichts Gutes.« Sie schüttelte langsam den Kopf. »Die meisten Menschen in St. Piran, die stellen keine Fragen. Aber ich … na ja, ich bin Lehrerin. Fragen stellen ist mein Beruf. Viele Leute haben mich angesprochen: Hast du gesehen, der junge Mann, der beim Arzt eingezogen ist, dieser Joe, der bringt sein ganzes Zeug in den Kirchturm. Und dann sagt ein anderer, der lagert da dosenweise Corned Beef. Und die kleine Ellie Magwith sagt, es sind Bohnen. Und Benny Shaunessy sagt, es sind Kanister voll Benzin, mit dem Sie die Kirche niederbrennen wollen. Der hat Phantasie, der Junge, aber ich, ich gucke genau hin und suche nach Zusammenhängen.«

»Und was haben Sie da gefunden?«

»Ein besorgter junger Mann kommt in seinem schicken Wagen den ganzen Weg von London hierhergefahren und ertränkt sich um ein Haar im Meer. Er ist ein Banker, sagen manche, aber dann sieht man ihn ausgerechnet mit Polly Hocking herumlaufen, und kein Mädchen bricht einem jungen Mann schneller das Herz als Polly, und das ist die Wahrheit. Er sieht gut aus, und sie ist so ziemlich der hübscheste Feger, den ich je in meiner Klasse hatte. Die passen zusammen wie Fisch und Kiemen, würde mein Ronnie dazu sagen. Und jetzt fährt der Pfarrer mit seinem Auto durch die Gegend. Es heißt, Pastor Hocking sei mit hundert Stundenkilometern den Hang raufgebrettert, sein Gesicht so düster wie ein Märzmontag. Louisa

Penroth hat ihn in Truro gesehen, wie er die Boscawen Street entlangfuhr. Das alles könnte einem schon ziemlich merkwürdig vorkommen, finden Sie nicht?« Sie hielt den Kopf schräg und wartete auf seine Reaktion.

»Wenn Sie es so sagen …«

»Und jetzt kommt noch was.« Ihre Augen funkelten. »Ich weiß noch, wie Peter Shaunessy vor zwanzig Jahren in meine Klasse kam. Er konnte nichts vor mir geheim halten, egal, wie sehr er sich bemühte. Er hat so ein ehrliches Gesicht – kann einfach nicht lügen. Also frage ich ihn, für wie lange hast du dem Typen aus der Stadt deinen Wagen vermietet? Und er guckt weg und erzählt mir, wie schlecht die Geschäfte laufen, dass er einen so großen Wagen gar nicht braucht. Also frage ich ihn noch mal, und er sagt, es lohnt sich für ihn, den Wagen zu vermieten, er sollte das öfter machen. Und ich sage, ›Peter – wie lange?‹, und er sagt, ›Vier Wochen‹.«

Joe grinste sie breit an. »Sie sind ja die reinste Miss Marple.«

Das gefiel Martha. »Mögen Sie Agatha Christie? Ich finde sie wunderbar.«

»Ich auch.«

»Also, ich sehe das so: Sie sind so weit von der City weg, wie Sie konnten. Niemand weiß, dass Sie hier sind. Sie *wissen* irgendwas. Sie kennen ein Geheimnis – ein großes Geheimnis. Irgendwas Schlimmes wird passieren – und das ist nicht gut. Nun weiß ich zwar nicht, was Ihr Geheimnis ist, aber ich weiß, dass Ihnen etwas in die Quere gekommen ist.« Sie tippte ihn mit einem weichen Finger an. »Sie wollten sich in St. Piran verstecken und genug Essen und Trinken kaufen, um durchzustehen, was auch immer da kommt. Aber dann sind zwei Dinge passiert, die Ihre Pläne durchkreuzt haben.«

»Zwei Dinge?« Jetzt war er neugierig. Hatte Martha etwa mehr Zusammenhänge gefunden, als er dachte?

»Nummer eins«, sagte sie. »Der Wal.«

»Der Wal?«

»O ja. Als Sie kamen, waren Sie hier bloß ein Fremder, den niemand groß beachtet hätte. Aber plötzlich sind Sie ein Held. Jeder kennt Ihren Namen. Und noch wichtiger … Sie kennen *ihre* Namen.«

Joe schaute auf seinen Kaffeebecher. »Und das zweite?«

»Polly Hocking.«

»Verstehe.«

»Und deshalb haben Sie jetzt etwas anderes vor. Etwas Gutes, ganz klar. Sie kaufen genug Vorräte, um ganz St. Piran zu versorgen. Hab ich recht?«

Es brachte nichts, zu widersprechen. »Ich hatte nicht erwartet, dass es lange ein Geheimnis bleiben würde.«

»Sie sind ein anständiger Mann, Joe Haak. Ich hätte Sie sehr gern unterrichtet. Ich frage mich nur … bleibt uns noch genug Zeit?«

»Genug Zeit?«

»Sie haben den Wagen noch drei Wochen, und das sagt mir, dass Sie noch ziemlich oft hin- und herfahren müssen.«

Joe ließ pfeifend Luft durch die Zähne entweichen. »Haben Sie Zeit für die ganze Geschichte?«

Marthas Miene erhellte sich wieder. »Wenn man an einem so kleinen Ort unterrichtet, hat man immer Zeit für eine Geschichte.«

Sie baten Jacob, auf den Computer aufzupassen, und spazierten gemeinsam über den Kai und um die Landspitze herum bis zum Strand. »Da haben sie mich gefunden«, sagte Joe.

»Ich weiß. Das weiß jeder.«

Er erzählte ihr von Lew Kaufmann und von Janie und von Cassie. Er erzählte ihr von Öl und Krieg und Grippe. Er erzählte ihr, wie viele Kartons und Säcke auf einmal in den Transporter passten. Er erzählte ihr von Pastor Hocking und seiner Verfügung.

Der alte Garrow saß auf der Bank oberhalb des Strandes und rauchte eine Pfeife. »Heute noch nix«, sagte er, als sie an ihm vorbeigingen. »Aber ich halt die Augen auf.« Er nahm seine Mütze ab.

»Er meint den Wal«, sagte Martha.

»Ah.«

Sie gingen eine Weile, ohne etwas zu sagen. Im Sand waren Fußabdrücke. Jemand war vor ihnen hier entlanggegangen. Aber nicht Polly. Ihren Fußabdruck hätte Joe erkannt.

»Wem darf ich es erzählen?«, fragte Martha.

»Nur Leuten, denen Sie vertrauen. Wenn jemand außerhalb von St. Piran davon erfährt, sind wir in Gefahr. Jetzt noch nicht, aber früher oder später schon.«

»Und wieso sind wir in Gefahr?«

Er dachte an seine Unterhaltung mit Lew Kaufmann im Büro auf der zwölften Etage. Wie werden wir uns verhalten, wenn nicht mehr genug zu essen da ist? »Ich weiß es nicht«, sagte er. »Niemand weiß wirklich, wie die Leute reagieren werden. Vielleicht werden wir ausgeplündert.«

»Von wem?«

»Von hungrigen Menschen.«

»Und was würden die machen?«

Er zuckte mit den Schultern. »Unsere Vorräte klauen.«

»Verstehe«, sagte Martha. »Dann wären wir hungrig und sie nicht mehr. Aber ist das so gefährlich?«

»Nicht für die anderen.«

Sie drehten um. »Würden Sie Ihre Pläne für Montag ändern?«, fragte Martha ihn. »Ohne zu fragen, wieso?«

Er konnte nicht anders, als zu nicken.

»Seien Sie um vier Uhr nachmittags beim Großmarkt«, sagte sie. »Und warten Sie da auf mich.«

»Wa…«

Sie hielt sich einen Finger an die Lippen. »Sie haben’s versprochen«, sagte sie.

»Okay.«

Er hielt ihr die Hand hin, und sie griff danach. Dann ließ er seinen Arm über ihre Schultern fallen, und sie gingen gemeinsam ins Dorf zurück.

17

Das sind sie

Stellen Sie sich eine Silbermöwe hoch über der Küste Cornwalls vor, wie sie auf warmen Luftströmen dahingleitet, die vom Atlantik aufsteigen. Mit dem Senken eines Flügels und einer Drehung des Kopfes folgt sie den felsigen Landzungen, den geheimen Buchten, den Höhlen und Spalten, die die brüchige Grenzlinie zwischen Land und Ozean markieren. Sie sieht einen Daumen aus Land. Das ist Piran Head, eine felsige, wenig einladende Halbinsel, die extravagant ins Meer hinauszeigt. Sie steigt hoch und sieht den schmalen Weg, der zwischen uralten Hecken verborgen liegt. Für eine Möwe gibt es hier keine Hindernisse; keine Tore, keine Erdwalle, keine Straßensperren. Es gibt nur den warmen Wind und die Gischt. Da vorn sieht unsere Möwe das Dorf – eine normannische Kirche mit einem Turm aus Granit und ein paar weißgetünchte, schiefergedeckte Häuschen, die sich ins Tal quetschen, als hätte ein nachlässiger Künstler sie dort hingeworfen, es gibt kaum einen rechten Winkel oder eine gerade Stufe. Im Hafen liegen nur vier Boote – für viel mehr ist kein Platz –, und jetzt, bei Niedrigwasser, sitzen sie im Schlamm fest, die ehemals schicken Boote, die gegen das Verwittern und den Rost und die Strapazen von zehntausend Tagen auf dem Meer zu kämpfen haben. Auf den Dächern und den Hafenmauern sitzen Möwen, die sich auf ihren

blassen Schwimmfüßen gegen den Wind stemmen, und sie lassen alle wissen, dass sie da sind. Sie schieben ihre gelben Schnäbel vor und rufen, ein raues, heiseres Rufen – ein *Haak*, *Haak*, *Haak*, ein Klagen.

Sie rufen seinen Namen. Das erzählt man sich im Dorf St. Piran. Es ist inzwischen Teil der Folklore. Man hört diese Geschichte auch beim Fest des Wales. Die Möwen rufen nach Joe Haak. Manchmal ahmen die Kinder den Ruf nach, »Haak haak haak«.

Es gibt keine Statue, kein Gemälde, nicht einmal ein Foto des Mannes, den die Möwen rufen. Er lebt in der Beschreibung derjenigen weiter, die sich an ihn erinnern, doch selbst diese Darstellungen sind mit Vorsicht zu genießen. Er war groß, sagt Ardour Cloke, aber Ardour war erst fünfzehn, als der nackte Mann am Strand angespült wurde. Vielleicht täuscht ihn seine Erinnerung. Denn der alte Casey Limber behauptet, Joe sei nur mittelgroß gewesen – vielleicht sogar ein bisschen kleiner als der Durchschnitt. Thomas Horsmith sagt, er habe blaue Augen gehabt, aber Ellie Horsmith schwört, sie seien braun gewesen. Charity Limber sagt, seine Haut sei blass gewesen und sein Haar weißblond, seine Stimme tief und leise. Jessie Higgs sagt, er habe mit heller, musikalischer Stimme gesprochen. Manche sagen, nur die Möwen wüssten es genau.

Es war, wie viele sagen würden, der letzte Morgen in der Normalität. Charity Limber nannte es das Ende vom Anfang. Mallory Books saß unten beim Frühstück und gab die Unheilsnachrichten weiter. »Sie ist hier«, sagte er in gewichtigem Tonfall, während er heißes Wasser in die Teekanne goss.

»Wer ist hier?«

»Die Grippe.«

»Was? Hier in St. Piran?«

»Nein, nein. Hier in England. Kam vorhin im Radio. Zwölf Mitglieder einer Flugzeugbesatzung in Heathrow offenbar. Zwei von ihnen sind schon tot.« Der Arzt schüttelte den Kopf.

»Zwei sind schon tot?« Joe ließ beinahe den Teller fallen, den er in der Hand hielt.

»Und einer auf der Intensivstation. Zur Sicherheit haben sie alle Flughäfen für internationale Flüge dichtgemacht.«

Joe stieß einen langgezogenen Pfiff aus. »Alle Flughäfen dichtgemacht …« Für einen kurzen Moment war er zurück auf der fünften Etage bei *Lane Kaufmann*. Die Folgen würden zu groß sein, um sie zu berechnen. Selbst für Cassie. Er stellte sich vor, wie Janie Coverdales Stimme über die Händlertische kam. »Was sollen wir shorten, Joe – was sollen wir shorten?« Doch nach dieser Nachricht würden sämtliche Kurse fallen. Zuerst die der Fluglinien und Flughäfen und Reisegesellschaften und Hotels. Ihm schwirrte der Kopf. Alles, was mit Tourismus zu tun hatte, Unternehmen, die auf Langstreckenflüge angewiesen waren – Beratungsfirmen, Logistikunternehmen, Finanzdienstleister, Versicherer. Er versuchte, sich an vergleichbare Fälle zu erinnern. In den USA blieben nach den Terrorattacken 2001 alle Flugzeuge am Boden. Eine Fluglinie ging bankrott. Joe ließ sich auf einen Stuhl sinken, um die Nachricht zu verarbeiten. »Das ist nicht gut«, sagte er zu Mallory.

»Nicht gut? Eine Katastrophe ist das.«

»Vierzig Prozent des weltweiten Güterverkehrs, nach Warenwert, läuft über die Luft«, sagte Joe. Er versuchte sich vorzustellen, wie

die Lieferketten bis an die Grenzen ihrer Belastbarkeit strapaziert wurden.

»Wen interessieren die Güter?«, fuhr Mallory ihn an. »Da sterben Menschen.«

»Ja, ich weiß.« Aber es werden noch mehr sterben, dachte er. Und vielleicht wird die Grippe noch unser geringstes Problem sein. Er sah Lew Kaufmanns drohenden Finger vor sich. Natürlich hatte es schon zuvor Flughafenschließungen gegeben, und die Zivilisation hatte es überstanden. Schwerer Schneefall im Winter, Streiks im Sommer, die Asche weit entfernter Vulkane; Luftfahrt war schon immer ein anfälliges Glied in dem Netz gewesen, das die Weltwirtschaft aufrechterhielt. Vielleicht schätzte er die Bedrohung ja nur falsch ein.

»Wenn sie Cornwall erreicht«, sagte der Arzt, »müssen wir etwas unternehmen.«

»Ich unternehme schon was«, sagte Joe. »Ich lege einen Lebensmittelvorrat an.«

»Na, eine Leiche, die Hunger hat, ist mir noch nicht untergekommen«, sagte Books. Er knallte die Teekanne auf den Frühstückstisch. »Essen wird nicht das Problem sein. Sondern die Grippe.«

Joe spürte, wie seine Handflächen schwitzten. »Wie hoch ist die Sterblichkeitsrate?«, fragte er.

»Das sagen sie nicht«, antwortete Books. »Und das macht mir Sorgen. Von einer Besatzung von zwölf Menschen sind zwei gestorben. Du bist der Mathematiker.«

»Siebzehn Prozent«, sagte Joe.

»Von zwölf Personen können wir nicht wirklich hochrechnen, aber es heißt, in Indonesien könnte die Sterblichkeitsrate schon bei achtzehn Prozent liegen. Und guck dir die Grippepandemie von 1918 an. Die hat fast zwanzig Prozent der Erkrankten umgebracht.«

»So viele?«

»Ja, nach manchen Schätzungen. Sie hat in sechs Monaten mehr Menschen getötet als die Pest in einem Jahrhundert.«

Joe schwieg.

»Und außerdem«, sagte Books, »sollten wir gar nicht über Sterblichkeitsraten reden. Was St. Piran angeht, ist eine Sterblichkeit von einem von dreihundertsieben schon einer zu viel.«

»Dreihundertacht«, erwiderte Joe, doch er sprach so leise, dass der Arzt ihn nicht hörte.

Er fuhr zum Großmarkt und lud den Transporter der Shaunessys mit Proviant voll. Kisten mit Nudeln, Gläser mit Pulverkaffee, Pakete mit Milchpulver. Weil er Pollys Ratschlag im Ohr hatte, guckte er diesmal nicht nur in der Lebensmittelabteilung. Putz- und Desinfektionsmittel, Seife und Toilettenartikel. Bei Toilettenpapier und Windeln zögerte er. Die mochten zwar beliebt sein, aber sie nahmen unverhältnismäßig viel Platz im Wagen ein – und im Kirchturm genauso. Die Kekse sahen verlockend aus, aber er hatte das Gefühl, dass sie sich nicht lange halten würden. Er malte sich aus, wie seine Vorräte irgendwann ihr Haltbarkeitsdatum überschreiten würden, ein Karton nach dem anderen. Das würde Pastor Hocking gefallen, dachte er. Würde er abgelaufene Artikel aus der Kirche schleppen und eine Müllhalde anlegen müssen? Er verdrängte den Gedanken. Was war der Unterschied zwischen normalem und »Self-raising«-Mehl? Die

Angebotsfülle des Großmarktes verwirrte ihn. Es gab 16-Kilogramm-Säcke »Brotmehl«. Er nahm eine ganze Transportpalette davon.

Er wurde immer fitter. Er konnte inzwischen die Friedhofstreppe hinaufjoggen, mit einer eingeschweißten Steige Konservendosen unter jedem Arm. Trotzdem blieb keine Zeit für eine zweite Tour vor seiner Verabredung mit Martha um vier. Als alles verstaut war, stieg er den Kirchturm hinauf und blickte hinaus. Er öffnete eine Kiste Müsliriegel und aß einen. Es war das erste Mal, dass er seine Vorräte angerührt hatte. Falls er der einzige Überlebende sein sollte, überlegte er, würde er hier jahrelang durchhalten können.

Der Kirchturm war eine offene Konstruktion auf vier Etagen. In der Mitte war ein Schacht, in dem die Glockenseile hingen. Im Erdgeschoss stand eine kleine Toilettenkabine – für Notfälle, wenn ein Gottesdienst sich einmal zu lange hinzog. Im dritten Stock war ein weiterer kleiner Raum, nachträglich in eine Ecke gequetscht. Joe öffnete die Tür. Es war eine Art Lager. Alte Glockenseile hingen über einem Balken. In einem Regal lagen Werkzeuge – eine Brechstange und ein Nageleisen und ein paar lange Messinghaken; er nahm an, das waren die Utensilien der Glöckner. In diesem Turm hatte seit zwanzig Jahren niemand mehr die Glocken geläutet. Sie waren offenbar nicht mehr sicher. Überrascht registrierte er das schmale Holzbett, das in diesem Raum stand, allerdings ohne Matratze. Hier oben musste einmal jemand gelebt haben. Der Quasimodo von Cornwall vielleicht. Joe schloss die Tür vorsichtig hinter sich. Wenn sein Vorratslager bis zum dritten Stock anwachsen würde, würde er diesen Raum vielleicht für seine Kartons nutzen müssen.

Es war noch immer zu früh, um aufzubrechen. Er ließ den Wagen bei der Kirche stehen und spazierte hinab zum *Petrel*. Während Jacob seinen Kaffee aufgoss, loggte er sich in Cassie ein. Der angemietete Server schien gut zu funktionieren. Er startete eine Testanfrage und lehnte sich zurück, um das Ergebnis abzuwarten. Es wurde Zeit, sich die Prognosen anzusehen. Seine Finger hingen über der Tastatur in der Luft. Wollte er das wirklich tun? Er wusste bereits, was Cassie ihm zeigen würde. Sie würde ihm eine Geschichte von fallenden Kursen und von Firmenpleiten erzählen – doch das waren bloß Zahlen. Sie würde ihm nicht von dem Unglück erzählen, das hinter diesen Zahlen steckte. Seltsam, dachte er, dass er das noch nie so gesehen hatte. Das Scheitern eines Unternehmens bedeutete nicht bloß eine Gelegenheit für Händler aus der City, ordentlich abzukassieren; es bedeutete Kummer und finanziellen Ruin für die Gründer, herbe Verluste für die Aktionäre, Arbeitslosigkeit für die Angestellten. Hinter jeder Zahl, überlegte er, steckte ein menschliches Schicksal. Einhundert Schicksale. Und während die Händler johlten und die Korken knallten, würden Männer und Frauen mit den schlechten Neuigkeiten nach Hause fahren, die Mienen versteinert, um nicht in Tränen auszubrechen.

Seine Finger schwebten noch immer über der Tastatur. Wollte er es erfahren? Cassie würde von der Grippe und den Flughafenschließungen wissen. Sie würde die nächtlichen Nachrichten verfolgt haben. Würde sie auch wissen, wie die Auswirkungen zu berechnen waren? Ließ sich in einem solchen Fall überhaupt die Weisheit von Tausenden Kommentatoren herausdestillieren? Oder würde Francis Galtons Ochse sie im Stich lassen?

Joe drückte die Taste. Es dauerte einen Moment. Dann füllte sich der Bildschirm mit Zahlen.

Was hatte er erwartet? Die kurzfristigen Prognosen waren schlecht, aber nicht apokalyptisch. Sie hatten sich ein wenig verschlechtert, seit er das letzte Mal nachgesehen hatte. Er scrollte nach unten. Nach Cassies Vorhersage würde fast alles fallen: Fluglinien, Bauunternehmen, Maschinenbau, Bergbau, Telekommunikation, Medien. Pharmaunternehmen hielten sich wacker. Joe verzog das Gesicht. Epidemien waren vermutlich gut fürs Geschäft. Der Reise- und Freizeitsektor würde fallen, Chemie genauso, die Autoindustrie ebenfalls. Öl würde stabil bleiben. Das war überraschend. Cassie rechnete offenbar damit, dass die Preisanstiege für die Ölunternehmen von Vorteil sein würden. Klick, klick. Er scrollte sich durch die Tabelle. Das hier war nur eine Vorhersage, erinnerte er sich. Cassie hatte sich schon einmal spektakulär geirrt. Doch die Werte fielen kontinuierlich weiter. Jetzt sollte er eine Langzeitprognose starten. Das war die Funktion, die er für Lew Kaufmann eingebaut hatte. Er gab einen Code ein, und eine Suchmaske erschien. Er klickte auf das Texteingabefeld. *2 Wochen*, gab er ein, doch wieder blieb sein Finger über der Enter-Taste in der Luft hängen.

Und dann klappte er spontan den Laptop zu. Was spielte es jetzt noch für eine Rolle? Er war schon zu weit gegangen, um jetzt noch kehrtzumachen. Wenn man Cassies Vorhersagen glauben durfte, würde das Zusammentreffen von Grippe und Ölkrise zwischen acht und fünfzehn Prozent des weltweiten Aktienkapitals vernichten. Cassies Einschätzung nach würde das ausreichen, um einen unumkehrbaren Kollaps auszulösen. Aber stimmte das tatsächlich?

Es ging hier um … fünf Billionen Dollar, aber war das wirklich *echtes* Geld? Waren das echte Verluste? Oder war alles nur relativ? Vielleicht irrte Cassie sich. Vielleicht war dies zwar tatsächlich ein schrecklicher Einbruch, aber in ein oder zwei Monaten, wenn der Krieg im Persischen Golf vorüber war, wenn die Grippewelle abgeklungen war, nun … würde sich dann nicht alles wieder erholen?

Bis zu seiner Verabredung mit Martha blieb noch genug Zeit, um zum Großmarkt zu fahren und den Transporter zu beladen. Trotz seiner Zweifel stapelte Joe den Proviant auf die Rollwagen. Sein Projekt hatte bereits zu viel Schwung aufgenommen, und er fühlte sich nicht imstande, es scheitern zu lassen. Achtundsechzig Kartons und Säcke, im Wert von fast eintausend Pfund. Als er die Kartons zählte, näherte sich der Geschäftsführer in einem billigen Anzug und einer halb aufgeknöpften Weste und blieb ein paar Schritte hinter ihm stehen. Joe machte den Fehler, kurz in seine Richtung zu blicken, und schon schlug er wie ein Raubtier zu und trat mit ausgestreckter Hand vor. »Ich bin Richard Mansell.«

»Freut mich.« Joe nahm seine Hand, aber verriet ihm nicht seinen eigenen Namen.

»Und Sie sind …?«

»Ein Kunde«, sagte Joe.

»Wunderbar.« Es folgte eine unangenehme Pause. »Kümmert sich schon jemand um Sie?«

»Alles perfekt, vielen Dank.«

Der Geschäftsführer warf einen Blick auf sein Klemmbrett. »Sie haben, äh, eine ganze Menge bei uns eingekauft …«

»Stimmt«, sagte Joe. »Sie haben hier einen sehr schönen Markt.«

»Danke, vielen Dank«, sagte Mansell, doch diese Schmeichelei war ihm eindeutig nicht genug. »Kaufen Sie im Auftrag eines lokalen Geschäfts ein? Dann würden wir Sie selbstverständlich beliefern. Das wäre wesentlich einfacher.«

»Nein, danke. Ich kaufe privat.«

»Privat?«

»Ja. Soweit ich weiß, darf jeder Mitglied sein, der pro Woche Waren im Wert von fünfhundert Pfund kauft. Richtig?«

»Ja, ja, natürlich.« Mansell wirkte nervös. Es war offensichtlich, dass er diesen Kunden nicht verschrecken wollte. »Aber wenn wir Ihnen mit irgendetwas helfen können …?«

»Nein. Vielen Dank.«

»Haben Sie eine weite Fahrt? Ich habe nur gesehen, dass Sie letzte Woche mehrfach hier waren und …«

»Ich komme zurecht. Wirklich«, sagte Joe entschieden.

»Also gut.« Mansell trat den Rückzug an. »Sind Sie sicher?«

»Absolut.«

Draußen auf dem Parkplatz sah Joe auf die Uhr. Von Martha war nichts zu sehen, und er hatte noch eine halbe Stunde Zeit. Er fand einen Kiosk und kaufte die *Financial Times*, die erste seit seiner Flucht von *Lane Kaufmann*. In der Kabine des Fischtransporters schlug er die Zeitung auf. Die Nachrichten waren düster. Die Grippe war Titelgeschichte, aber die Ölkrise kam direkt danach. *USA drohen mit Eingreifen im Golf*, lautete eine Schlagzeile. Natürlich, dachte er, das mussten sie ja. Ihr Eigeninteresse war einfach zu

stark. Sämtliche amerikanischen Ölreserven konnten den Ausfall einer solchen Menge Öl nicht auffangen. Es spielte keine Rolle, dass acht von zehn Barrel Öl, die durch den Golf verschifft wurden, für Asien bestimmt waren. Es musste katastrophale Auswirkungen auf den Weltölpreis haben, und das betraf jeden. Er blätterte zum Finanzteil vor. Der Ölpreis war um sechsundfünfzig Prozent gestiegen. Er stellte sich vor, wie Cassie diese Information verarbeitete, wie sie die Nachrichten las und ihre Vorhersagen anpasste. Öl und Gas und Grippe und Krieg – so kurze Wörter, aber Wörter, die in ihrem Wörterbuch einen zentralen Platz einnahmen.

Jemand klopfte an die Scheibe des Transporters. Da stand Martha und strahlte ihn an. Er stieg aus.

»Ich hab da eine Überraschung für Sie«, erklärte sie. Sie fasste ihn an der Schulter und drehte ihn sanft um. Eine kleine Schar von Menschen hatte sich auf dem Parkplatz versammelt. Die meisten der Gesichter kannte er. Er erkannte Jeremy Melon und Demelza Trevarrick, Casey und Charity und die Robins-Zwillinge. Er erkannte Jacob aus dem Pub und Moses vom Bed & Breakfast und Benny Restorick und Bevis und Lorne Magwith von der Farm. Die Shaunessy-Brüder und die Bartle-Schwestern und Kenny Kennet und Modesty Cloke und die hübsche Aminata Chikelu, die laute Krankenschwester, und noch zwei Dutzend oder mehr, deren Namen er nicht kannte oder nicht erinnerte. »O Gott«, sagte er und hielt sich die Hand vor den Mund. »Sie haben gesagt, Sie würden es niemandem verraten.«

»Ich sagte, ich würde es nur Leuten erzählen, denen ich vertraue«, korrigierte ihn Martha. Sie breitete die Arme aus. »Und das sind sie.«

Sie sah ihn mit einem so fröhlichen Lächeln an, dass er nicht anders konnte, als es zu erwidern. »Aber mein Wagen ist schon voll«, protestierte er.

»Jetzt kommt unsere Geheimwaffe zum Einsatz«, sagte Martha. Sie zeigte auf die Laderampe. Zwei große Umzugswagen standen dort, die Heckklappen waren bereits geöffnet. »Mein Ronnie«, sagte sie. »Der ist Möbelpacker.«

Ein Mann in einem weiten, fleckigen Overall trat aus der Menge heraus und strahlte ihn an. Er hatte dieselbe rosige Hautfarbe wie Martha. »Freut mich sehr«, sagte er.

»Vielen Dank«, sagte Joe. Er wusste nicht, was er sonst hätte sagen sollen. »Das ist eine große Hilfe.«

»Und wir haben gut zwanzig Autos«, sagte Martha. Erst jetzt fiel Joe auf, wie sehr sich der Parkplatz gefüllt hatte.

»Du lieber Gott.« Sein Mund war zu trocken, um zu sprechen.

»Und, was sagen Sie?«, fragte Martha.

»Was … was ist mit dem Pastor?«

»Was ist mit dem?«

»Er lässt niemanden außer mir etwas in die Kirche tragen.«

Martha sah ihn verschwörerisch an. »Sie werden sehen«, sagte sie, »dass seine hübsche junge Frau mit ihm nach Plymouth gefahren ist.«

»Zum Shopping«, sagte jemand, und die Menge lachte.

»Und ins Theater«, fügte Martha hinzu.

Jeremy Melon sagte: »Joe, ich glaube, du solltest uns jetzt Anweisungen geben.«

»Stell dir einfach vor, wir wuchten einen verdammten Riesenwal ins Meer«, rief eine Stimme.

Joe spürte, wie ihn plötzlich Energie durchströmte. »Also gut«, rief er. »Dann bewegen wir jetzt diesen Monsterwal, okay?«

Die versammelten Dorfbewohner gaben beifällige Laute von sich.

»Ich weiß, das klingt verrückt«, sagte Joe, »aber …« Er stockte, suchte nach den richtigen Worten. »Ich hatte eine Vorahnung. Einen Traum. Ich habe geträumt, dass mich eine Stimme nach St. Piran schickt. Sie sagte, ich solle Lebensmittel kaufen – genug, um das ganze Dorf zu ernähren. Ich habe geträumt, dass eine schreckliche Hungersnot kommt. Ich weiß, dass es verrückt ist, aber ich würde es mir niemals verzeihen, wenn ich nicht handle.«

Die Dorfbewohner murmelten zustimmend. »Ich dachte, das hat dir ein Computer gesagt«, warf jemand ein.

Joe errötete. »Das auch«, und das brachte sie zum Lachen. »Bitte, behaltet es für euch. Wenn euch im Laden jemand fragt, wo ihr wohnt, verratet es bitte nicht.«

»Sagt ihnen, wir kaufen Vorräte für Schloss Windsor«, schlug Benny Restorick vor, »für den Fall, dass da alle die Grippe kriegen.«

Joe erschien das nicht wie eine sonderlich überzeugende Geschichte, doch er ließ es so stehen.

»Was kaufen wir?«, fragte jemand.

»Lebensmittel«, sagte er. »Dosen und Flaschen und Säcke. Bitte keinen Alkohol. Wir haben nicht genug Platz. Nichts, was schnell verdirbt. Nichts, was gekühlt werden muss. Keine Tiernahrung, keine Luxusartikel. Nur gute Grundnahrungsmittel.« Als er in die Gesichter dieser ehrlichen Dorfbewohner blickte, hatte Joe das Gefühl, dass sie seine Anweisungen besser verstanden, als er selbst es tat. »Füllt die Umzugswagen bis oben voll. Füllt jeden Zentimeter eurer

Autos.« Er zog eine Kreditkarte aus der Tasche und hielt sie hoch. »Ich zahle«, sagte er, und die Menge jubelte.

Sie fielen wie eine Armee in den Großmarkt ein. Wie sie es schon am Strand getan hatten, handelten sie ohne weitere Anweisungen, gemeinschaftlich, wie Ameisen, die einen Kadaver gefunden hatten. Sie schwärmten in die Gänge aus, hievten Kartons auf Einkaufswagen, schleppten Säcke. Joe lief wie ein Choreograph umher und nutzte sein neuerworbenes Wissen über den Großmarkt, um ihnen bei der Orientierung zu helfen. »Nehmt die«, sagte er etwa und deutete auf Gastronomiepackungen Zucker, »und vergesst die da«, und winkte bei Kästen Perrier ab.

Da kam Richard Mansell, der Geschäftsführer, durch den Gang gestakst. Seine Weste war noch immer nicht zugeknöpft. »Können wir helfen?«, fragte er Joe.

»Könnten Sie bitte alle Kassen besetzen?«, fragte Joe. »Wir wollen das alles so schnell wie möglich abwickeln. Und wir könnten noch ein paar Helfer beim Beladen gebrauchen.«

»Selbstverständlich.«

Die Dorfbewohner glichen einem Schwarm Heuschrecken, der große Flächen des Markts kahl zurückließ. »Alle davon«, sagte Joe, »und davon auch.« Berge von Kartons wurden auf Rollwagen geladen. Komplette Gänge waren plötzlich leer. »Wenn euer Wagen beladen ist, geht zur Kasse«, sagte Joe, doch das taten sie bereits. Das Piepen der Barcodescanner klang für Joe genauso wie das der Monitore in der Bank.

Es war beinahe dunkel, als der Konvoi die Straße nach St. Piran hinunterrollte. An der Kirche herrschte Volksfeststimmung.

»Wir haben mindestens zwei Stunden, bis Seine Heiligkeit nach Hause kommt«, sagte Jeremy. »Aber wir sollten uns beeilen.« Sie bildeten eine Menschenkette. Die Shaunessy-Jungs blieben in den Umzugswagen und warfen Kartons von oben herunter. Die Robins-Zwillinge fingen sie auf. Dann kamen Benny, die Magwiths und Aminata und zwei Dutzend andere, den Friedhof hinauf, durch das georgianische Portal und das Kirchenschiff bis zum Glockenturm. Im Turm übernahmen Kenny und Casey, Charity und Modesty, Martha und ihr Ronnie, die Anderssens und Joe.

»Wer kümmert sich um den Pub?«, fragte Joe.

»Wir haben geschlossen«, sagte Romer Anderssen und zwinkerte ihm zu. »Aber ich habe so das Gefühl, dass wir in einer Stunde ordentlich was zu tun haben werden.«

Die Einkäufe kamen den Weg herauf. Suppen und Seifen, Fleisch und Getreide, Trockenobst und Zucker und Hülsenfrüchte und Reis. »Braucht jemand eine Pause?«, rief Joe irgendwann. Der Schweiß lief ihm das Gesicht hinab.

»Wir sind fast fertig«, kam es vom anderen Ende der Kette zurück, aber das stimmte nicht. Es galt noch die Autos auszuladen und den Fischtransporter ebenso. Immer neue Kartons kamen nach. Kenny, der Letzte in der Kette, kletterte wie ein Gerüstbauer umher, setzte sich oben auf die Kartons, balancierte und schwang sich von einem Stapel zum anderen. »Mehr hierher«, rief er, und schon kamen die Kartons.

Bis zum dritten Stock stiegen sie hinauf, und die Pakete voll Nahrung kamen hinterher. Dann ging es die Stufen hinauf in den

obersten Stock. Würde ihnen der Platz ausgehen? Joe hatte das Gefühl, nicht länger heben und tragen zu können. Einige andere waren bereits ausgefallen. Martha Fishburne und Modesty Cloke waren erschöpft auf Säcken zusammengesunken.

Endlich, als Joe glaubte, dass sie keinen einzigen Karton mehr tragen könnten, drang ein Schrei von draußen herein. »Das letzte!«

»Das letzte«, riefen die Shaunessys im Chor. »Das letzte«, wiederholten die Robins-Jungs. Und der Ruf wanderte durch die Kirche. Das letzte Paket kam durch das Portal in die Kirche, eine eingeschweißte Steige Konservendosen, und flog im müden Bogen aus Toby Penroths Armen in die wartenden Hände von Bevis Magwith. »Das letzte.«

»Das letzte!«, brüllte Martha. Sie hatte sich wieder eingereiht.

»Das letzte«, rief Charity.

Wie konnte es sein, dass sie überhaupt noch die Arme bewegen konnten? Wieso waren sie alle noch hier und versetzten mit ihm diesen Berg aus Lebensmitteln? Joe erwischte sich dabei, wie er ungläubig den Kopf schüttelte.

»Das letzte«, rief Casey Limber.

»Das letzte«, riefen Jacob und Romer Anderssen wie aus einer Kehle. Und dann landeten die Dosen in Joes Armen. Mark-Erbsen. Er musste lachen. Er hatte in seinem ganzen Leben noch keine Mark-Erbsen gegessen. Und doch hätte er nicht glücklicher sein können, sie in den Händen zu halten. »Das letzte.« Er reichte sie Kenny Kennet hinauf.

»Kein Platz mehr«, rief Kenny, und alle brachen in Gelächter aus.

»Fünfzig Pint bitte, Jacob – wenn du so weit bist«, sagte Joe. »Auf mich.«

Die Männer und Frauen, die den ersten Teil der Menschenkette gebildet hatten, kamen jetzt in die Kirche. Sie wollten das Lager sehen. Sie quetschten sich durch die Tür zum Glockenturm, nass vom Schweiß der körperlichen Arbeit, und nahmen einander in die Arme. »Du meine Güte«, sagte Jeremy Melon. »Guckt euch das an.« Die schiere Masse an Proviant schien ihnen die Sprache verschlagen zu haben, obwohl sie ja einen großen Teil davon selbst getragen hatten. Sie schoben sich an den gestapelten Kartons vorbei, stiegen die hölzerne Treppe in den ersten Stock hinauf und dann in den zweiten. »Du lieber Gott und Jesus und alle Engel im Himmel«, sagte Martha.

Ganz oben war immer nur Platz für drei oder vier zur gleichen Zeit. »Ich war noch nie hier oben«, sagte Benny Restorick. »Ich auch nicht«, sagte Jeremy. Einer nach dem anderen kamen sie hoch und blickten auf das Dorf hinab. Es war zu dunkel, um viel zu erkennen.

»Jacob hat Getränke für euch bereit stehen«, sagte Joe, als sie an ihm vorbei die Treppe hinunterkamen.

»Die brauchen wir auch«, sagte Moses Penhallow.

Als die Letzten wieder hinabstiegen, fiel Kenny die Tür auf. »Da ist ein Raum«, informierte er Joe.

»Ich weiß. Da hat mal jemand gewohnt.«

»Wir könnten ihn vollmachen.«

»Nein.« Joe legte dem Strandgutsammler eine Hand auf den Arm. »Den brauche ich noch.«

»Wofür?« Es war eine ernst gemeinte Frage.

Wofür brauchte er den Raum? »Ich werde da wohnen«, sagte Joe. Die Antwort überraschte sogar ihn selbst. Auf diesen Gedanken war er noch gar nicht gekommen, bis er sich diesen Satz sagen

hörte, aber *natürlich* musste er dort wohnen. Er konnte es sich schon vorstellen. Es gab ein Bett – ein sehr schmales. Das würde reichen. Im Erdgeschoss gab es Waschbecken und Toilette. Es würde kalt werden, aber das konnte er aushalten. Es würde sogar eine Art Selbstkasteiung sein. »Geht schon vor«, sagte er zu Kenny. »Ich komme nach. Sorg dafür, dass jeder was zu trinken hat.«

Mit dem Stampfen schwerer Beine stiegen die letzten der Dorfbewohner die Treppe hinab. Joe war allein. Draußen war das Dorf eine graue Silhouette vor dem dunklen Himmel. Er setzte sich auf einen Karton und lauschte den sich entfernenden Stimmen, den wendenden Fahrzeugen, dem blassen Echo fröhlicher Rufe, bis schließlich nur die Stille übrig war. Dann stand er auf und ging ins Erdgeschoss hinunter. Er schaltete das Licht aus und war von Dunkelheit umgeben. Er hatte beinahe seine kompletten Ersparnisse ausgegeben. Er hatte alles hinter sich gelassen, was er je gekannt und verstanden hatte. Alles, was er besaß – so gut wie alles –, lagerte in diesem Turm, geschützt von Mauern aus Granit. Er stand eine Weile lang da und lauschte der Stille, die von den Tausenden Kartons ausging. Und dann machte er sich auf den Weg hinunter ins Dorf.

18

Manche Menschen mögen den Geruch von Fisch

»Du hast Besuch«, bemerkte Mallory Books beim Frühstück. Er deutete in Richtung des Fensters, das zur Fish Street hinausging. Jemand tippte gegen die Scheibe.

Joe ging zur Haustür.

»Wir sind in den Nachrichten«, sagte Jeremy Melon, als Joe die Haustür aufmachte.

»Was soll das heißen?«

»Im Frühstücksfernsehen. Schnell.« Er nahm Joes Arm und zog ihn die Straße hinauf bis zu seinem Haus, dessen Tür offen stand. Sie schoben sich an den Staffeleien und Leinwänden vorbei. Im Wohnzimmer stand inmitten des allgemeinen Durcheinanders ein kleiner Fernseher. Das Bild war eingefroren. Jeremy hantierte mit einer Fernbedienung. »Hier.« Er spulte zurück und drückte auf Play.

»Mancherorts«, sagte ein Nachrichtensprecher, »gibt es Hinweise darauf, dass Familien in Erwartung einer möglichen Krise Nahrungsmittel horten. Ein Dorf in Cornwall soll dem Vernehmen nach mehr als dreißigtausend Pfund in einem einzigen Großmarkt ausgegeben haben. Unsere Reporterin Jenny Messenger ist vor Ort, um Näheres herauszufinden.« Jetzt war eine junge Reporterin auf dem Parkplatz eines Großmarktes zu sehen. »Niemand in diesem Teil Englands ist bisher von der Grippewelle betroffen«, sagte sie in

die Kamera hinein, »und obwohl die Rationierung von Treibstoff ländliche Regionen sicherlich hart treffen wird, gab es bisher keine Hinweise darauf, dass die Leute hier sonderlich besorgt wären. Es gab keine Berichte über Panikkäufe. Bis gestern. Als dieser Markt hinter mir zum Schauplatz eines enormen Hamsterkaufes wurde.«

Jetzt war Richard Mansell zu sehen, die Weste ordentlich zugeknöpft. »So was habe ich noch nie gesehen«, sagte er. »Der Parkplatz war voll – Autos, Möbelwagen, Lastwagen, alles Mögliche. Die kamen alle auf einmal. Waren sehr gut organisiert. Die wussten genau, was sie wollten.«

»Wie viele Menschen waren es?«, fragte die Reporterin.

»Na ja, ich hab nicht nachgezählt, aber es müssen mindestens hundert gewesen sein. Wenn nicht mehr.«

»Wir waren weniger als vierzig«, sagte Jeremy, aber Joe hob die Hand, weil er zuhören wollte.

»Und was haben sie gekauft?«

»Hauptsächlich Dosen.« Die Kamera filmte einen Gang mit fast leeren Regalen.

»Und wissen Sie, woher diese Leute kamen?«

»Nein. Das wollten sie nicht sagen, aber es war klar, dass alle aus demselben Ort kamen. Und bezahlt hat eine einzige Person.«

»Und es war nicht bloß ein neues Geschäft, das seine Regale füllen wollte?«

Wieder war Mansell im Bild. Er schüttelte den Kopf. »Der Verantwortliche hat mir gesagt, er kauft privat.«

Jetzt war wieder die Reporterin auf dem Parkplatz zu sehen. »Wer auch immer es war, der die Lebensmittel gekauft hat, er hat nichts Illegales getan. Es gibt keine Rationierung, und die Regierung

sagt, man habe nicht vor, daran etwas zu ändern, auch wenn sie die Menschen bittet, von Panikkäufen abzusehen.« Sie ging langsam auf die Kamera zu, ihr Mikrophon in der Hand. »Von Handelsseite heißt es, es gebe keine Lieferschwierigkeiten – abgesehen von einigen importierten Obst- und Gemüsesorten. Es gibt noch immer uneingeschränkten Zugang zu Treibstoff für Transporter und LKW, die Nahrung anliefern, doch wie uns dieser Ort im Südwesten zeigt, halten sich nicht alle an diese Botschaft. Sollte es zu weiteren Vorfällen wie diesem kommen, dann könnte es durchaus passieren, dass in den Läden die Nahrungsmittel knapp werden. Das war's aus Cornwall, ich bin Jenny Messenger.«

»O Scheiße«, sagte Joe.

»Puh.« Jeremy sah Joe an. »Willst du heute noch mal einkaufen fahren?«

»Nein.« Joe schüttelte den Kopf. »Ich bin so gut wie blank.«

Zurück im Haus des Arztes erzählte Joe Mallory von seinem Plan, im Glockenturm zu übernachten. »Ich ziehe nicht komplett aus«, sagte er. »Ich will mein Zimmer behalten, wenn es dir recht ist. Ich komme her, um das Bad zu benutzen und um Frühstück und Abendessen zu machen.«

»Solange du weiter bezahlst«, sagte Mallory.

»Natürlich.«

»Warum sollte es mich dann stören?« Doch der Arzt wandte den Blick ab. »Und wenn es richtig kalt wird …«

»Dann komme ich zurück«, sagte Joe.

»Du kannst die Matratze aus meinem Boot ausleihen«, sagte Mallory.

Joe hörte zum ersten Mal von einem Boot. Er hob die Augenbrauen. »Du hast ein Boot?«

»Im Hafen.«

»Welches denn?«

»Das Segelboot. Ich hab’s vor zwanzig Jahren einem Patienten abgekauft. Ich gehe zwar nicht oft segeln, aber es ist voll seetüchtig. Ich drehe nur mal eine Runde in der Bucht, wenn das Wetter schön ist und ein bisschen Wind geht.«

Joe nickte voller Respekt. »Das würde ich gerne mal machen.«

»Zehn Pfund die Stunde«, sagte Mallory und zermalmte einen Bissen Toast. »Aber für dich … sieben fünfzig.«

Joe sah ein Boot vor sich. Es war eine fünfeinhalb Meter lange Schaluppe aus Holz, die nach feuchtem Segel und Lack roch. In der Kabine hing der dumpfe Geruch von Pfeifenrauch. Der Mann am Ruder hatte einen grauen Bart und die Angewohnheit, den Blick immerzu auf den Horizont zu richten und so leise zu sprechen, dass der Wind seine Worte verschluckte. Die Segel flatterten, und der Mann am Ruder rief eine Anweisung. »Wenden.« Und Joe schnappte sich die Leinen, duckte sich unter dem Baum hindurch und rutschte zur anderen Seite. »Ja, Papa«, sagte er.

»Bist du schon mal gesegelt?«, fragte ihn Books.

»Ja.«

Im alten Hafen von Limhamn lagen mehr als tausend Yachten. In der Dämmerung stach der Wald aus kahlen Masten wie verstreute Schaschlikspieße in den Himmel, und das Flattern loser Leinen in der morgendlichen Brise wurde zu einer Kakophonie. Für einen Zwölfjährigen konnte das Schwanken der Boote auf den Wellen leicht zu einer vertrauten Festigkeit werden. In der Hängematte

aufwachen, an Deck klettern und sich das orangene Leuchten des Sonnenaufgangs ansehen, ins graue Wasser des Hafens pinkeln. Das waren Erinnerungen, mit denen sich Joe schon lange nicht mehr beschäftigt hatte. Vielleicht zu lange.

»Mein Vater hat mir das Segeln beigebracht«, sagte er.

»Wo seid ihr gesegelt?«

»Im Öresund.« Joe lächelte bei der Erinnerung. »Papa hat eine Insel in der Ostsee.«

»Dein Vater besitzt eine Insel?«

»Das klingt größer, als es ist. Allein in den Schären von Stockholm gibt es dreißigtausend Inseln. Auf vielen stehen Wochenendhäuser. Die Insel meines Vaters ist viel weiter südlich – bei Karlskrona. Von Limhamn segelt man gut zwei Tage bis da. Wir sind jeden Sommer gesegelt. Nur wir beide.«

»Und deine Mutter?«

»Die hat in London gelebt.«

Books brummte ein Aha. Er wusste, wann man nicht weiter nachbohren sollte. »Jedenfalls«, sagte er, »kannst du die Matratze ausleihen.«

Auf dem Weg zum Hafen stieß Joe beinahe mit Martha Fishburne zusammen, die gerade aus Jessie Higgs' Laden kam. »Die sagen, wir sind im Fernsehen«, informierte ihn Martha ernst.

»Ja. Ich hab's gesehen.«

»Es wird viel geredet.«

Joe nickte. »Das kann ich mir denken. Aber außerhalb des Dorfes darf niemand darüber reden. Niemand darf wissen, wo unser Lager ist.«

Martha legte sich einen dicken Finger an die Lippen. »Sie können uns vertrauen«, sagte sie. »Keiner verrät irgendwas.«

Wie musste es sich für diese abgelegene Gemeinde anfühlen, überlegte Joe, in den landesweiten Nachrichten vorzukommen? Glaubte er wirklich, es könne ein Geheimnis bleiben?

Er fand Mallorys kleine Yacht – das einzige Segelboot im Hafen. Es belegte den einzigen Tiefwasserliegeplatz, mit einem Stück Hafenmauer ganz für sich allein, doch lossegeln können würde man erst bei Flut. Die Kabine war kaum hoch genug, um darin zu knien, und die Matratze stellte sich als kaum mehr als ein Streifen Schaumstoff mit einem schmutzigen Baumwollbezug heraus. Er rollte sie zusammen und trug sie den Hang hinauf zur Kirche. Unterwegs hielt er an, um ein paar Worte mit Jacob aus dem *Petrel* zu wechseln, mit Benny Restorick, mit John Shaunessy und Toby Penroth. Wie schafften es die Leute bloß, zu Fuß von einem Ende des Dorfes zum anderen zu kommen? Man musste sich ja an jeder Ecke mit jemandem unterhalten!

Demelza Trevarrick trat aus einer Tür, eine Zigarette in der ausgestreckten Hand. »Darling«, schnurrte sie. »Hast du schon neue Abenteuer für uns geplant?«

»Heute nicht«, sagte Joe. Hätte er nicht gerade die Matratze getragen, hätte er der Romantikexpertin höflich gewinkt. Ohne diese abwimmelnde Geste jedoch sah sie sich ermutigt, ihn zu begleiten.

»Müssen wir so schnell gehen, Darling? Ich hatte gehofft, wir könnten uns unterhalten.«

»Natürlich.« Joe ging langsamer.

»Wo gehen wir hin?«

»Zur Kirche.«

»Mit diesem schäbigen Ding? Willst du darauf schlafen, mein Lieber?« Demelza betrachtete die zusammengerollte Matratze, als könnte man sich darauf die Pest einfangen.

»Das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme«, sagte Joe. »Ich muss vielleicht da schlafen, wenn die Lage … na ja … ein bisschen haarig wird.«

Die Autorin sah ihn besorgt an. »Haarig?«, wiederholte sie. Nichts, schien sie damit sagen zu wollen, konnte in St. Piran jemals *haarig* werden. »Findest du nicht, du übertreibst es ein bisschen mit dieser Survivalgeschichte? Ich meine, einen Lebensmittelvorrat anzulegen ist ja schön und gut. Das stört niemanden. Und, ganz ehrlich, alles, was unseren guten Herrn Pastor ärgert, kommt im Dorf gut an. Aber im Glockenturm schlafen, auf einem siffigen alten Laken?« Sie zog an ihrer Zigarette und stieß mit einem Seufzer eine Fahne Rauch aus. »Es wäre so viel romantischer, wenn da noch eine Frau beteiligt wäre.«

Joe sah sie an. »Da muss ich dich leider enttäuschen«, sagte er. »Keine Frau.«

»Bist du sicher?«, Demelza versuchte, mit ihm Schritt zu halten.

»Willst du mich immer noch verkuppeln, Demelza?«

»Ich versuch’s«, sagte sie, »aber du machst es mir schwer. Guck dich an.« Sie machte eine Geste, die ihn von Kopf bis Fuß erfasste. »So ein gutaussehender junger Mann. Mir bricht es das Herz, dich ganz allein in einen zugigen alten Kirchturm ziehen zu sehen, obwohl die Damen Schlange stehen würden, um dich dorthin zu begleiten.«

Bei der Vorstellung musste er lächeln. »Wenn das mal so wäre«, sagte er.

»Wieso lässt du dir nicht von mir helfen?«

»Als wir diese Unterhaltung das letzte Mal geführt haben, sind wir zu dem Schluss gekommen, dass alle Frauen, die in Frage kommen, entweder zu alt sind, gefährlich laut im Bett oder nach Fisch riechen«, sagte Joe.

»Nicht alle.«

»Okay, die meisten.«

»Manche Menschen *mögen* den Geruch von Fisch«, hielt Demelza dagegen.

»Wenn das stimmt«, sagte Joe, »muss St. Piran das Paradies für sie sein.« Er setzte seinen Weg den Hang hinauf fort.

»Was ist mit der hübschen Aminata?«

»Was ist mit ihr?«

»Wäre die nichts? Sie ist ein Schatz. Ich könnte ein Rendezvous für euch beide arrangieren.«

Joe knurrte. »Ich will nicht undankbar erscheinen.«

»Aber du findest sie nicht hübsch, Darling?«

Es fiel ihm überraschend leicht, sich Aminatas Gesicht vorzustellen. »Sie ist umwerfend.«

»Na dann …«

»Wirklich, Demelza … ich bin … eigentlich gar nicht zu haben.«

»Es ist Polly Hocking, oder?«

»Was denn?« Wieder blieb Joe stehen.

»Na, das halbe Dorf glaubt, dass ihr beide euch heimlich trefft«, sagte Demelza. Sie nutzte die Pause, um ein letztes Mal an ihrer Zigarette zu ziehen, schnippte den Stummel gekonnt auf den Gehsteig und trat ihn aus. »Mein Lieber, es ist die perfekte Geschichte. Die große Liebe, die nicht sein darf. Der schöne Fremde

und die hübsche junge Frau, die in einer lieblosen Ehe gefangen ist. Sie treffen sich am Strand …«

»… wo gerade ein Wal gestrandet ist …«

»… ihre Blicke begegnen sich. Er spürt die angestaute Leidenschaft in ihrem Herzen.«

»Das spürt er?«

»O ja. Und er fühlt sich zu ihr hingezogen. Und sie zu ihm, aber sie wissen beide, dass sie ihre Liebe niemals ausleben können. Er zieht in die Kirche, um ihr nah zu sein … und da vergeht er vor unerwiderter Liebe.«

Joe hielt wieder an. »Du schreibst Liebesromane, kann das sein?«

Sie lächelte ihn an. »Du solltest mal einen lesen.«

»Habe ich doch gerade«, sagte er. »Und das glaubt das halbe Dorf?«

»O ja.«

»Dann muss ich sie enttäuschen. In diesem Fall liegt die andere Hälfte richtig.«

»Mein Lieber, die andere Hälfte des Dorfes ist überzeugt, dass ihr es längst wie die Kaninchen treibt.«

An einem Herbsttag würde der Öresund voller Boote sein; Segelyachten wie die seines Vaters, Motorbarkassen, Kreuzfahrtschiffe, Fähren, Fischerboote und Containerschiffe. Als Zwölfjährigem kam es Joe vor, als würde die gesamte Welt durch diesen Kanal kommen, als stamme jede einzelne Welle von einem vorbeifahrenden Schiff. Bei ruhiger See warf sein Vater eine Schnur mit Köder aus. »Warum nicht«, sagte er dann. »Vielleicht fangen wir ja einen Dorsch.« Einen Dorsch fingen sie nie, aber dafür Lachse,

Meerforellen, Heilbutt und Aale. Mikkel Haak zerlegte den Fisch an Deck und warf Kopf und Schwanz und Innereien zurück ins Meer. Joe briet die Fischfilets auf dem Gaskocher, und dann saßen sie in der Plicht, Vater und Sohn, und sahen zu, wie das sommerliche Licht abnahm. Irgendwie, fand Joe, hatte seitdem kaum etwas so gut geschmeckt.

Wieso schoss ihm dieser Gedanke durch den Kopf? Er war fünfzehn gewesen, als er das letzte Mal mit seinem Vater segeln war. Versuchte er den Gedanken an Polly Hocking zu vertreiben? An Polly und sich selbst, wie die Kaninchen?

»Dann irren sich beide Hälften des Dorfes.«

»Ist das wirklich so?«, fragte Demelza. Sie hatten den Friedhof erreicht, und sie legte die Hand auf den Riegel des Tores, bevor er es öffnen konnte. »Es gibt ja verschiedene Arten von Wahrheit.«

»Das glaube ich nicht. Wahrheit ist Wahrheit«, sagte er.

»Die Wahrheit ist schön«, sagte Demelza, »aber Lügen sind es auch. Hat Emerson gesagt. Und weißt du, was Platon gesagt hat?«

Joe schüttelte den Kopf.

»Er hat gesagt, die Dichtung ist näher an der Wahrheit als die Geschichtsschreibung.«

»Ich weiß nicht, was du von mir willst, Demelza …«

Sie sah ihn an und stieß einen übertriebenen Seufzer aus. »Ich will dir helfen«, sagte sie. »Ich glaube bloß, du hast es noch nicht gemerkt.«

»Das ist nett von dir.« Er stellte die Matratze ab, nahm ihre Hand und hob sie sanft vom Tor. »Aber ich brauche deine Hilfe nicht.«

»Du *willst* meine Hilfe nicht«, korrigierte sie ihn. »Aber du brauchst sie. Ich hatte recht mit dem Mädchen, oder? Dem Mädchen

in London?«

»Nicht ganz.«

»Wie hieß sie?«

Er zögerte. »Clare.«

»Du hast sie falsch verstanden, stimmt's, Joe? Du wolltest mehr, aber sie war nicht bereit dazu.«

»So ähnlich. Aber das war nicht der Grund, warum ich die City verlassen habe.«

Sie drückte seine Hand. »Mallory glaubt, er weiß Bescheid über dich. Er glaubt, dass du so ein Angeber aus der City bist, der sich ein bisschen Ärger eingehandelt hat. Er sieht, wie du dein Geld für Kartons voll Bohnen ausgibst, dein schickes Auto dem Pastor gibst, dich mit der jungen Polly herumtreibst, und er denkt, du bist ein verwöhntes Söhnchen, für den das alles hier nur ein Abenteuer ist. Ich sage nicht, dass er dich nicht mag. Ich glaube, das tut er. Aber er *versteht* dich nicht, Joe. Ich schon. Das ist mein Beruf. Dieser Job in der City definiert nicht, wer du bist. Das ist nur das, womit du dein Geld verdienst. Du bist verwirrt, Joe Haak. Du bist ein Träumer. Und ein Romantiker. Du willst dich verlieben, und du willst glücklich sein bis ans Ende deiner Tage. Aber du begehst die beiden Fehler, die so viele Romantiker begehen.«

»Zwei Fehler?«

»Mindestens zwei.«

Demelza sah aus wie jemand, der sich mit der Liebe auskannte. Joe spürte, wie sein Widerstand schwächer wurde.

»Verrat mir, was ich falsch mache.«

»Erstens«, sagte sie und ihre Augen leuchteten auf. »Du glaubst an Liebe auf den ersten Blick.«

Joe lachte auf. »Ja so was! Eine Autorin von Liebesromanen, die nicht an Liebe auf den ersten Blick glaubt? Ich dachte, das sei die Grundlage für das komplette Genre.«

»Ach, Joe. Joe.« Demelza schüttelte den Kopf, so dass ihr das Haar ins Gesicht fiel. »Du armer Junge. Du musst noch so viel lernen. Ich glaube ganz sicher an *Lust* auf den ersten Blick. Weiß Gott, wie oft mir das schon passiert ist. Das ist die mächtigste Kraft auf diesem Planeten; wenn sie dich erwischt, ist sie kaum von Liebe zu unterscheiden, ich weiß. Aber wie oft wacht man morgens auf, wirft einen Blick auf das Objekt seiner Lust und stellt fest, dass man eigentlich gar nicht verliebt ist. Die wahre Liebe braucht Zeit. Sie muss ganz langsam schmoren. Deshalb hast du in London nie die Liebe gefunden, Joe. Du glaubst, du lernst ein Mädchen kennen, gehst mit ihr ins Bett und stellst fest, dass du sie liebst. In dieser Reihenfolge. Aber so funktioniert das nicht.«

»Also habe ich das falsche Rezept?«

»Das beste Rezept für wahre Liebe ist viel Zeit in großer Nähe; und ein bisschen Gefahr, der man sich gemeinsam stellt.«

»Nähe und Gefahr.« Joe lachte. »Ist das das Trevarrick-Geheimrezept?«

»Die Gefahr muss nicht unbedingt sein, aber sie ergibt eine bessere Geschichte. Das ist wie das Sandkorn in der Auster, das zur Perle wird.« Jetzt sah sie ihn ernst an. »Aber ohne die Zeit geht es nicht. Die ist wesentlich. Menschen sind keine Puzzleteile. Wir treffen nicht plötzlich auf jemanden, der unser exaktes Gegenstück ist. Wir müssen unsere Persönlichkeiten und unsere Leben ein bisschen verbiegen, um Platz für den anderen zu machen. Und der

muss dasselbe für uns tun. Das passiert nicht auf den ersten Blick. Mach dich nicht darüber lustig, Joe.«

»Mach ich nicht.« Joe hob den Riegel an, doch ihre Hand hinderte ihn noch immer daran, das Tor zu öffnen. »Mir gefällt das. Nähe und Gefahr und ein ordentlicher Klacks Zeit. Das merke ich mir, wenn der richtige Zeitpunkt und die richtige Frau kommt. Aber ich bin nicht hier, um mich zu verlieben, Demelza. Wirklich nicht.«

Sie hob ungläubig die Augenbrauen. »Aber wir sind noch nicht fertig«, sagte sie. »Wir haben noch nicht über deinen zweiten Fehler gesprochen.«

»Ah, ja.«

»Und das ist der schwerwiegendere.«

»Und zwar?«

»Du läufst dem falschen Mädchen hinterher.« Sie ließ seine Hand los und öffnete das Tor. »Denk drüber nach, Joe«, sagte sie. »Denk drüber nach.«

Im Glockenturm gab es kaum etwas zu tun. Joe drehte den schweren Schlüssel und schloss sich selbst ein. Hinter der gewaltigen Tür und den uralten Wänden fühlte er sich sicher. Er stieg die Treppe hinauf und rollte die Matratze auf dem Holzbett aus. Er probierte sie aus. Nicht besonders bequem, aber es würde reichen. Er nahm die Hände hinter den Kopf, streckte sich aus und sah zu den Eichenbalken des Stockwerks über ihm hinauf. Dieser kleine Raum war tatsächlich gemütlich. Er erinnerte ihn an ein Zelt; kalte Luft drang durch hundert kleine Schlitze ein. Doch es war trocken, und solange die Temperaturen nachts nicht allzu weit unter den Gefrierpunkt fielen, würde er es überstehen.

Er musste an eine Nacht in einem geborgten Zelt denken, in einem Wald nördlich von Rouen. Es war eine Nacht, zu der er in Gedanken oft zurückkehrte – öfter vielleicht, als er sollte. Er war vierzehn gewesen. Es lag ein halbes Leben zurück. Er hatte die kleine Lichtung vor Augen, den kühlen Schatten, die Wildblumen, das hohe Gras. Es war eine schöne Erinnerung und doch eine seiner schmerzhaftesten. Es war ein Campingurlaub, mit seiner Mutter und seiner Schwester Brigitha. Sie fuhren in Mamas winzigem gelben Wagen nach Frankreich. Das Auto war viel zu klein für einen zweiwöchigen Campingausflug mit drei Personen und all den Ausrüstungsgegenständen, den Stangen und Heringen und Schlafsäcken, die man dafür benötigte, ganz zu schweigen von der Garderobe, ohne die Brigitha (inzwischen sechzehn) nirgendwo hinfuhr, und dem Gepäck von Mama, die schon für einen Wochenendausflug selten weniger als zwei Koffer mitnahm. Es sollte ihr letzter gemeinsamer Urlaub werden; hätten sie das damals gewusst, wären sie vielleicht ein wenig rücksichtsvoller miteinander umgegangen. Vielleicht hätten sie sich mehr Mühe gegeben. Doch diese Reise schien unter keinem guten Stern zu stehen. Mama hatte sich schon Wochen vor der Abreise Sorgen gemacht. Sie machte sich immer Sorgen. Kaum zwei Jahre war es her, dass sie sich von Papa Mikkel getrennt hatte. Jetzt hatte sie Angst, dass auch Joe und Brigitha sich von ihr entfernten. Der Magnetismus, der sie als Familie zusammenhielt, schien seit der Trennung abgeklungen zu sein. Sie fürchtete den Einfluss des Vaters. Joe und Brig waren Teenager. Alison Haak wusste, dass sie auf der Insel ihres Vaters schon bessere Ferien erlebt hatten als mit ihrer Mutter in englischen Küstenstädtchen wie Margate oder Southend.

Dies war der Urlaub, der das ändern sollte.

Die Urlaubsplanung war unzureichend, und eigentlich hatten sie nicht genug Geld. Brigitha war von Anfang an schlecht gelaunt. Sechzehn ist für ein Mädchen kein gutes Alter, um mit der Mutter und dem kleinen Bruder campen zu gehen. Sie hatten die Fahrzeit unterschätzt; es war ein langer, anstrengender Ritt von Calais bis zu dem Campingplatz in der Nähe von La Rochelle an der Atlantikküste. Brigitha saß auf der Rückbank des winzigen Autos und tat so, als würde sie schlafen, eingezwängt von Gepäck und mit riesigen Kopfhörern auf den Ohren, während die Meilen vorbeizogen. Sie interessierte sich nicht für die malerischen französischen Dörfer, durch die sie kamen, die Weinberge oder die Felder voll Sonnenblumen.

»Guckt euch an, wie schön es hier ist«, hielt Mama sie an. Die wachsende Verzweiflung war ihr anzuhören.

»Interessiert mich nicht«, sagte Brigitha.

»Aber guck dir doch mal dieses hübsche Dörfchen an«, antwortete Mama.

»Sag mir einfach Bescheid, wenn wir da sind.«

Als sie den Campingplatz erreicht hatten, fing der Regen an und hörte sieben Tage lang nicht auf. Alle waren unglücklich. Eines Morgens warf Brigitha Joes Schlafsack aus dem Zelt, während er unterwegs war, um etwas zu erledigen. »Der hat gestunken«, erklärte sie mürrisch. »Mir ist schlecht geworden. Ich konnte mir mit dem Ding nicht eine Sekunde länger das Zelt teilen.«

»Ich misch mich da nicht ein«, sagte Mama. Sogar ihre Geduld war langsam aufgebraucht. »Ihr regelt das unter euch.«

»Wo soll ich jetzt schlafen?«, protestierte Joe, als er zurückkam. »Der Schlafsack ist klatschnass! Wir müssen einen neuen kaufen.«

»Das können wir uns nicht leisten«, warf Mama ein. »Du musst in meinem schlafen, bis es sonnig genug ist, um deinen zum Trocknen aufzuhängen.«

Mama schlief im Auto, auf die kurze Rückbank gequetscht, und deckte sich mit Strickjacken und Handtüchern zu. Joe versuchte, im Schlafsack seiner Mutter zu schlafen, doch jetzt fand er, dass *dieser* seltsam roch, irgendwie faulig. Am frühen Morgen weckte Joe sie. »Ich kann in deinem Schlafsack nicht schlafen, Mama«, sagte er. Den Geruch erwähnte er nicht. »Lass mich im Auto schlafen.«

Nicht nur bei der Entfernung von Calais zur Atlantikküste lagen sie daneben. Mama hatte außerdem hoffnungslos falsch eingeschätzt, wie viel Geld sie brauchen würden. »Wir campen«, hatte sie gesagt. »Wofür brauchen wir da Geld? Wir leben von Baguette und Käse, frischer Luft und Sonnenschein.« Als sie in London losfuhren, fühlte sich dieses Ziel noch romantisch an. Es würde eine Rückkehr zur Natur werden, nur der Stoff über ihren Köpfen, Sand zwischen den Zehen, lange Tage am Strand, gesundes, einfaches Essen. Doch dieser Traum währte nicht lange. Der günstige Campingplatz stellte sich als straff organisiertes Lager heraus, mit Wegen aus scharfkantigem Schotter und genau abgemessenen Reihen von Stellplätzen. Es gab kaum einen Grashalm. Bis zum übel riechenden Toilettenhaus war es ein langer Marsch, und der Strand war noch weiter entfernt. »Feuer verboten«, schrieben die Regeln vor. Und so wurden ihre Träume von Anfang an enttäuscht. Für Abendessen und Getränke in der Bar des Campingplatzes ging gleich an den ersten beiden Abenden fast ein

Drittel ihres Bargeldes drauf. Zurück im Zelt zählte Mama im Licht einer Taschenlampe nervös, wie viel noch übrig war, während der Regen erbarmungslos auf sie niederprasselte.

Also lebten sie ab da tatsächlich von Baguette und Käse. Und frischer Luft. Und billigem Rotwein. Nur Sonnenschein gab es nicht. Mama hatte ein wenig Bargeld im Handschuhfach des Autos versteckt; damit wollte sie das Benzin für die Rückreise bezahlen. Doch Joe und Brigitha fanden das Versteck und räumten es, ohne böse Absicht, nach und nach leer. Immer nur einen Schein auf einmal. Sie kauften damit Eis, Rum mit Cola, Windbeutel. Als Mama entdeckte, dass man ihre Reserven geplündert hatte, vergrub sie ihr Gesicht in den Händen und weinte. Dies war, würde Joe später häufig denken, einer der schlimmsten Momente seines Lebens. Beim Anblick seiner verzweifelten Mutter, in Tränen aufgelöst, in ihrem erbärmlichen Zelt, in dem Urlaub, von dem sie so lange geträumt hatte, fühlte er sich so elend wie noch nie zuvor.

Vielleicht wäre es einfacher gewesen, wenn sie sie beschuldigt hätte. Doch Mama gab sich selbst die Schuld. Weil er es nicht ertragen konnte, lief Joe vom Campingplatz weg und wanderte einen Tag lang einsam durch den Wald. Er wünschte sich, die Kiefern würden ihn verschlucken.

Vielleicht bin ich einfach so, überlegte Joe, als er auf der dünnen Matratze im Glockenturm lag. Ich laufe weg. Ich kann die Folgen meiner Handlungen nicht ertragen, also laufe ich weg. Das mache ich heute noch so.

Sie mussten den Campingplatz vier Tage früher als geplant verlassen, gerade als die Hitzewelle kam. Mama bestand darauf, mit 65 Stundenkilometern den kompletten Weg bis Calais

zurückzurollen. »So sparen wir Benzin«, sagte sie. Sie fuhren stundenlang, ohne etwas zu essen. In der Toilette einer Tankstelle füllten sie leere Flaschen mit Wasser.

Inzwischen hatten die Ereignisse Joe und Brigitha demütig gemacht. Als sie weiterfuhren, bemühte sich Brigitha, für alles Interesse zu zeigen, was ihnen begegnete. »Guck sich einer diese schöne Kirche an! Habt ihr schon mal *so eine* schöne Windmühle gesehen?«

Es war ausgeschlossen, dass sie es vor Mitternacht bis Calais schaffen würden. Nördlich von Rouen bogen sie in einen schmalen Feldweg ab und fuhren durch einen Wald. Joe baute das Zelt auf einer Lichtung auf. Sie hatten noch ein Baguette, eine Knoblauchknolle und eine Flasche H-Milch. Das musste als Abendessen reichen. Mama ging ein Stück in den Wald hinein und kehrte mit leuchtenden Augen und einer Handvoll Champignons zurück. Zehn Minuten später hatten sie genug für ein Festmahl gesammelt. Brigitha suchte Holz, Joe machte ein Lagerfeuer, und sie brieten die Champignons in Knoblauch und dem letzten Rest Olivenöl. Im Auto waren noch zwei Flaschen Wein. Mama hatte sie als Geschenk für die Nachbarn gekauft, als Dankeschön, weil sie auf das Haus aufpassten. »Wir können im Supermarkt neue kaufen«, sagte Joe. Ein großzügiger Schluck landete bei den Champignons in der Pfanne, dazu noch etwas Milch.

Es war der schönste Abend des gesamten Urlaubs. Sie aßen sich an Champignons satt, tranken viel mehr Wein, als Teenager trinken sollten, und saßen lange zusammen, stocherten im Feuer herum und spielten im Licht einer einzigen Kerze Karten. Als sie sich schließlich hinlegten, konnten sie nicht schlafen. Sie unterhielten

sich bis spät in die Nacht hinein. Sie lachten mehr, als sie in den letzten zehn Tagen gelacht hatten. Sie schliefen im selben Teil des Zeltes und schmiegten sich aneinander, um sich zu wärmen. Niemand beschwerte sich, dass jemand stank, obwohl sie es, schwitzend und ungewaschen, vermutlich alle taten. Spät in der Nacht, als alles still war und ihr Atmen das einzige Geräusch war, brach Mama flüsternd das Schweigen. »Guck sich einer dieser schöne Kirche an!«, und dann bogen sich die drei vor Lachen und hörten nur auf, weil es weh tat, noch weiter zu lachen.

Nähe und Gefahr, dachte Joe. Vielleicht funktionierte dieses Rezept auch bei Familien. Wenn er nur eine einzige Nacht seines Lebens noch einmal erleben dürfte, wäre es diese geschenkte Nacht nördlich von Rouen. Er verschränkte die Arme fest vor der Brust. Wenn er die Augen schloss, erinnerte es ihn an die Arme seiner Mutter in dieser Nacht. Jetzt und hier, dachte Joe, würde er alles dafür geben – jede Packung und jeden Karton Lebensmittel, sein Auto, jeden Traum, den er je geträumt hat, nur um wieder in diesem Zelt zu liegen und seine Mutter lachen zu hören.

Und jetzt brannten seine Augen vor Tränen.

19

In Cornwall gibt’s keine Grippe

Bei Sonnenuntergang war Joe zurück am Hafen. In seinem Kopf flatterten Schmetterlinge herum. Zumindest fühlte es sich so an. Mit seinem Herzschlag stimmte etwas nicht. Es war, als wäre zu viel Luft in seinen Lungen oder als wären seine Lungen nicht für diese Luft gemacht. Als er ein Junge war, hatte Papa Mikkel ihm beigebracht, wie man in einer Krisensituation die Ruhe bewahrte. »Gib der Krise eine Punktzahl«, hatte er gesagt. »Zwischen eins und hundert. Dann guck in die Ferne, als ob alles ganz egal wäre, und frage dich, welche Punktzahl du morgen vergeben würdest. Und nächste Woche. Und nächstes Jahr. Wird man in deinem Nachruf darüber schreiben? Wird jemand deswegen sterben? Wenn nicht, guck dir die Krise noch einmal an. Dann siehst du, was für ein Blender sie in Wirklichkeit ist.«

Joe sah in die Ferne. Ein leichter Nebel war vom Meer aufgestiegen, und es ließ sich nicht genau erkennen, wo der Ozean aufhörte und der Himmel begann. Nur das gelbe Glühen der Sonne war im Westen zu sehen. Ich gebe dieser Krise fünfzig Punkte, entschied er, und allein der Gedanke beruhigte ihn. Aber morgen könnte sie eine Sechzig bekommen. Und nächste Woche eine Neunzig. Und nächstes Jahr einhundert. Menschen könnten sterben. Und Nachrufe würde es vielleicht nicht mehr geben.

Es sei denn, natürlich, dass er alles falsch verstanden hatte. Vielleicht kannte der Pastor Alvin Hocking eine höhere Wahrheit – vielleicht würde Gott es nicht zulassen, dass seine Kinder verhungerten. Oder Cassie hatte die falschen Schlüsse gezogen. Wieder einmal. Manchmal war nicht einmal eine ganze Armee in der Lage, mit ihrer kollektiven Weisheit das Gewicht eines Ochsen zu erraten.

Unten am Hafen war ein teurer Sportwagen hinter Jessie Higgs' Geschäft aufgetaucht. Er rollte die schmale Straße entlang und suchte sich einen Weg zwischen den Ankerplätzen der Boote und den Hummerkäfigen und den nassen Netzen hindurch. Joe hörte das Grummeln des Motors; es war ein Porsche Cabrio. Er wandte sich ab. Solche Autos galten in der Welt, die er hinter sich gelassen hatte, als Zeichen des Erfolges. Doch für Touristen war es eigentlich schon zu spät am Abend. Er blickte wieder auf das Auto. Es rangierte umständlich auf einen der Stellplätze auf dem Parkplatz, auf dem er selbst einmal sein Auto zurückgelassen hatte. Wer würde in einem Porsche Cabrio nach St. Piran fahren? Er spürte, wie die Schmetterlinge zurückkehrten. Er sah zu, wie sich die Fahrertür öffnete und eine Frau ausstieg, wie in Zeitlupe. Zuerst ein Bein, dann ein Arm, dann erhob sie sich mühsam. Eine ältere Dame also, die die niedrigen Sitze nicht gewohnt war. Oder eine jüngere Frau, der es nicht gutging? Die schlanke Figur kam ihm irgendwie bekannt vor. Sie hielt sich wie ein verwundetes Tier an dem Auto fest, dünn und fehl am Platz zwischen den Hummerfallen und den Eisenringen, in ihrem magnolienfarbenen Kostüm und dem exakt geschnittenen schulterlangen Bob.

War das möglich?

Jetzt rebellierte sein Herz in seiner Brust. Guck in die Ferne. Das hier ist höchstens eine zwanzig. Und wer wird sich nächstes Jahr noch daran erinnern? War sie hier, um sich zu rächen? Hatte der Crash ihr Leben zerstört? Sollte er abhauen? Doch er hatte kein Auto, und wohin sollte er schon fahren? Also sollte er sie willkommen heißen. Das war er ihr schuldig. Sie war schließlich den ganzen Weg gefahren, und dafür konnte es keinen anderen Grund geben, als dass sie ihn finden wollte. Sollte er sie zur Begrüßung umarmen, sie anlächeln? Sollte er sich überrascht geben? »Na so was, du bist das!« Oder abgeklärt? »Ich hatte mich schon gefragt, wie lange du brauchst, um mich zu finden.« Seine Beine trugen ihn auf das Auto zu. Janie Coverdale blickte in seine Richtung. Sie sah gezeichnet aus.

»Hast du schon was gegessen?«, fragte Joe sie. »Wenn wir uns beeilen, können wir Jacob Anderssen vielleicht überreden, dir einen Hummer zu machen.«

Sie schien ihn nicht zu erkennen. Sie trat einen Schritt zurück und hielt abwehrend die Hand vor sich. »Nein«, sagte sie. »Kommen Sie nicht näher.« Und dann, weil er ihre Anweisung nicht zu befolgen schien, fuhr sie ihn an, wie sie manchmal die jüngeren Händler auf der fünften Etage anfuhr: »BLEIBEN SIE WEG.«

Er blieb stehen. »Janie? Ich bin’s.«

Sie blickte ihn an, dann glitt ihr Blick nach unten. »Hallo, Joe«, sagte sie schwach.

»Hallo, Janie.«

»Ich bin krank«, sagte sie. »Komm mir nicht zu nah.« Und dann sank sie zusammen wie ein aufblasbares Gummitier, aus dem die

Luft entwich. Sie lag auf dem Kai, die Knie unnatürlich abgewinkelt.

Joe hob sie hoch, doch er wusste nicht, wo er sie hinlegen sollte. Er ging um das Auto herum und schaffte es, die Beifahrertür zu öffnen. Dann ließ er sie auf den Sitz rutschen.

»Wo fahren wir hin?«, fragte sie. Sie blinzelte ihn an.

»An einen sicheren Ort.« Er ging um das Auto herum und zwängte sich auf den Fahrersitz. Er saß viel zu dicht am Lenkrad, doch es schien ihm zu viel Aufwand, den Sitz zu verstellen. Er startete den Motor. »Der Tank ist fast leer.«

»Auf dieser Seite von Exeter gibt's nicht einen Tropfen«, sagte Janie. »In Bristol sind die Schlangen fünf Meilen lang. Fünf Meilen! Ich musste einem Mann tausend Pfund zahlen, damit er Benzin aus seinem Tank zapft. Und der dachte noch, ich hau ihn übers Ohr.« Sie hustete.

»Wie hast du mich gefunden?«, fragte er.

»Joe … ich habe die Grippe.« Sie hing da wie eine Stoffpuppe in einer Hängematte.

»Vielleicht ist es gar nicht die Grippe. Es könnte alles Mögliche sein.«

»Es ist die Grippe, Joe. Die asiatische Grippe. Colin Helms hat sie aus Singapur mitgebracht.«

»Helms?«

»Er saß in einem Flieger, in dem alle krank wurden.«

»Und wie geht's ihm jetzt?«

»Er ist tot.«

Um ein Haar hätte Joe das Auto ins Schaufenster von Jessie Higgs' Laden gesteuert. »Tot? Colin Helms?«

»Genau wie Martin Lawrie. Und Harriet Adlam.«

Er schüttelte den Kopf. »Martin Lawrie?«

»Und Harriet Adlam.«

»Kenn ich nicht.« Diese Feststellung kam ihm selbst ein wenig kaltherzig vor.

»Du kennst doch Harriet. Aus der neunten Etage. So eine Große mit Brille. Trug immer rote Kostüme.«

Er kannte sie tatsächlich. Er sah sie vor sich, wie sie mit ihm im Aufzug stand und sich wiegte, als würde sie einer geheimen Melodie lauschen. Wenn er in der fünften Etage ausstieg, winkte sie ihm mit rotlackierten Fingernägeln zu und sagte »Tschüssi«.

»Tschüssi«, flüsterte Joe.

»Genau die.«

»Tot?«

»Man hat sie heute Morgen in ihrer Wohnung gefunden.«

»Mein Gott.«

Joe steuerte den Porsche den Hang hinauf. Jemand winkte. Casey, der mit einem Pudel unterwegs war. Noch jemand. Modesty Cloke.

»Dich scheint man hier zu kennen«, sagte Janie schwach.

»Wie hast du mich gefunden?«

»Ach, na ja …« Ein langer, schmerzhaft klingender Hustenanfall unterbrach sie. »Manesh hat dich gefunden«, sagte sie dann. »Hier hat jemand eine Versicherung auf dein Auto abgeschlossen.«

Sie hielten neben der Kirche. Joe wollte ihr den Autoschlüssel geben.

»Behalt ihn, Joe«, sagte sie. »Wenn ich an der Grippe sterbe, kannst du das Auto haben.«

»Sag so was nicht.«

»Ich will, dass du es bekommst.«

»Du wirst nicht sterben.« Er schob ihr den Schlüssel in die Tasche. »Bleib sitzen«, sagte er. »Ich trage dich.«

»Nein, das darfst du nicht.« Doch ihr fehlte die Kraft, um sich zu wehren. Er hob sie wie einen seiner Säcke Bohnen hoch und trug sie die Stufen hinauf zum Friedhof.

»Wo gehen wir hin?«

»Das siehst du gleich.«

Er trug sie in die Kirche und zum Glockenturm. »Ich muss dich kurz absetzen«, sagte er und stellte sie auf ihre wackeligen Füße. »Ich muss den Schlüssel suchen.«

Der Schlüssel zum Glockenturm war aus geschmiedetem Eisen und so lang wie ein Esslöffel. Als er ihn ins Schloss steckte, ertönte hinter ihnen eine Stimme. »Was haben wir denn da?« Die Stimme des Pastors Alvin Hocking hallte durch das alte Gemäuer. Er war aus seiner Sakristei getreten und sah sie vom anderen Ende des Kirchenschiffes an.

»Guten Abend, Pastor«, sagte Joe. Er kämpfte weiter mit dem sich sträubenden Schlüssel.

»Im Glockenturm sind Gäste nicht willkommen«, sagte der Pastor mit dröhnender Stimme. »Das hier ist ein Haus Gottes, kein Bordell.«

Joe gelang es nicht, den Schlüssel im Schloss zu drehen.

»Wir haben eine Abmachung«, sagte der Priester. »Keine Gäste.« Er kam durch das Kirchenschiff auf sie zu.

»Bitte, kommen Sie nicht näher«, sagte Joe. »Diese Lady ist krank. Sie hat die asiatische Grippe.«

»Das stimmt«, sagte Janie mit schwacher Stimme. »Ich bin krank.«

»Dann brauchen Sie einen Arzt, keine zugige Kirche.« Aus dem Tonfall des Pastors sprach eine gehörige Portion Verachtung. »Wir haben eine Abmachung.«

»Das ist jetzt egal.« Der Schlüssel drehte sich, und die schwere Tür schwang auf. Doch es war zu spät, um Hocking noch abzuwimmeln. Wütend stürmte er auf Janie und Joe zu.

»Bitte.« Joe stellte sich ihm in den Weg. »Janie ist krank.«

»Das ist ein Ammenmärchen, und das wissen Sie. In Cornwall gibt's keine asiatische Grippe.«

Janie Coverdale sank zu Boden. Die roten Sohlen ihrer Louboutins waren zu sehen, und die Wimperntusche lief ihr die Wange hinab wie einem betrunkenen Partygirl.

»Was habe ich Ihnen getan?«, fragte Joe. Er versperrte Hocking den Weg. »Ich habe Ihnen mein Auto gegeben. Ich bezahle Sie großzügig für den Platz in Ihrem Kirchturm. Ich habe den Turm mit Lebensmitteln gefüllt, damit Ihre Gemeinde nicht hungern muss. Ich habe jeden Punkt unserer Abmachung erfüllt.« Ich habe nicht ein Wort mit Ihrer Frau gewechselt, hätte er noch sagen können, doch das anzusprechen, hätte den Anschein erwecken können, dass die Klausel gerechtfertigt war.

»Ich habe gesagt, keine Gäste«, sagte Hocking. Er kam so nah, dass ihre Lungen dieselbe Luft atmen mussten.

»Dann scheiß drauf«, sagte Joe. »Sie kommen mit.« Er packte den Pastor am Handgelenk. »Tut mir leid. Sie lassen mir keine andere Wahl.« Er drehte ihm den Arm um, und der alte Mann ging in die Knie. »Rein da.«

Mit dem Arm auf dem Rücken stolperte Pastor Hocking in den Glockenturm und landete in einem Stapel Kartons.

»Sie warten hier.«

Joe half Janie durch die Tür und schloss hinter ihnen ab. Dann hob er sie hoch und trug sie in den dritten Stock. Der Pastor saß lädiert auf einem Sack Trockenfrüchte.

»Wer war das?«, fragte Janie. Joe hatte sie auf die dünne Matratze gelegt, die er aus Mallory Books' Boot geholt hatte. Er hatte mit Laken und einer Decke aus dem Haus des Arztes ein Bett gemacht.

Er fing an, ihr die Geschichte zu erzählen. Als er beim Teil mit Polly Hocking ankam, zwang sie sich zu einem Lächeln. »Vögelt ihr?«, krächzte sie.

Ach ja. Vielleicht war die Dichtung wirklich näher an der Wahrheit als die Geschichtsschreibung. »Manche sagen, wir treiben's wie die Kaninchen.«

»Joe Haak, du böser Junge.« Sie drohte ihm mit dem Finger. Dann ließ sie sich wieder auf die Matratze zurücksinken. »O Gott«, sagte sie. »Mir geht's so schlecht.«

»Das wird schon«, sagte er. »Es ist nur die Grippe.« Doch dabei musste er an Harriet Adlam denken. *Tschüssi.* Er ließ sich auf einen Karton Dosen sinken und sah Janie zu, wie sie atmete. Ihr Gesicht war schweißnass.

»Rede mit mir, Joe«, sagte sie nach einer Weile. Ihre Stimme war fast nicht zu verstehen.

»Willst du Wasser?«, fragte er. Als sie nickte, holte er einen Krug herbei. Er hatte ihn hochgebracht – eigentlich nicht zum Trinken,

sondern zum Waschen. Sie würde es nicht stören. Sie trank direkt aus dem Krug. Einiges landete auf ihrer Bluse. Es schien ihr egal zu sein.

»Wieso hast du nach mir gesucht?«, fragte er.

Sie schüttelte langsam den Kopf. »Als ich in London losgefahren bin, wusste ich nicht, dass ich krank bin«, sagte sie. »Ich dachte, ich kann einfach davor weglaufen. Das … das Fieber … fing erst vor ungefähr einer Stunde an.«

»So schnell?«

Sie nickte.

»Aber wieso ich?«

»Kaufmann.« Sie lächelte ihn kraftlos an. »Er hat gesagt, ich soll dich suchen. Er hat gesagt, du würdest vorbereitet sein.« Sie deutete auf die Tür, hinter der die Wände aus Proviant zu sehen waren. »Ich glaube, er hatte recht.« Sie brach in ein keuchendes Husten aus, ein viel zu lange andauerndes Husten.

»Es tut mir leid«, sagte Joe. »Was ich getan habe.«

»Was hast du denn getan?«

»Ich meine *Lane Kaufmann*. Und Cassie. Dass ich die Bank zerstört habe. Sie so viel Geld gekostet habe.«

Einen Moment lang runzelte sie die Stirn und kniff die Augen zu. Als sie sie wieder öffnete, war darin ein Funken von ihrem ursprünglichen Feuer zu sehen. Das war sie, die Frau, die die fünfte Etage befehligt hatte, die einmal über ein Imperium geherrscht und täglich hundert Millionen Dollar bewegt hatte. »Du Knallkopf«, flüsterte sie. »Du hast uns kein Geld gekostet.« Wieder schloss sie die Augen. »Wieso bist du abgehauen?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich hatte Angst.« Sie haben meinen Namen aus einem Hut gezogen, hätte er sagen können. Ich habe den Kopf hingehalten.

»Bis du die Tür erreicht hattest, fiel der Markt bereits«, sagte sie.

Stimmte das? »Aber Julian McEvan sagte doch …«

»Ach, der hat nur gedroht. Als du das Embankment hochgerast bist, hatten wir schon fünfundzwanzig Millionen zurückgeholt. O Gott.« Janie blinzelte und verzog das Gesicht. »Ich sterbe, Joe.«

»Nein, tust du nicht.« Er setzte sich auf die Kante des provisorischen Bettes und nahm ihre Hand. »Du stirbst nicht. Versprochen. Ich lass dich nicht sterben.«

»Gestern Nacht sind in London sechzig Menschen an der Grippe gestorben«, sagte sie. »Hast du das nicht in den Nachrichten gesehen?«

Sechzig Menschen! »Kann sein.« War ihm das entgangen? Das einzige Thema in den Nachrichten war doch das Dorf in Cornwall gewesen. Diese selbstsüchtigen Dorfbewohner, die Lebensmittel horteten.

»Ich wollte dich anrufen, aber du hattest dein Telefon dagelassen.«

»Ich weiß.«

»Bis du auf der M4 warst, waren wir schon fast wieder bei null«, sagte Janie. »Gott, war das aufregend. Cassie hatte recht. Wir hätten ihr vertrauen sollen.«

»Aber ihr habt sie trotzdem abgeschaltet«, sagte Joe. »Ihr habt Cassie vom Netz genommen.«

»Nur für ein paar Tage. Lew wollte ein paar neue Steuerungsmöglichkeiten, aber ich war noch nie so kurz davor, mir

im Handelsraum in die Hose zu machen.« Sie öffnete die Augen. Sah ihn zweideutig an. »Haben wir beide … haben wir mal …?«

»Was haben wir?« Blöde Frage. Er sah die weiße Chaiselongue vor sich und ihre nackten Knie und das leichte Lächeln auf ihren Lippen, während sie sich gemeinsam im Takt bewegten.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Ich hätte nicht fragen sollen.« Vielleicht erinnerte sie sich nicht. »Bis du Bristol erreicht hattest«, sagte sie, »befand sich der Markt im freien Fall. Alle Welt hat Aktien abgestoßen. Als Hongkong schloss, war es der reinste Schlussverkauf. Jede Bank in der City fuhr Verluste ein. Gewaltige Verluste.« Sie unterbrach sich, um zu husten und um noch einmal aus dem Waschkrug zu trinken. »Colin Helms hat gesagt, in der gesamten Threadneedle Street sind die Banker aus den obersten Etagen gesprungen. Nur bei *Lane Kaufmann* nicht. Wir hatten ja Cassie.« Sie drückte seine Hand und schien sich ein wenig zu entspannen. »Mein Junge mit den blauen Augen.«

Das war das vielleicht letzte Mal, dass sie in zusammenhängenden Sätzen sprach. Joe hörte Alvin Hockings schwere Schritte die Treppe heraufkommen. Er wappnete sich für den unausweichlichen Streit, doch als Hocking den Raum betrat, folgte bloß ein langes, unangenehmes Schweigen. Der Pastor stand nur da, vom Aufstieg außer Atem, und blickte auf Janie. Schließlich sprach er.

»Ich glaube, ich muss mich bei Ihnen entschuldigen«, sagte er.

»Schon okay.«

»Vielleicht habe ich Sie falsch eingeschätzt.«

Joe sah zu ihm auf. »Ich hab’s Ihnen auch nicht leichtgemacht«, sagte er.

»Trotzdem.«

Janies ungleichmäßiges Atmen war das einzige Geräusch.

»Es heißt, in London sind heute sechshundert Menschen an der Grippe gestorben«, sagte Hocking.

»Gott! Ich dachte sechzig!«

»Sechzig letzte Nacht. Heute noch mal sechshundert.«

»O Gott.«

»Genau.« Hocking schien geschrumpft zu sein, er war jetzt ein kleiner Mann, der neben dem kläglichen Bett stand. »Soll ich für sie beten?«

»Wenn Sie möchten.«

Der Priester ging auf die Knie. »Vielleicht haben Sie in Ihrem Lager eine Flasche Brandy.«

Joe lächelte. »Martha sagt, Sie trinken nie Alkohol.«

»Es gibt ein paar Dinge, von denen nicht mal Martha Fishburne weiß.«

»Es gibt nur einen Karton«, sagte Joe. »Für Notfälle.«

»Na dann. Ich finde, das ist einer, oder nicht?«

20

Und ob ich schon wanderte im finstern Tal

Janie Coverdale starb kurz vor fünf Uhr morgens. Es gab kein zweites Bett, also saßen Joe und der Pastor gemeinsam da und sahen zu, wie das Delirium sie überkam. Eine Zeitlang war ihr Fieber so hoch, dass Joe sich sicher war, sie würde an einem Hitzschlag sterben. Er stieg die Treppe zur Kirche hinab und holte einen Eimer voll kaltem Wasser. Damit kühlten sie sie ab, doch ihr Körper glühte noch immer. »Sie braucht Elektrolyte«, sagte Hocking mit einer gewissen Autorität. Sie rührten Glukose und Schmerzmittel in ihr Wasser und ließen sie trinken, wenn sie bei Bewusstsein war. Doch als es Mitternacht wurde, war sie in ein Koma gefallen, schweißnass vor Fieber und heftig zitternd. Joe hatte sich im Großmarkt mit einem Vorrat an Medikamenten eingedeckt, doch es war nichts dabei, was für Janie stark genug zu sein schien. »Wenn wir bloß Mallory fragen könnten«, sagte er. »Ich weiß nicht, was wir ihr geben sollen.« Doch es half nichts. Oben im Turm eingeschlossen, befanden sie sich in Quarantäne vom Rest des Dorfes. Es gab keine Möglichkeit, Mallory Books um Rat zu fragen. Und was hätte er ihnen schon raten sollen? Sie gaben ihr Aspirin und Ibuprofen, in Wasser gebröselt. Sie gaben ihr Sirup gegen den Husten. Sie wechselten sich damit ab, an ihrem Bett zu sitzen und ihr die Stirn mit einem Handtuch abzutupfen. Hocking rezitierte Bibelverse. Joe fiel es schwer, Worte zu finden. Er

redete von der fünften Etage. Erinnerte sie sich noch an den Tag, als sämtliche Kurse gestiegen waren und sich nichts zum Shorten anbot, und wie sie beide sich auf Eurotunnel-Aktien festlegten, aus einem reinen Bauchgefühl heraus? Erinnerte sie sich, wie die Kurse fielen? Wie süß der Champagner schmeckte, und wie Cerys Kenworthy sagte, sie habe die Flaschen extra im Eurostar nach London gebracht, und wie die gesamte Etage da vor Lachen zusammenbrach? Erinnerte sie sich an den Tag, als ein Extremsturm zehn Minuten vor Ende des Handelstages eine Bohrinsel außer Gefecht setzte und sie innerhalb von Sekunden einen Verlust von zehn Millionen in einen Profit verwandelten?

»Hat sie Familie?«, fragte Hocking.

»Drei Ehemänner.« Joe nickte langsam. »Von allen geschieden. Sonst niemand.«

»Keine Kinder?«

»Sie hat nie welche erwähnt.«

Nach Mitternacht wurde es kalt im Glockenturm. Sie fanden eine Kiste, in der Priestergewänder gelagert wurden, und wickelten sich darin ein, um sich zu wärmen. Gegen drei Uhr morgens begann Hocking zu singen. »Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte, die Du geschaffen durch Dein Allmachtswort.«

»Das ist einer der Lieblingschoräle meines Vaters«, sagte Joe.

»Blick ich empor zu jenen lichten Welten und seh der Sterne unzählbare Schar, wie Sonn und Mond im lichten Äther zelten, gleich goldnen Schiffen hehr und wunderbar.«

»Dann jauchzt mein Herz Dir, großer Herrscher, zu«, sangen jetzt beide. »Wie groß bist Du. Wie groß bist Du.« Es klang, als gäbe es

in dem alten Glockenturm ein Echo. Die große Glocke schien die Melodie mitzusummen. »Wie groß bist du. Wie groß bist du.«

»Sind Sie gläubig?«, fragte Hocking.

»Nicht besonders.« Warum sollte er lügen.

»Und Janie?«

»Vielleicht.«

Sie sangen »Bleib bei mir, Herr, der Abend bricht herein«, und Joe stellte überrascht fest, dass er die Worte kannte. Dann sangen sie den Psalm 23. »Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.« Anschließend rezitierte der Pastor den Psalm noch einmal langsam Wort für Wort. »Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück.«

Dann schwiegen sie. Joe löschte das Licht, und sie saßen im blassen Schein des Mondes, der durch die normannischen Bögen fiel. »Wir könnten abwechselnd schlafen«, schlug Hocking vor, doch es gab ja kein Bett. Um vier Uhr morgens war Janies Haut kühl, und sie deckten sie mit allem zu, was sie finden konnten. Joe zog seine Jacke aus, doch ihre Atmung war nur noch sehr flach. Er legte sich neben sie und legte den Arm über sie. Er stellte sich vor, dass sie sich in seinen Armen entspannte.

Um fünf Uhr morgens weckte ihn Hocking. Joe war versehentlich eingeschlafen. »Sie ist tot«, sagte der ältere Mann.

Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, dachte Joe. *Dein Stecken und Stab trösten mich*. Aber nicht heute. Nicht hier. Nicht über den Tod von Janie Coverdale hinweg. Klack, klack, machten ihre Absätze auf dem polierten Boden der Handelsetage. Die Köpfe aller Männer drehten sich nach ihr um, alt oder jung, verheiratet oder single, gebannt von ihrem Zauber. »Sag

mir, was wir shorten, mein blauäugiger Junge«, murmelte sie und fuhr ihm mit ihren Ringen durchs Haar. »Lasst uns Geld verdienen, Jungs und Mädels. Los!« Ein Knopf geöffnet an ihrer Bluse. *Damit sie sich Gedanken machen.* Und das weiße Ledersofa. Vielleicht war das alles an Leidenschaft, was ihr nach drei Ehen und unzähligen Liebhabern noch geblieben war. Vielleicht sollte man bei *Lane Kaufmann* damit an sie erinnern. Mit der weißen Chaiselongue und den Gemälden der Charente.

Sie wickelten sie in die Priestergewänder ein und legten sie neben den Glocken auf den Boden. Joe weinte, und Hocking legte ihm einen Arm um die Schultern. Sie sahen, wie die Sonne über den Hügeln im Osten aufging.

»Ich glaube, ich habe gestern unseren Vertrag gebrochen«, sagte Hocking.

»Ja? Wie denn?«

»Ich habe Ihren Brandy getrunken.«

»Ach.« Joe winkte ab. »Das hätte ich nie verlangen sollen.«

»Trotzdem. Ich denke, unser Vertrag ist ungültig.« Es folgte eine lange Pause. »Sie können Ihr Auto wiederhaben.« Hocking zog den Schlüssel aus seiner Tasche und reichte ihn Joe.

»Danke. Aber erst müssen wir überleben.«

Darüber hatten sie noch nicht gesprochen, doch es war offensichtlich. Zuerst mussten sie überleben, und sie hatten gesehen, was diese Krankheit mit Janie gemacht hatte.

»Und was auch immer aus uns wird, Sie dürfen mit Polly sprechen, wenn Sie wollen.«

»Danke.«

»Wenn nur einer von uns überlebt …«

»Was dann …?«

Hocking war in Gedanken verloren. Sein Blick schien auf den Horizont gerichtet, wo Meer und Himmel ineinander übergingen. »Nichts. Schon gut.«

Was wollte er gerade vorschlagen?, fragte sich Joe. Wenn nur einer von uns überlebt … dann sollte der sich um Polly kümmern? Verstand sich das nicht von selbst? Aber was, wenn beide überlebten? Oder keiner von ihnen?

»Ich habe nicht gewusst, dass die Grippe einen Menschen umbringen kann. Nicht so. So schnell«, sagte Hocking.

»Genau so ist es nach dem Ersten Weltkrieg passiert«, sagte Joe. »Damals nannte man es die Spanische Grippe. Die Leute fühlten sich gut, als sie ins Bett gingen, und am nächsten Morgen waren sie tot.«

»Wir müssen das Dorf informieren. Wir müssen sie warnen.«

»Ich glaube, das übernehmen die Medien für uns.«

»Nein, wirklich. Wir *müssen* sie warnen. Sie glauben, wir wären hier unten in St. Piran sicher, aber es reicht schon eine junge Frau …« Der Pastor sprach nicht weiter.

»Aber wie?«, fragte Joe. »Wir können nicht raus.« Wenn wir ins Dorf gehen, das war die unausgesprochene Botschaft, breitet sich die Krankheit weiter aus.

Sie frühstückten Corned Beef und Dosentomaten. Sie hatten weder Gabeln noch Löffel, also aßen sie mit den Fingern und benutzten die runden Plastikdeckel von großen Margarinepackungen als Teller. Keiner von ihnen hatte Appetit. Sie rührten mit Wasser aus dem Eimer Orangenlimonade an. Ihnen dämmerte allmählich, dass sie beide längere Zeit gemeinsam verbringen würden, hier in diesem

Glockenturm. Nähe und Gefahr, dachte Joe. Und eine großzügige Portion Zeit. Es war bloß nicht ganz die Begleitung, die Demelza sich ausgemalt hatte.

»Polly wird sich fragen, wo ich bin«, sagte Hocking, als die Sonne aufgegangen war. »Mein Auto … Ihr Auto … steht noch vor dem Pfarrhaus.«

»Sie könnten ja zu Fuß losgegangen sein, um nach einem Gemeindemitglied zu sehen.«

»Die ganze Nacht?«

»Gibt es noch einen Schlüssel zum Glockenturm? Außer dem, den ich habe?«

Hocking nickte langsam. »Noch einen«, sagte er. Er wühlte in seiner Hosentasche und holte einen Schlüssel heraus. »Den habe ich.«

»Dann kann sonst niemand herein?«

»Nicht ohne Rammbock.«

»Dann weiß ich, glaube ich, was wir tun müssen.«

Über ihnen waren Silbermöwen, oben auf den Mauern. Sie saßen da und warteten darauf, dass die Sonne die Morgenluft erwärmte. Als die erste Glocke ertönte, stoben die Möwen auseinander wie Konfetti im Sturm, ein krächzender Kreis aus wild schlagenden Flügeln. Dong … ong … ong. Ein zweiter Schlag, lauter als der erste. Dieser versetzte die gesamte Cliff Street in Aufregung, bis hinunter zum Hafen, wo Toby Penroth gerade sein Boot losmachte und Casey Limber ein Netz ausrollte. Jessie Higgs erschien in der Tür ihres Ladens. »Was in Gottes Namen …?«

Dong … ong … ong … onggg.

Martha Fishburne, die noch nicht in der Schule war, klappte ein Fenster auf. Es musste eines der Kinder sein, das ihnen einen Streich spielte, aber welches der Kinder würde so etwas machen? Jeremy Melon verließ sein Haus, um beim Arzt zu klopfen. Kenny Kennet, der mit einem leeren Sack Richtung Strand unterwegs war, drehte sich um und blickte zur Kirche hinauf.

Und jetzt ertönte eine zweite Glocke. Ein hellerer Klang. Und jetzt wieder die erste. Und die zweite. Also zwei Läutende. Was mochte das bedeuten? Die Kirchenglocken waren seit zwei Jahrzehnten nicht geläutet worden. Benny Restorick und Daniel Robins, die aus verschiedenen Richtungen kamen, trafen sich an der Kreuzung von Harbour Hill und Fish Street. Keiner der beiden musste etwas sagen. Benny zeigte auf den Hang, und sie marschierten los, dicht gefolgt vom jungen Thomas Horsmith, von Jacob Anderssen und Martha Fishburne und, ein Stück dahinter, Jessie Higgs. Dann kam, ganz langsam, der alte Garrow. Jeremy Melon und Mallory Books kamen die Gasse herunter, und dann die Shaunessys und die Bartles, und noch weitere traten aus ihren Häusern und ließen die Gruppe weiter anwachsen. Charity und Ardour Cloke waren da, und Modesty. Abel O'Shea, der Hafenmeister, zu taub, um den Lärm zu hören, torkelte mit beunruhigter Miene ins Gewühl. Die Penhallows waren da, und ein Haufen Kinder, die gerade zur Schule aufbrechen wollten. »Was ist das für ein Lärm?«

Der alte Garrow fuchtelte mit seinem Stock in der Luft herum. »Ein Omen is' das«, prophezeite er. »Ein Omen.«

Polly Hocking war noch im Morgenmantel. Sie kam aus der Tür des Pfarrhauses und blickte bestürzt auf den Glockenturm. Eine Menschenmenge kam den Hang heraufmarschiert.

Dong. Dong. Dong.

»Irgendwer will das Essen klauen«, behauptete Benny Restorick.

»Na, wenn das da ihr Auto ist, können sie nicht viel mitnehmen«, sagte Jeremy. Der Porsche stand verloren neben dem Tor zum Friedhof.

»Ist die Tür zum Turm offen?«, fragte jemand.

Daniel Robins lief los. »Abgeschlossen«, rief er.

»Dann muss es Joe sein«, sagte Jeremy. »Was will er uns sagen?«

Das Läuten hörte auf.

»Der Teufel is' das«, warnte der alte Garrow sie. Er stützte sich auf seinen Stock. Der Aufstieg zur Kirche hatte seine Kräfte aufgezehrt.

»Joe?« Polly Hocking kam ebenfalls zum Turm. »Alvin? Seid ihr da?«

»Vielleicht haben sie sich eingeschlossen«, sagte Martha. »Jungs machen so was.«

»Gibt es eine Leiter?«, fragte jemand.

»Sei nicht albern.«

Und dann ertönte ein Ruf. Jemand war oben auf dem Turm gesichtet worden. Ein Mann mit einem Stück Stoff vor dem Gesicht. Ein Murmeln ging durch die Menge.

»Das ist Alvin«, rief Polly.

»Gott im Himmel«, sagte Demelza Trevarrick. »Er wird sich doch nicht umbringen wollen?«

Dieser Gedanke ließ die Menge kollektiv nach Luft schnappen. Die Geschichte war klar. Demelza würde später im *Petrel Inn* erzählen, wie sie es jetzt vor sich sah. Der Pastor, gedemütigt von

der Untreue seiner Ehefrau, war ihrem Liebhaber im Turm entgegengetreten. Sie hatten gekämpft, doch der junge Eindringling hatte sich nur halbherzig gewehrt, und ein Schlag des Pastors hatte ihn durch das altersschwache Geländer krachen lassen, so dass er nur noch an einem Glockenseil hing. Der verletzte Liebhaber versuchte, das Seil hinabzuklettern, und die Glocke teilte dem Dorf sein Leid mit. Doch der Pastor war schneller. Mit einem Messerschnitt durchtrennte er das Seil, und der junge Schwerenöter stürzte in den Tod. Die Glocken schwiegen, doch jetzt, mit seiner Tat konfrontiert, suchte der Betrogene seine eigene Erlösung. Mit einem einzigen Sprung würde er sich von allen irdischen Ketten befreien und vor den Augen seiner Gemeinde in den Tod stürzen. Eine Predigt über die Vergänglichkeit des Lebens, die niemand je vergessen würde.

Doch Demelzas Phantasiegespinst war nur von kurzer Dauer. Hoch oben auf dem Turm erschien eine zweite Gestalt. Joe, ebenfalls mit einer Maske – er trug ein Stück von einer Kutte eng ums Gesicht gewickelt. Er legte dem Pastor eine Hand auf die Schulter.

»Könnt ihr uns hören?«, rief Hocking. Ein Raunen ging durch die Menge. Vielleicht war das Ganze nur ein Vorwand für eine Predigt, doch heute war nicht Sonntag. Niemand hatte Zeit zum Beten.

»Hört zu«, brüllte Joe, und die Menge verstummte. Sie konnten ihn gut verstehen. »Wir haben hier drin eine tote Frau. Sie ist letzte Nacht gestorben. Sie heißt Janie Coverdale. Sie war eine Freundin von mir. Sie ist an der Grippe gestorben.«

Wieder schnappten alle nach Luft.

»Das Auto am Friedhof gehört ihr.«

Also ein Beweis. Die Leute begannen wild durcheinanderzureden.

»Hört zu, bitte.« Joe wartete, bis wieder Stille herrschte. »Der Pastor und ich haben die ganze Nacht bei Janie Coverdale gesessen. Wir waren bei ihr, als sie starb. Gestern um diese Zeit war sie noch gesund und munter. Heute ist sie tot.« Joe richtete sich auf. »So etwas habe ich noch nie gesehen. Ich muss euch warnen. Janie wird nicht die Einzige bleiben, die hier Zuflucht sucht. Die Leute werden schon jetzt aus den Städten fliehen. Sie werden sich in ihre Autos setzen, alles Benzin tanken, was sie auftreiben können, und so weit weg fahren, wie sie können, bis kein Benzin mehr da ist oder keine Straße.« Noch weiter, dachte er, und sie bekommen nasse Reifen. »Es reicht ein einziger Mensch«, sagte er, »ein Mensch mit der Grippe, der es hierherschafft. Dann könnte die Hälfte von uns schon Ende der Woche tot sein.«

Die Menge wurde immer größer. Weitere Dorfbewohner kamen den Hang herauf und stellten sich zu den anderen.

»Ihr müsst die Straße dichtmachen«, brüllte Joe.

»Ein Tor«, rief Moses Penhallow. »Wir könnten zwischen den Hecken ein Tor aufbauen.«

»Gute Idee«, sagte Joe. Er blickte auf das Meer aus Gesichtern hinab. Inzwischen vertrauten Gesichtern. Den Gesichtern einer Gruppe von Menschen, die einen Wal gerettet hatten. Vor so kurzer Zeit. Polly war da. Er konnte ihre ängstliche Miene erkennen. »Pastor Hocking und ich könnten in zwei Tagen tot sein«, sagte er. »Wir sind beide infiziert.«

Die Menge verstummte.

»Ihr braucht ein starkes Tor«, sagte er. »Ein hohes Tor. Die Leute werden verzweifelt sein. Verängstigt. Und hungrig. Blockiert auch die

Hafeneinfahrt. Und die Wege an den Klippen.«

Das Murmeln setzte wieder ein.

»Los«, brüllte Joe. »Los!« Er legte dem Pastor den Arm um die Schultern.

»Los«, rief Hocking. Er scheuchte sie weg. Er und Joe traten einen Schritt zurück. Und waren verschwunden.

21

Das ist Ihr perfekter Sturm

»Wie lange dauert es?«, fragte Hocking.

»Das kommt auf den Virus an«, sagte Joe. »Typischerweise dauert der Zyklus ungefähr drei Tage. Man steckt sich an, aber am ersten Tag merkt man davon nichts. Und man ist noch nicht ansteckend. Am zweiten Tag ist man selbst ansteckend, aber hat noch keine Symptome. Man fühlt sich gesund, aber jeder, mit dem man in Kontakt kommt, kann sich mit dem Virus anstecken. Und dann, rund achtundvierzig Stunden nach dem ersten Kontakt, setzen die Symptome ein. Was dann kommt, hängt davon ab, um welchen Grippestamm es sich handelt.«

»Woher wissen Sie das alles?«

»Das war Teil meines Jobs.« Seines Jobs. Vor so langer Zeit. Als er sich in der Ecke der Handelsetage im Schatten versteckte und Zahlen auf Tastaturen einhackte.

»Also sind wir noch gar nicht wirklich ansteckend?«

Tschüssi, Janie Coverdale. Tschüssi, Harriet Adlam. Tschüssi, Colin Helms. Er versuchte sich zu konzentrieren. »Wahrscheinlich nicht, aber ich denke, wir sollten kein Risiko eingehen. Wer weiß, wie schnell dieser Stamm ist.«

»Ich wünschte, ich könnte mit Polly reden.«

Ihnen blieb nur wenig zu tun. »Wir haben nur ein Bett«, sagte Alvin Hocking. Also bauten sie ein zweites aus Säcken voll Kichererbsen, Pappkartons und Noppenfolie. In dem kleinen Raum auf der dritten Etage war kein Platz dafür.

»Ich schlafe auf dem Treppenabsatz«, sagte Joe. Er baute einen Schutzwall aus Paketen und Säcken um sein neues Bett. Es war beinahe gemütlich. Er saß auf einem Stapel Kisten und blickte durch das offene Fenster hinaus, über die Dächer hinweg bis nach unten, wo das Kopfsteinpflaster aufhörte und das Meer begann. Wie würden sie den Hafen blockieren?, fragte er sich. War das überhaupt möglich?

Plötzlich ertönte ein dringliches Geräusch: das Klingeln eines Mobiltelefons. Joe sprang auf. »Haben Sie ein Handy?«

Hocking schüttelte den Kopf. »In St. Piran hat man keinen Empfang.«

»Doch! Hier oben!« Er suchte nach der Quelle des Geräuschs. Es klingelte wieder. »Hier!« Janies Jacke lag auf dem Boden. Aus der Innentasche holte Joe ihr Telefon.

»Hallo?«

Die Stimme klang, als sei sie tausend Meilen entfernt. Eine hohle, leere Stimme; ein Echo, fast übertönt vom statischen Rauschen, aus geschädigten, uralten Lungen herausgepresst. »Ist Janie da?«

»Mr Kaufmann?«

»Joe?«

Jetzt war Joe an der Reihe, schlechte Nachrichten zu übermitteln. Er kam direkt zur Sache. »Janie ist tot, Mr Kaufmann.« Hätte er es anders sagen können? Gab es eine sanftere Methode? Er spürte, wie Janies Tod den Raum um ihn herum einnahm wie ein bösartiger

Geruch, wie schwarze Tinte, die den hellen Morgen einfärbte. Er hatte ihren kalten, eingewickelten Körper auf den Dielen vor Augen, neben den Glocken, nicht weit von der Stelle, wo er stand.

Kaufmann schwieg. Hatte er ihn gehört? Vielleicht schon. Joe wartete.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte Kaufmann schließlich.

»Im Moment schon. Wahrscheinlich … habe ich mich angesteckt.« Eine weitere Pause. »Können Sie es weitersagen? Janies Familie informieren?«

»Natürlich.«

»Können Sie es … den Leuten von der fünften Etage sagen? Sagen Sie ihnen, dass sie sehr tapfer war.«

»Das mache ich.« Kaufmann atmete schwer. »Aber heute ist niemand im Büro. Ich habe alle gebeten, zu Hause zu bleiben. Es könnte Wochen dauern, bis wir wieder aufmachen. Wir sind schwer getroffen, Joe. Wir haben schon fünf verloren.«

Fünf? Er wagte es nicht, nachzufragen. Er wollte keine weiteren Namen wissen. »Wie geht es Ihnen, Sir?«

»Mir geht es gut, Joe. Ich bin bei meiner Familie, an einem sicheren Ort.«

»Das ist gut.«

»Haben Sie die Nachrichten gesehen, Joe? Sie sagen, es sei derselbe Virus wie bei der Spanischen Grippe von 1918. Die Stämme sind identisch. Also wissen wir, wie er sich verhalten wird.« Kaufmann hustete rasselnd. »Eine Sache, die wir über die Spanische Grippe wissen, ist, dass sie die jungen, fitten Menschen dahinraffte, während die Älteren unberührt blieben.«

Joe schwirrte der Kopf. Er selbst war ja ein junger, fitter Mensch. Würder er auch sterben? »Das ist Ihr perfekter Sturm«, sagte er. »Genau, wie Sie befürchtet haben. Eine Grippeepidemie und Ölknappheit gleichzeitig.«

»Das ist kein zufälliger Sturm, Joe«, sagte Lew Kaufmann aus weiter, weiter Ferne. »Das ist Krieg.«

»Krieg?«

»Selbstverständlich. Schon seit längerer Zeit versuchen Staaten, die Spanische Grippe zu rekonstruieren. Hatte ich Ihnen nicht davon erzählt?«

»Vielleicht, Sir. Ich erinnere mich nicht.«

»Na ja, das ist keine neue Idee. Vor einigen Jahren haben amerikanische Wissenschaftler die Leiche einer Frau ausgegraben, die bei der Epidemie von 1918 gestorben ist. Sie wurde im Permafrost in Alaska begraben. Sie nannten sie Lucy. Es gelang ihnen, aus ihren Lungen Grippeviren zu extrahieren. Und wissen Sie, was sie dann gemacht haben? Sie haben die Gensequenz im Internet veröffentlicht, wo sie alle Welt sehen kann.« Kaufmann schnaubte. »Von da an war diese Epidemie nur eine Frage der Zeit. Das Interessante ist, wie wenige Unterschiede bestehen zwischen dem Virus von 1918, der so viele Millionen Menschen umbrachte, und den Grippenviren, die jedes Jahr umgehen. Nur fünfundzwanzig Basenpaare in der DNA. Das ist alles.«

Joe fiel es schwer, klar zu denken. Er wollte, dass diese Unterhaltung zu Ende war. »Also glauben Sie, dass jemand … diesen Virus künstlich hergestellt hat?«

»Was glauben Sie, Joe?«

»Sir. Janie ist tot. Morgen werde ich krank sein. In zwei Tagen könnte ich ebenfalls tot sein. Ich weiß nicht, ob es mich überhaupt noch interessiert.«

»Verstehe.« Er schwieg. »Sie rufen mich an, Joe?«

»Wenn ich kann.«

»Viel Glück.«

»Danke, Sir.«

Hocking stand da und beobachtete ihn. Joe reichte ihm das Telefon. »Wollen Sie Polly anrufen?«

Der Priester nickte.

»Tun Sie's jetzt. Der Akku ist fast leer.« Während der Pastor eine Nummer eintippte, stieg Joe langsam ins Erdgeschoss hinab. Auf der Treppe konnte er Hocking leise murmeln hören. Es klang wie das Hintergrundgeräusch in einer Bar. Einmal schien er seine Stimme zu heben. »Nein! Nein …« Es war ein Moment unerwarteter Schärfe. Joe sprang die letzten Stufen zum Steinboden hinab.

Es gab eine Aufgabe, die er jetzt angehen konnte. Er hatte sich vorgenommen, den Lagerbestand aufzulisten. Warum nicht gleich jetzt damit anfangen? Er würde eine Liste sämtlicher Nahrungsmittel im Turm anlegen, jeder Dose, jeder Flasche, jedes Glases. Er setzte sich auf einen Karton, doch es gelang ihm nicht, Begeisterung für die Aufgabe aufzubringen. Dies waren vielleicht seine letzten Tage. War es sein Schicksal, seine letzten Stunden wie ein Schlossgespenst in einem Turm eingesperrt zu verbringen? Er könnte einfach gehen. Wer sollte ihn aufhalten? Er könnte den Hang weiter hinaufsteigen und über die Klippen verschwinden. Vielleicht könnte er sich in eine Höhle zurückziehen? Er könnte auch runter zum Hafen laufen, zu Mallorys Boot, und damit aufs Meer hinaussegeln. Er könnte den

Grippeschleim aus seinen Lungen husten und in den Atlantik spucken. Vielleicht würde er tausend Meilen weit dahintreiben. Vielleicht würden sie seinen Leichnam nackt an einem Strand auf Hawaii angespült finden. Einem weiteren Strand. Das würde passen, dachte er.

Doch stattdessen wartete er, bis Hockings Stimme verstummt und das Telefongespräch zu Ende war. Und er versuchte, nicht an Polly zu denken.

Zu Mittag aßen sie Dosenschinken und kalte Dosenkartoffeln. Weil sie kein Wasser hatten, öffneten sie Dosen eingelegtes Obst und tranken den Saft. Und es gab ja noch den Brandy.

Im Laufe des Tages kam auch Hockings weniger tolerante Seite wieder zum Vorschein.

»Irgendwie ist das alles Ihre Schuld«, ließ er Joe wissen, während sie im Schneidersitz auf dem Boden saßen, auf allen Seiten von Kartons umgeben.

»Meine Schuld?«

»Wenn Sie nicht nach St. Piran geflohen wären, würden wir jetzt nicht hier sitzen.«

Das stimmte vermutlich. Und es war im Angesicht des möglichen eigenen Todes ein nachvollziehbarer Einwand. Wäre er nicht in Panik geraten, als der Markt sie zu zerstören schien, hätte Janie sie nicht gebeten, ihre Testamente aufzusetzen, hätte Julian McEvan ihn nicht bedroht, hätte nicht eine Wand aus Gesichtern mit so angsterfüllten Augen auf ihn geblickt …

»Wenn Sie den Mut gehabt hätten, kehrtzumachen und nach Hause zu fahren.« Der Pastor ließ jetzt nicht mehr locker. »Wenn Sie

vernünftig genug gewesen wären …«

Joe störte es nicht, doch es war kalt im Glockenturm. Der Wind pfiff durchs Gewölbe und erreichte jede Ecke. Die Kälte kann einen Mann unleidlich machen, sagte er sich.

»Und außerdem«, sagte Hocking jetzt, »wieso haben Sie sie überhaupt in die Kirche gebracht? Wahnsinn. Sie hätten sie so weit weg vom Dorf wie möglich bringen sollen.«

Was wahrscheinlich nicht besonders weit gewesen wäre. Der Treibstoff hätte vielleicht nicht einmal bis Treadangel gereicht. Er hätte in den Kirchturm kommen müssen, um einen seiner Ersatzkanister zu holen, und dort wäre er Alvin begegnet, sie hätten geredet, und was wäre dann großartig anders gewesen?

»Wissen Sie, was das Problem mit Leuten wie Ihnen ist?«

Wer waren denn Leute wie er? Junge Männer mit zu viel Geld und zu wenig gesundem Menschenverstand? »Ich glaube, ich weiß es«, sagte Joe. »Ich weiß, was das Problem bei Leuten wie mir ist.«

Bei *Lane Kaufmann* mussten sie einmal im Jahr zur Betriebsärztin. Dr. Marcia Brodie war ihr Name. Sie hatte eine sehr lebhafte Mimik, die jeden ihrer Gesichtsausdrücke übermäßig verstärkte. In einem Raum auf der neunten Etage maß sie Blutdruck, Puls und das Cholesterollevel, stellte bohrende Fragen und guckte mit für solche Zwecke gemachten Instrumenten in Augen und Ohren. Ihr Gesicht lieferte dabei einen Live-Kommentar zu ihrer Untersuchung.

»Was haben wir denn hier?«, hatte sie in einem Jahr ahnungsvoll gesagt, während sie mit einem Ophthalmoskop in Joes Augen blickte, und ihr Gesicht hatte sich zu einer Miene äußerster Besorgnis verzogen. Sie bat ihn, sich ohne Hemd auf eine kalte

Untersuchungsliege zu legen, drückte mit kalten Händen hier und dort an ihm herum und lauschte mit einem kalten Stethoskop seiner Atmung.

»Einatmen«, sagte Dr. Brodie mit flackernden Augenbrauen. »Ausatmen. Ein. Aus.« Sie sagte ihm, dass sein Blutdruck zu hoch sei. »Stehen Sie unter Stress?«, fragte sie.

Ich arbeite auf der Handelsetage einer Investmentbank, hätte er erwidern können, doch das wusste sie ja. »Kann schon sein.«

»Dann müssen wir was für Sie tun«, sagte sie. »Wissen Sie, was das Problem mit Leuten wie Ihnen ist? Sie können nicht gut mit Stress umgehen.«

Wissen Sie, was das Problem mit Leuten wie Ihnen ist …?

»… Sie denken, Sie wissen alles«, sagte Hocking. »Sie denken, weil Sie so viel Geld verdienen und ein schnelles Auto fahren, gibt es für Sie nichts mehr zu lernen. Aber das stimmt nicht.«

Dr. Brodie hatte ihm Tabletten verschrieben und Atemübungen gezeigt. Einatmen. Ausatmen. Sein Vater hatte ihn den Horizont anvisieren und Punktzahlen vergeben lassen. Janie und Julian hatten ihn unter Stress gesetzt, und er hatte es nicht ausgehalten.

»Ich ertrage keinen Stress«, sagte Joe zu Alvin Hocking. »Das ist das Problem mit Leuten wie mir. Das weiß ich aus sicherer Quelle.«

Der Pastor sah ihn überrascht an. Das war nicht die Reaktion, mit der er gerechnet hatte. »Ist das Ihre Erklärung?«

»Es ist die Einzige, die ich habe.« Und das stimmte. Doch wie konnte es sein, dass ihn Zahlen auf einem Bildschirm in Stress versetzten, während der Tod einer Freundin und die Furcht vor dem eigenen Tod eine tiefe Ruhe in ihm auszulösen schienen? »Ich

kenne ein paar Atemübungen«, sagte er. »Die helfen, wenn man unter Stress steht. Wollen Sie sie mal ausprobieren?«

»Nein, danke.« Es war eine auffallend knappe Antwort. Vielleicht brauchte Pollys Ehemann die Übungen mehr als er selbst.

Eine Stunde darauf zeigte sich Hocking wieder reuig. »Tut mir leid«, sagte er. »Ich wollte Ihnen nicht die Schuld geben. Sie können nichts dafür.«

»Danke.«

»Verzeihen Sie mir?«

»Natürlich.«

Noch keine Symptome, dachte Joe, als er nachts in seinem improvisierten Bett lag. Keine erhöhte Temperatur, kein Husten, kein Schleim.

Ganz oben im Glockenturm wohnten Fledermäuse. Als es dunkel wurde, flogen sie los, jede einzelne ein kurzes Flackern, das für einen Moment den Mondschein reflektierte.

Er lag da und lauschte seinem Herzschlag, den die Decke aus Noppenfolie noch verstärkte. Jeder Schlag, so kam es ihm vor, trieb den Virus weiter durch seinen Blutkreislauf, ein unsichtbares Regiment feindlicher Kräfte, ein Feind, der darauf aus war, ihn zu töten. Würde er sterben?

Als Janie starb, hatte er geschlafen. Nur leicht, aber doch geschlafen. Er hatte neben ihr gelegen. Eine Stunde lang hatte er gespürt, wie sie sich schüttelte, wie sie schwitzte, zitterte, gegen die Dämonen in ihrem Blut ankämpfte. In der nächsten Stunde hatte sie sich entspannt. Er hatte gedacht, dass es ihr besserging, doch das war falsch. Ihr Körper hatte aufgegeben. Dann war er eingeschlafen.

Wenn er wachgeblieben wäre, würde Janie dann noch leben? Es war ein törichter Gedanke. Das wusste er, doch er konnte nicht anders, als so zu denken. Es erinnerte ihn an einen Spruch seines Vaters. »Weißt du, wie man ewig lebt?«, fragte Papa Mikkel ihn manchmal mit einem Grinsen unter seinem Bart. »Einfach weiteratmen«, sagte er dann. »Einfach weiteratmen.« Irgendwann im Laufe der letzten Nacht hatte Janie vergessen, diese einfache Anweisung zu befolgen. Was konnte so schwer daran sein? Einatmen. Ausatmen. Doch der Tod hält sich nicht an die Spielregeln, dachte Joe. Er kommt, wenn man schläft.

Eine Fledermaus flog so nah an ihm vorbei, dass er den kalten Luftzug ihres Flügelschlags spürte. Er zog sich die Folie über den Kopf.

Der Tod, das spürte er, war kein Fremder. Nicht mehr. Er hatte ihn draußen in der Bucht getroffen, als er, taub vor Kälte und von Wut und Reue zerrissen, in den Abgrund geblickt hatte. Der Tod war da gewesen, er hatte im dunklen Wasser gewartet. Der Tod war geduldig. Was war für den Tod schon eine Woche? Ein Monat? Ein Jahr? Was spielte es für eine Rolle, dass der Wal ihn gerettet hatte, ihn auf seiner Bugwelle vor sich hergeschoben, ihn sicher an den Strand gespült hatte? Was kümmerte das den Tod? Ob er nun im pechschwarzen Wasser starb, an den Felsen zerschmettert wurde oder sich im Glockenturm zu Tode hustete, war dem Tod vollkommen egal. Das Ergebnis würde dasselbe sein. Joe spürte, wie er unter dem Gewicht dieses Gedankens zusammenzubrechen drohte, unter der ungeschminkten Tatsache seiner eigenen Vergänglichkeit.

Hinter der Holzwand konnte er Alvin Hocking beten hören.

22

Kein Strom und kein Telefon

Manche sagen, jede Fledermaus, die in einer leeren Kirche wohnt, sei die Seele eines Verstorbenen, die zwischen dieser und der nächsten Welt gefangen ist; und wenn sie bei Sonnenuntergang aus ihrem Versteck kommen, dann tun sie das, um um Aufnahme in die nächste Welt zu bitten; und die, die am Morgen zurückkehren, wurden abgelehnt. Manche sagen, die Fledermäuse seien die Geister derjenigen, die an der Grippe starben, denn das waren viele.

Aber nicht in St. Piran.

Die Magwiths nahmen ein Weidegatter und stellten es bei der Abzweigung nach St. Piran zwischen den Hecken auf. Bevis Magwith sicherte es mit Vorhängeschloss und Kette, und den ganzen ersten Tag hindurch stand einer der Magwith-Brüder Wache und ließ nur die durch, die er kannte. Doch das System war nicht perfekt. Als der junge Corin Magwith seinen Posten für zwanzig Minuten verließ, um die Kühe zum Melken zu bringen, mussten Aminata Chikelu und Elizabeth Bartle vor dem Tor warten.

»Wir müssen für jeden Dorfbewohner einen Schlüssel nachmachen lassen«, klagte Aileen Magwith.

Jeremy Melon brachte ein Zahlenschloss. »Jetzt müssen wir nur noch allen die Kombination sagen.«

Doch in der Praxis waren es ohnehin nur noch wenige, die sich auf die Straße trauten. Die meisten blieben zu Hause im Dorf – selbst die, die normalerweise zur Arbeit gefahren wären. Die Schulen und Universitäten im gesamten County waren geschlossen: eine vorübergehende Sicherheitsmaßnahme, die der Grippeepidemie und der Treibstoffknappheit geschuldet war. Benny Restorick kam nach einer erfolglosen Suche nach Benzin ins Dorf zurück. »Es gibt nirgendwo was«, erklärte er jedem, der es hören wollte. »Alle Tankstellen zwischen hier und Plymouth sind dicht«, sagte er. »Ich hab in Redruth stundenlang in der Schlange gestanden, aber jeder bekam nur zwei Liter. Zwei Liter! Und bevor ich dran war, war's schon alle.«

Mallory Books kam in seinem Mantel vorbei, mit Decken unter den Armen und einem Fünf-Liter-Kanister voll Wasser, marschierte zur Kirche hinauf und pochte gegen die Tür des Glockenturmes.

»Die antworten nie«, sagte eine Stimme. Es war Polly, die allein in einer Kirchenbank saß.

»Ich vermute, sie sind oben«, sagte Books.

»Ich denke auch. Sie können uns wahrscheinlich nicht hören.«

»Hast du versucht, sie zu rufen?«

»Ein paarmal.«

Der alte Arzt hielt sein Auge ans Schlüsselloch. Er sah nur Kartons. »Joe, wenn du da bist«, brüllte er. »Ich muss dir was sagen.«

Aus dem Turm kam nur Schweigen.

»Joe, ich lasse ein paar Decken vor der Tür liegen. Die Kirche wird in zehn Minuten leer sein. Du kannst runterkommen und sie dir

holen.« Er winkte Polly. »Und einen Kanister Wasser, für alle Fälle«, brüllte er.

Aus dem Glockenturm kam nichts als Schweigen.

Mallory richtete sich auf. »Ich schreibe ihm was auf.« Er verschwand in der Sakristei und kam mit Stift und Papier zurück. Als er fertig geschrieben hatte, faltete er das Papier sorgfältig in einen Umschlag und legte ihn auf die Decken. »Komm mit, meine Liebe.« Er hielt ihr die Hand hin, und Polly nahm sie. Dann verließen sie die Kirche.

Ungefähr zum Sonnenaufgang des zweiten Tages gingen die Lichter aus. Radiowecker schwiegen. Wasserkessel kochten nicht. Demelza Trevarrick stand zur Frühstückszeit mit einem Gin Tonic in der Hand vor Jessie Higgs' Geschäft.

»Irgendwas müssen wir ja trinken«, sagte sie.

Niemand im Dorf kochte oder heizte mit Gas; es führte keine Gasleitung nach St. Piran, doch Jacob Anderssen vom *Petrel* besaß einen Campingkocher, und den benutzte er jetzt, um Kaffee und Tee zu kochen. Schon bald bildete sich eine Schlange bis zum Hafen. Das Wasser kochte nicht schnell genug, um den Durst der gesamten Gemeinde zu löschen.

»Was meint ihr, wie lange wird das so bleiben?«, fragte Demelza, die zusah, wie die Schlange immer länger wurde.

»Wir hatten schon häufiger Stromausfälle«, sagte Moses Penhallow. »Einer hat mal eine Woche gedauert, da war ich noch klein.«

»Aber ist das wirklich nur ein Stromausfall?«, fragte Demelza.

»Ich denke, sie rationieren den Strom«, sagte Jeremy. »Vielleicht ist er nur für zwei oder drei Stunden weg und dann wieder da.«

»Zwei oder drei Stunden?«, sagte jemand. »Ich muss aber die Wäsche machen!«

Doch auch am späten Nachmittag war der Strom noch nicht wieder da. Noch immer war eine Gruppe von Dorfbewohnern um den Pub versammelt, und Jacob kochte heiße Getränke am Fließband. »Wir sollten hoch zur Kirche und uns ein paar von Joes Suppen holen«, sagte Kenny Kennet, doch das brachte ihm nur böse Blicke ein.

»Niemand betritt diesen Turm, bevor nicht beide wieder ganz gesund sind«, sagte Dr. Books. Er hatte einen Whisky mit Soda in der Hand.

Oder bevor sie beide tot sind. Das war bestimmt ein Gedanke, der vielen durch den Kopf ging.

»Alle aufzeigen, die dachten, der junge Joe Haak ist verrückt«, sagte Martha Fishburne, die nicht anders konnte, als sich wie eine Lehrerin aufzuführen. »Und jetzt hätten wir gerne ein paar von seinen Suppen.«

Polly Hocking kam den Hang vom Pfarrhaus herunter. »Irgendein Hinweis?«, fragte Jeremy.

»Kein Mucks«, sagte sie. Sie sah müde aus.

»Jemand sollte beim Stromversorger anrufen«, sagte Hedra Penhallow. »Da stimmt doch was nicht.«

»Die Telefone gehen auch nicht«, sagte Jessie Higgs. »Ich wollte heute Morgen bei der Molkerei anrufen, aber es kommt kein Freizeichen.« Ein Dutzend andere bestätigten ihre Beobachtung.

»Na, jetzt sind’s nicht mehr so viele, die den jungen Joe für verrückt halten«, sagte Martha. »Kein Strom und kein Telefon. Und bald wird’s auch kein Wasser mehr geben.«

»Sie sagen, die Grippe ist schon in Plymouth«, berichtete Benny Restorick. »Und in Redruth und in Truro.«

»Was ist mit Penzance?«, fragte jemand. »Und Treadangel?«

»Das weiß ich nicht, aber es wird nicht lange dauern.«

»Wir sollten nicht mehr rausfahren«, sagte Mallory Books. »Wir sollten alle im Dorf bleiben, bis die Epidemie vorbei ist.«

»Es kann eh keiner rausfahren, solange wir nicht an Benzin kommen«, sagte Benny.

Daniel und Samuel Robins kamen mit einer Kiste voll Fisch zurück – Seehecht und Seelachs und ein Dutzend Krebse. Die Bartle-Schwestern machten sich daran, die Fische zu entgräten und die Köpfe abzutrennen. Jacob und Romer Anderssen warfen die Fische in Pfannen. »Klopft doch mal bei den Leuten«, forderte Jacob Thomas Horsmith und Benny Shaunessy auf, »heute gibt es Abendessen umsonst.«

»Aber kein Freibier«, schob Romer nach.

Und keine halbe Stunde später war aus der Krise in St. Piran eine Party geworden. Der alte Garrow verschwand in seinem Häuschen und kam mit einem Schifferklavier zurück. Kenny holte eine Blechflöte aus einem seiner Beutel, und schon erklang ein altes Seemannslied. Aminata saß zwischen den beiden und sang den Text. Der Fisch briet, die Füße wippten, Cider und Ale flossen, und eine sanfte Herbstbrise kam vom Meer herein. Moses und Hedra zündeten Kerzen an, Martha und Ronnie tanzten, Demelza steckte

sich eine französische Zigarette an, und Kenny, wenn er nicht gerade Flöte spielte, flüsterte Annie Bartle ins Ohr. Kinder rannten herum, es wurde getratscht, Geschichten wurden erzählt. Ein Pudel suchte nach Fischköpfen und Resten, und Jacob rief mit lauter Stimme über die Köpfe der Leute hinweg und wendete die Fischfilets in den Pfannen, während ganze Familien mit Klappstühlen und Tischen den Hang herunterkamen. Man hätte denken können, hier würde ein Jubiläum gefeiert oder die Krönung eines Königs. Das Einzige, was dazu fehlte, waren Wimpel und Souvenirs und die Torte. Und wenn sich, als es spät wurde und die Musik weiterspielte, eine Gestalt von der Feier absetzte, in den Schatten von Harbour Hill eintauchte und sich um die Ecke in die Fish Street verdrückte, wem wäre das aufgefallen, jetzt, da die Schatten immer länger wurden? Und wenn diese Gestalt einen Mantel um sich schlang und sich eine Strähne aus dem Gesicht strich und zu der grauen Silhouette des normannischen Turmes hinaufblickte, dann war das vielleicht genau so, wie es sein sollte. »Die einen tanzen und die anderen weinen«, wie Martha gern sagte. Nicht jeder war in der Stimmung für fröhliche Musik.

»Polly?« Zumindest eine Person hatte gesehen, wie sie sich von der Party davongestohlen hatte. »Soll ich mit dir kommen?«

Polly drehte sich um. Die Krankenschwester trug bereits ihre Arbeitskleidung. »Aminata?«

»Soll ich dich begleiten?« Aminata schob ihre Hand in Pollys Armbeuge.

»Ist schon okay. Ich glaube, ich muss mal allein sein.«

»In Senegal gibt es ein Sprichwort«, sagte Aminata. »Alleinsein ist niemals gut. Aber wenn du wirklich mal allein sein *musst*, dann

sei mit einem Freund allein.«

»Ein Dorf«, hätte Martha Fishburne gesagt, »ist mehr als nur ein paar Häuser. Es ist ein Netz aus Verbindungen.« In einem anderen Leben hätte Joe mit seinem Computer ein Modell davon anlegen können. Die Krankenschwester, die in der Nacht arbeitet, ist mit der jungen Frau befreundet; die junge Frau ist mit dem Pastor verheiratet; der Pastor ist mit dem Analysten im Turm eingesperrt; der Analyst hört zu, wie der Pastor betet. Zieht man an einem Ende dieses Netzes an einem Faden, reagiert das gesamte Dorf. Deshalb konnten einhundert Menschen einen Wal retten. Und deshalb hatten ein eingehakter Arm und ein Spaziergang den Hang hinauf eine so große Bedeutung.

Am Morgen des dritten Tages gab es noch immer keinen Strom, doch inzwischen hatte die Partystimmung nachgelassen und das Dorf stand vor einem neuen Problem. Martha Fishburne hatte den Wasserhahn in ihrem Badezimmer aufgedreht und nur das hohle Echo leerer Leitungen gehört. Sie war auf die Straße hinausgegangen und dort Jessie Higgs' Ehemann Jordy begegnet, der gerade von der Marine nach Hause gekommen war.

»Bootsmann«, sagte Martha. »Du bist wieder da.«

»Wir sind alle auf Landurlaub geschickt worden«, erzählte er. »Um bei der nationalen Notlage zu helfen.«

»So nennen sie das? Eine nationale Notlage?«

»Scheint so.« Bootsmann Jordy Higgs war ein von Wind und Sonne gezeichneter junger Mann, das Gesicht quadratisch und rot wie ein rohes Steak.

»Na, ich hab eine ganz eigene nationale Notlage«, sagte Martha. »Ich hab kein Wasser.«

»Keiner hat welches«, sagte Higgs. »Bevis ist mit den Jungs unterwegs zur Pumpe, um zu sehen, ob da was kaputt ist.« Sein Schulterzucken verriet, wie er die Erfolgsaussichten der Mission einschätzte.

»Wie soll ich mich jetzt waschen? Wie sollen wir uns waschen?«

»Im Meer?«, schlug Higgs vor.

Martha seufzte. »Da halte ich nur den klitzekleinsten Zeh rein.«

23

Currypaste, einhundert, achtundvierzig

Vielleicht war es seine Methode, mit der Situation klarzukommen. Außerdem war es im Glockenturm kalt. Joe betrachtete das Umschichten der Kartons als Sport. Er hatte mit seiner Inventur angefangen. Alvin beobachtete ihn, in sein Priestergewand gewickelt und mit jedem Atemzug Nebelwölkchen ausblasend. »Ich hoffe, Sie erwarten nicht, dass ich Ihnen helfe«, hatte er zu Joe gesagt. »Ich hab’s am Rücken.«

»Ich mach das nur, um mich zu beschäftigen«, sagte Joe. Er schichtete Kartons von einem Stapel auf den anderen und legte dabei eine Liste der Vorräte an. »Irgendwas müssen wir ja machen.«

»Wir könnten beten.«

»Stimmt, aber davon wird einem nicht warm. Zumindest nicht, wenn man’s so macht wie ich.«

»Wenn Sie wollen«, sagte Alvin, »könnte ich das Schreiben übernehmen.« Er hielt ihm die Hand für Stift und Papier hin.

»Danke.« Joe fing an, ihm den Bestand zuzurufen. »Zwölf Gläser Rote Bete in Scheiben, je 560 Gramm.«

»Zwölf Rote Bete, 560«, las der Pastor, während er es aufschrieb.

»Zwölfmal Gemüsesuppe, 400 Gramm.«

»Zwölf Gemüsesuppe, 400.«

Sie mussten 3800 Artikel auflisten. Das würde einige Zeit in Anspruch nehmen.

»Hat man Ihnen keine Quittungen mitgegeben?«, fragte Alvin. »Das muss doch alles auf den Belegen stehen.«

»Wahrscheinlich schon«, sagte Joe. »Aber ich hab sie verloren.«

»Sie haben sie verloren? Wie kann man die denn verlieren?«

»Okay, ich hab sie weggeworfen«, sagte Joe. »Fragen Sie nicht, wieso.« Die Quittungen hatten ihm nicht gefallen. Sie waren ihm wie eine nachverfolgbare Spur erschienen. Er hatte die Zahlen darauf nicht gemocht, die Preise, die Gesamtsummen. Er wollte sein Lager nicht als finanzielle Transaktion betrachten. Er wollte nicht darüber nachdenken, wie viel das alles gekostet hatte.

Doch sein neuer Begleiter wollte diese Schwäche nicht einfach so hinnehmen. »Sie sind ein Esel«, informierte ihn Hocking.

»Stimmt«, gab Joe ihm recht. »Ich bin ein hoffnungsloser Fall. Shirataki-Engelshaar, sechsundreißig Pakete, 150 Gramm.«

»Ich weiß nicht mal, wie man das schreibt.«

»Schreiben Sie Nudeln.«

»Ich kann nicht fassen, dass Sie die Kassenbelege einfach weggeworfen haben.« Es fiel dem Pastor offensichtlich schwer, Dinge ruhen zu lassen. »Einfach weggeworfen!« Mit ausgestrecktem Arm warf er imaginäre Zettel weg.

»Sie brauchen nicht zu helfen, wenn Sie nicht wollen.« Joe streckte die Hand nach der Liste aus.

»Nein. Schon gut. Ich finde bloß, dass Sie ein Esel sind. Das ist alles.«

Und ich halte Sie für einen Blödmann, dachte Joe, doch er sagte bloß, »Pint-Flaschen Maissirup – zwölf.«

»Maissirup. Pint. Zwölf. Wieviel ist das in Liter?«

»Keine Ahnung. Ist auch nicht wichtig.«

»Natürlich ist das wichtig.« Hocking war gereizt. »Wir können nicht das eine in Pint und das andere in Litern angeben.«

Joe atmete sehr langsam aus. »Schreiben Sie's einfach auf.«

Hocking schnaubte. »Ich finde es trotzdem wichtig.«

»Zwölfeinhalb-Liter-Fässer kaltgepresstes Rapsöl extra«, sagte Joe. »Vier.«

Und so arbeiteten sie sich voran. Nach einer Stunde hatten sie noch keine zweihundert Artikel erfasst. »Das könnte die ganze Woche dauern«, beschwerte sich der Pastor.

»Wir haben vielleicht auch die ganze Woche Zeit«, sagte Joe. »Wir müssen uns mit irgendetwas die Zeit vertreiben.«

»Wer hätte gedacht«, sagte Hocking, als sie sich an einen neuen Stapel Kartons machten, »dass Grippe so tödlich sein kann?«

Ja, wer?

»Es ist die tödlichste bekannte Krankheit«, sagte Joe. Er sah den ungläubigen Blick des Pastors. »Wir nehmen sie bloß nicht mehr ernst. Wenn wir einen Tag frei haben wollen, rufen wir bei der Arbeit an und sagen, wir haben Grippe. Das ist verrückt, wenn man drüber nachdenkt. Wir fürchten uns viel mehr vor Krankheiten wie Ebola, SARS, aber das liegt nur daran, dass wir das Prinzip Risiko nicht verstehen. Manche Ebola-Stämme töten rund siebzig Prozent der Betroffenen, und das macht uns Angst. Wir denken, dass selbst die schlimmste Grippe nicht ansatzweise so tödlich sein kann. Die alljährliche Grippewelle tötet nur einen von tausend Menschen, da braucht man sich nicht groß zu sorgen, richtig? Aber das bedeutet immer noch, dass in Großbritannien jedes Jahr siebentausend

Menschen an der Grippe sterben. Sechsunddreißigtausend in den USA. Rund eine halbe Million weltweit. Es gibt nicht viele Infektionskrankheiten, die eine halbe Million Menschen pro Jahr töten, aber die Grippe schon. Und was, wenn es einen Grippevirus geben sollte, der eine viel höhere Prozentzahl seiner Opfer tötet? Irgendwas zwischen zehn und zwanzig Prozent? Das ist die Sterblichkeitsrate, mit der man bei einer richtig schlimmen Grippe rechnen muss. Und die Grippe hat einen gewaltigen Vorteil im Vergleich zu Krankheiten wie Ebola oder Milzbrand: Man steckt sich viel leichter damit an. Das ist das Geniale am Grippevirus. Er hat die schnellstmögliche Methode gefunden, sich zu verbreiten. Um sich mit Ebola anzustecken, muss man mit Körperflüssigkeiten in Kontakt kommen, aber um sich die Grippe einzufangen, reicht es, dieselbe Luft zu atmen.«

Das schien Hocking nicht zu schmecken. »Ich finde nicht, dass man die Grippe genial nennen sollte«, sagte er. »Oder dass die Grippe irgendwas herausgefunden hat. Das ist ein Virus. Der findet nichts heraus.«

»Vielleicht nicht in dem Sinn, wie Sie es meinen«, sagte Joe. Er wollte weiterreden, doch er tat es nicht. »Achtundvierzig Stück Seife.«

»Seife, achtundvierzig.«

Eine Routinetätigkeit diszipliniert auszuführen hat etwas Beruhigendes. Es befreit einen von der Erwartung, sich zu unterhalten. Es lässt wenig Platz für Überlegungen. Wenn man trödelt, na ja, dann wartet die Aufgabe trotzdem auf einen. Die Kartons sind immer noch da. Eine Aufgabe wie diese kann einen ganz eigenen Rhythmus entwickeln, und so war es auch hier. Zwölf

Dosen Erbsen. Erbsen, zwölf. Neun Gläser Ananasmarmelade. Marmelade, Ananas, neun.

»Fünfundzwanzig-Kilo-Sack Erdnüsse«, rief Joe.

»Nicht für den Verzehr gedacht«, antwortete der Pastor.

»Doch, natürlich!«

»Nein. Das ist Vogelfutter.«

»Wer ist so blöd und kauft einen riesigen Sack Erdnüsse, um damit Vögel zu füttern?«

»Ja, wer?«

»Na, jetzt sind sie für den Verzehr gedacht«, sagte Joe.

»Falls überhaupt jemand außer Ihnen und mir jemals irgendwas von all dem anrührt«, sagte Hocking. Sein Ton hatte etwas Beißendes.

»Hoffen wir mal, dass sie es nicht brauchen«, sagte Joe. Dabei hätte er es gern belassen.

»Haben Sie mal darüber nachgedacht«, bohrte der Pastor weiter, »als Sie Ihr kleines Warenlager hier angelegt haben … wie viel Fisch jedes Jahr in St. Piran angelandet wird?«

Die Frage saß. Joe spürte das vertraute Flattern, das er immer dann verspürte, wenn sich eine Aktie, die sie bei *Lane Kaufmann* geshortet hatten, entgegen seinen Analysen positiv entwickelte. Er wollte die Antwort nicht hören.

»Im letzten Jahr waren es vierundzwanzig Tonnen«, sagte Hocking. Das machte ihm Spaß. »Soll ich das kurz für Sie herunterrechnen?«

»Wenn Sie wollen …«

»Das ist genug, um ein Dorf problemlos zu ernähren. Fast ein halbes Pfund frischer Fisch für jeden, jeden Tag.«

Bei *Lane Kaufmann* hatte es Tage gegeben, an denen sich alles, was Joe anfasste, in Blei verwandelte. Natürlich war keiner dieser Tage so schlimm gewesen wie der, an dem er geflohen war, doch auch an diesen Tagen hatten ihn alle anklagend angesehen, weil die Verluste in den sechsstelligen Bereich rutschten.

Ein halbes Pfund Fisch. Er versuchte, sich diese Menge vorzustellen. Wie sah ein halbes Pfund Fisch aus?

»Stellen Sie sich ein normales Steak vor, Joe. Das ist eine volle Mahlzeit.«

»Aber nicht genug, um davon zu leben«, sagte er.

»Und was ist mit Bevis Magwiths Farm? Haben Sie mal darüber nachgedacht, wie viel Milch die Kühe produzieren? Er hat sechzig Kühe, vierzig davon geben Milch. Er hat mir erzählt, dass sie jeden Tag mehr als 800 Liter Milch geben. Ich habe das in Pint umgerechnet, Joe, weil ich weiß, dass Sie das zu schätzen wissen. Das sind fünf Pint für jeden Bewohner von St. Piran. Jeden Tag.«

Dachte er je über irgendetwas nach? Er dachte jetzt an den Fisch, den er und sein Vater aus dem flachen Wasser um die Insel herum gezogen hatten. In Butter gebraten zerfiel er im Mund. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will sagen, dass Sie gerade Ihre gesamten Ersparnisse auf einen Haufen billigen Dosenfraß verschwendet haben, den niemand wirklich braucht. Da hätten Sie besser den Fang eines Jahres aufgekauft.«

»Hier geht’s um die menschliche Natur«, hatte Lew Kaufmann ihm erklärt, an dem Tag, als sie im Büro des alten Mannes in der

zwölften Etage gesessen hatten, unter den Augen der Osterinsel-Statue.

»Ja?«

»Ja, natürlich. Bei Wirtschaft geht es immer um die menschliche Natur. Das Eigeninteresse des Einzelnen. Jedes Wirtschaftsmodell basiert auf der Annahme, dass menschliche Wesen sich selbstsüchtig verhalten werden.«

»Cassie funktioniert nicht so.«

»Ach nein?« Der alte Mann hatte sich zurückgelehnt und eine verwitterte Augenbraue hochgezogen. »Da haben Sie mir aber was anderes erzählt, als Sie mir Cassie zum ersten Mal gezeigt haben. Erinnern Sie sich? Sie sagten, sie errechnet den Durchschnitt der Vorhersagen von Wirtschaftsexperten; jeder von denen glaubt an Egoismus. Also wird Egoismus automatisch in die Vorhersagen einfließen, die Cassie tätigt.«

»Vermutlich«, hatte Joe eingeräumt. »Aber ist das nicht eine ziemlich düstere Sicht auf die Menschheit?«

Der alte Banker hatte den Kopf geschüttelt. »Eigentlich nicht. Egoismus ist bloß eine andere Umschreibung für den Überlebensinstinkt, und das ist eine der positivsten Eigenschaften, die wir besitzen. Wenn der Kollaps kommt«, sagte er, »können Sie darauf zählen, dass der Egoismus hervortreten wird.«

»Zwölf Gläser Arrabiatasoße«, sagte Joe jetzt.

Doch seine Gedanken waren nicht mehr beim Zählen von Vorräten, sondern bei seiner Unterhaltung mit Kaufmann. Der alte Mann war an jenem Tag in apokalyptischer Stimmung gewesen. »Wenn der Kollaps kommt«, hatte Kaufmann gesagt, »wird der Überlebensinstinkt seine ganze Macht zeigen.« Er hatte ausgiebig

und feucht gehustet, und Joe war der Gedanke gekommen, dass dieser greise Banker vielleicht mehr über den Überlebensinstinkt wusste, als ihm selbst bewusst war. »Die Leute werden zu Hause bleiben, aber nur für eine gewisse Zeit. Wenn das Wasser nicht mehr fließt, werden sie aus den Städten fliehen. Sie werden zu Zehntausenden fliehen, zu Zehnmillionen. Dann wird der Egoismus das Gemeinschaftsinteresse übertrumpfen und sogar das nationale Interesse.« Kaufmann hatte Joe mit eisigen Augen angesehen. »Es wäre besser für alle«, hatte er gesagt, »wenn diese Millionen zu Hause blieben; wenn die zentralen Arbeiter in den Kraftwerken, bei den Wasseraufbereitungsanlagen, den Treibstofflagern und den Logistikzentren beschützt und zurück zur Arbeit begleitet würden. Aber der Überlebensinstinkt kann nicht erkennen, dass der Mann, dem die Leute da auf der Straße gerade den letzten Liter Treibstoff rauben, ein Fahrer ist, der Nahrungsmittel ausfährt. Niemand fragt erst, ob die Frau, der sie gerade den letzten Laib Brot klauen, vielleicht Ingenieurin im Kraftwerk ist.«

»Arrabiatasoße?« Hockings Stimme war voller Verachtung. »Was ist das überhaupt? Wer in St. Piran kocht jemals Arrabiatasoße?«

»Die passt gut zu Fisch«, sagte Joe.

Sie machten Mittagspause. Thunfisch aus der Dose und kalte Dosenkartoffeln.

»Wie geht’s Ihnen?«

»Okay. Für Symptome ist es eh noch zu früh.«

Anschließend stieg Joe in die oberste Etage des Turmes hinauf. Janie lag immer noch da. Janies Körper. Er verspürte den Drang, sie

auszupacken, nur um sicherzugehen. Was, wenn sie nur schlief? Er rief nach Hocking, der sich im dritten Stock ausruhte. »Alvin?«

»Ja.«

Wie kalt es hier oben war. Er griff in die Falten ihres Leichentuchs hinein und fand Janies Hand.

»Ja, Joe. Was denn?«

»Nichts.« Wie konnte ihre Hand so schnell so kalt werden? Was passierte mit all der Wärme?

Ein halbes Pfund Fisch. Milch und Butter und Sahne und Käse. Konnte man sich noch besser ernähren? Das beste Mahl seines Lebens waren über einem Lagerfeuer gegarte Champignons mit Knoblauch gewesen. Brauchte überhaupt jemand Mark-Erbsen oder Arrabiatasoße? Inmitten all dieser kalten Konserven und mit dem Geschmack von gelatineartigen Dosenkartoffeln und ölig-chemischem Industriethunfisch im Mund erschien ihm der Gedanke an frisches, gesundes Essen, an Fisch, der noch am selben Tag aus dem Meer gezogen worden war, an Milch, die noch warm war, wie ein Traum aus einer anderen Welt.

»Ich glaube, ich muss mich entschuldigen«, sagte Hocking wieder einmal. Er war still die Treppe hinaufgekommen und stand jetzt hinter ihm.

»Wofür?«

»Ich habe Sie einen Esel genannt.«

»Ich bin ein Esel.«

»Kann sein, aber ich hätte Sie nicht so nennen dürfen.« Der Pastor legte dem jüngeren Mann eine Hand auf den Arm und ließ sie bis zu seiner Hand hinunterrutschen, die im Leichentuch steckte. Er

löste Joes Hand von der kalten, toten Hand von Janie Coverdale. »Lassen Sie sie gehen, Joe.« Er zog Joes Arm langsam heraus.

»Ich denke …«, sagte Joe. »Ich denke …« Dachte er jemals irgendetwas? Konnte er überhaupt denken? »Ich denke …«

»Schon gut, Joe.«

Wieso zitterte er so? »Ich denke, wir sollten sie begraben.«

»Das ist verboten. Sie darf nicht ohne Leichenschau begraben werden. Vertrauen Sie mir. Damit kenne ich mich aus.«

»Was sollen wir dann tun?«

»Wir müssen ihren Tod offiziell melden. Ein Arzt muss sie untersuchen. Mallory Books reicht da nicht. Wir brauchen einen richtigen Arzt.«

»Aber wie sollen wir das machen? Wir haben uns mit der Grippe angesteckt. Wir können nicht mal ins Dorf gehen.«

»Dann müssen wir warten. Das Amt wird unter diesen Umständen über die verspätete Meldung hinwegsehen.«

»Wenn es überhaupt noch ein Amt gibt.« Joes Zittern legte sich ein wenig.

»Es gibt ein paar Dinge, auf die wir uns immer verlassen können, Joe. Die Sonne wird morgen aufgehen. Wir sind alle sterblich. Und es wird immer Gesetze geben, die es zu befolgen gilt.«

Und der menschliche Egoismus, dachte Joe. Auch darauf können wir uns immer verlassen.

»Sollen wir mit der Liste weitermachen?«, fragte Hocking.

Jetzt war es Joe, der mit den Schultern zuckte. »Wozu? Wir haben ja anscheinend mehr Fisch, als wir essen können. Wir haben Milch und Butter und Clotted Cream. Gibt es im Dorf auch Hühner?«

»Toby Penroth hat ein Dutzend. Und die Moots und die Shaunessys.«

»Also auch Eier.«

»Und Lammfleisch. Bevis hat hundert Schafe.«

»Hundert? Wie viel Fleisch gibt ein Schaf?«

»Das weiß ich nicht, aber ich denke mal, es reicht für ein schönes Grillfest fürs Dorf.«

Joe seufzte. »Warum hat mir das niemand gesagt?«

»Die haben wahrscheinlich gedacht, Sie kommen selbst dahinter. Wir stellen nicht viele Fragen, hier in St. Piran. Wenn ein junger Verrückter in seinem schicken Auto ankommt und den Kirchturm mit Essen füllen will, wieso sollte man ihn daran hindern? So sind wir einfach nicht gestrickt.«

»Na, hätte das mal jemand getan.«

Sie saßen eine Weile lang da, doch zum Sitzen war es zu kalt. Der Wind blies durch alle Öffnungen.

»Was machen wir hier eigentlich?«, fragte Joe, als sie minutenlang schweigend dagesessen hatten. »Warten wir einfach ab, dass wir sterben?«

»Natürlich nicht. Wir sind bloß verantwortungsbewusst. Wir lassen den Virus nicht ins Dorf.«

»Aber er wird das Dorf trotzdem erreichen. Irgendwann. Jemand wird es bis nach St. Piran schaffen, und dann geht alles seinen Lauf.«

»Das glauben Sie doch nicht wirklich.«

»Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll.« Joe war aufgesprungen und ging jetzt hin und her.

»Was, wenn wir ein Leben retten können? Nur ein einziges?«, fragte Alvin.

»Ich weiß.«

»Was, wenn es Pollys wäre?«

Seltsam, wie ein Name eine Waffe sein kann. Wie ein Name jeden Widerstand brechen, einen zum Stolpern bringen kann. Reagierte er auf den Namen? Ließ er ihn zögern? Beobachtete Alvin Hocking ihn, um Beweise zu finden? Aber Beweise für was? Er hatte sie nicht einmal geküsst. Und doch dachte das halbe Dorf …

»Zwischen mir und Polly ist gar nichts«, sagte Joe, und schon wünschte er sich, er hätte nichts gesagt. Wie kann ein Mann sich schuldig fühlen, wenn er doch gar kein Unrecht begangen hat?

Doch der ältere Mann beobachtete ihn gar nicht. Er saß mit hängendem Kopf da, die Hände vor dem Gesicht. »Ich weiß«, sagte er. »Polly hat’s mir erzählt.«

»Was erzählt?«

»Sie hat mir erzählt, dass zwischen Ihnen nichts war, aber ich habe mitbekommen, wie sie Sie ansieht. Und wie Sie sie ansehen. Wenn man Natrium in Wasser gibt, gibt es eine Reaktion. Das Natrium entscheidet sich nicht zu reagieren. Genausowenig das Wasser. Die Gesetze der Natur übernehmen einfach das Kommando.«

»Ich dachte, Sie glauben nicht an die Gesetze der Natur.«

»Wieso? Weil ich Priester bin? Mein Junge, ich muss an die Gesetze der Natur glauben. Ich glaube ja, dass Gott sie erschaffen hat.«

»Und hat er auch die Grippe erschaffen?«

»Ah.« Hocking hob den Kopf. »Für diese Unterhaltung würden wir eine Woche brauchen.«

»Vielleicht haben wir eine Woche.« Falls wir nicht in zwei Tagen beide tot sind.

Zumindest redeten sie nicht mehr über Polly.

»Sagen Sie, Joe, glauben Sie, dass die Natur so grausam sein *muss*? Dass sie so blutig ihre Zähne und Klauen einsetzen muss? Was, wenn Gott die Raubtiere wegnehmen würde? Wäre das nicht eine schönere Welt?«

»Vielleicht.«

»Aber dann würden uns die Kaninchen überrennen. Und die Ratten. Und die Weidetiere. Und alles Grasland würde kahlgefressen. Die Wälder würden abgefressen, und die Welt würde untergehen.«

Die Welt würde untergehen. Die Lieferketten würden zusammenbrechen. »Also wird sich der Löwe nie neben das Lamm legen?«, fragte Joe.

»Höchstens im Zoo.«

»Und die Grippe ist bloß irgendein Raubtier?«

»Ja. Etwa nicht?«

»Also hat Gott die Grippe erschaffen, um das Gleichgewicht zu bewahren.«

»Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, dass die Grippe existiert, also muss sie Teil seines Planes sein.«

»Dann ist das also die Welt, die Leibniz beschrieben hat, richtig?«

»Leibniz?«, fragte der Pastor.

»Gottfried Leibniz. Ein Mathematiker.« Wie ich. »Von ihm stammen, mehr oder weniger, die Regeln der binären Arithmetik.

Aber er hatte auch ein paar schräge Ideen. Genau wie Sie dachte er, dass alles, was wir an der Welt unangenehm finden, wie die Grippe, Wespen, Erdbeben, Krieg – na ja, dass all das existiert, weil die Welt ohne es ein schlechterer Ort wäre. Und Leibniz glaubte, dass wir in der besten aller möglichen Welten leben.« Wie Dr. Pangloss, von dem Lew Kaufmann ihm erzählt hatte.

Der Priester stand langsam auf.

»Und stimmt das?«, fragte Joe ihn. »Leben wir in der besten aller möglichen Welten? Glauben Sie das?«

»Wenn Sie meinen, ob ich glaube, dass Gott diese Welt den Bach runtergehen lassen wird, dann nein, das glaube ich nicht. Ich glaube nicht, dass diese Grippe, oder dieser Krieg im Golf, mehr als nur ein paar Unannehmlichkeiten nach sich ziehen werden. Für ein paar Tage. Sie sehen das natürlich anders.«

»Ach ja?« Niemand lässt sich gern sagen, was er denkt.

»Natürlich tun Sie das. Warum sonst all das hier?« Hocking deutete in Richtung der Kartons und Säcke.

»Bei der Zukunft ist es wie bei der Wettervorhersage«, sagte Joe. »Man kann nicht besonders weit vorausblicken. Und auch wenn man denkt, dass man es kann, kann man sich immer noch irren.«

»Und Sie haben das hier vorausgesehen?«, fragte Hocking. »Sie haben vorausgesehen, dass St. Piran Hunger leiden wird?«

»Ich nicht«, sagte Joe. »Ich habe gar nichts gesehen. Das war Cassie.«

»Wer ist Cassie?«

Joe zuckte mit den Schultern. »Jemand, der in die Zukunft blicken kann. Ein kleines Stück. Das ist keine Wissenschaft, Alvin. Das ist

nicht wie bei Natrium und Wasser. Das sind alles bloß Vermutungen.«

»Verstehe.« Der ältere Mann hatte seine Hände tief in die Taschen geschoben, um sie zu wärmen. »Also ist das alles hier nur eine Vermutung?«

»Natürlich.« Wie könnte es irgendetwas anderes sein? »Es gibt vier Szenarien«, sagte Joe. »Hören Sie sie sich an und wählen Sie eines aus.« Er hatte Lew Kaufmanns fiebrige Stimme im Ohr. »Szenarium eins sagt, dass Leibniz recht hat. Wir leben in der besten aller möglichen Welten. Und alles wird immer noch besser und besser. Unsere Autos werden schneller, unsere Teller voller, wir leben immer länger. Szenarium zwei sagt, Leibniz ist ein Idiot. Alles wird langsam und unaufhaltsam immer schlechter. Ernten fallen aus. Wüsten breiten sich aus. Korallenriffe sterben ab. Das Öl geht langsam zur Neige. Es ist ein langer, langsamer Abstieg, der über die Armut der dreißiger Jahre zurückführt bis in die Subsistenzwirtschaft des Mittelalters. Szenarium drei kann sich nicht recht entscheiden. In diesem Szenarium bleibt das Leben mehr oder weniger so, wie es ist. Wir laufen alle fröhlich mit, und es verändert sich nicht viel. Aber Szenarium vier ist das, von dem mein Freund Lew Kaufmann gesprochen hat, und hat man einmal von Szenarium vier gehört, ja, dann kann man nicht mehr aufhören, sich Gedanken zu machen. Seit wir uns in einer Weinbar gegenübersaßen und er mir davon erzählte, will es mir nicht mehr aus dem Kopf.«

»Eine Art Zwangsvorstellung.«

»Wenn Sie so wollen.«

»Und was ist Szenarium vier?«

Joe dachte an Kaufmann – an die vierte mögliche Zukunft. »Wir glauben, dass komplexe Systeme ewig bestehen.« Aus irgendeinem Grund war das Bild des Wales in seinen Kopf geschwommen. »Denken Sie mal an den Wal«, sagte er. »Hatten Sie schon mal ein so großes Lebewesen gesehen? Können Sie sich die Komplexität vorstellen, den Organisationsaufwand, die gleichzeitig ablaufenden Systeme, die nötig sind, um ein solches Tier am Schwimmen zu halten? Wie viele Milliarden Zellen hat so ein Wal – und jede einzelne ist eine winzige Maschine, die Proteine produziert, sich reproduziert und Energie verbraucht. Stellen Sie sich vor, welche Arbeit die Nieren leisten müssen. Wie viel Sauerstoff die Lungen verarbeiten müssen. Wie groß muss wohl das Herz sein? Mit welcher Kraft schlägt es? Das ist ein Tier, das keine natürlichen Feinde hat – außer dem Menschen. Was könnte so einem Tier etwas anhaben? Und doch …« Joe blickte Alvin Hocking an. »Und doch … für kurze Zeit am Strand von St. Piran waren all diese biologischen Systeme komplett nutzlos. Das ist Szenarium vier. Das stand dem Wal bevor. Ohne uns hätten all diese komplexen Systeme die Arbeit eingestellt, eins nach dem anderen. Zuerst die Lungen, dann das Herz, dann das Gehirn und all die anderen Organe. Und danach wären nur noch die Milliarden Zellen übrig gewesen. Aber deren Versorgungsketten wären plötzlich weggebrochen. Sie hätten keinen Sauerstoff mehr bekommen und keine Nahrung. Also sterben auch die Zellen, eine nach der anderen. Hat der Wal erst einmal aufgehört zu atmen, ist es egal, ob man eine Zelle im Herzen oder eine Zelle an der Schwanzspitze ist. Es gibt dann kein Szenarium mehr, in dem man überlebt.«

»Das ist also Szenarium vier? Der Tod?«

»Komischerweise habe ich das bisher nie so gesehen, aber ja. Alle komplexen Systeme haben dieselben vier Entwicklungsmöglichkeiten. Sie können wachsen, sie können sich zurückentwickeln, oder sie können unverändert weiterlaufen. Oder sie sterben. Das ist Szenarium vier. Das passiert mit jedem von uns. Und das passiert auch mit der Welt.«

»Die Welt ist ein gestrandeter Wal?«

»Ja. Das glaube ich tatsächlich.«

»Aber der Wal ist nicht gestorben …«

»Aber nur, weil wir da waren, um ihn zu retten.« Die beiden Männer sahen einander an. »Ich treffe Vorhersagen«, sagte Joe. »Das ist mein Beruf, aber es gibt ein Problem, wenn wir die Zukunft vorhersagen. Wir neigen dazu, bei unseren Visionen von der Zukunft auf unser Wissen über die Vergangenheit zurückzugreifen. Das war auch mein Fehler. Man kann einfach nicht von heute auf morgen schließen.«

Alvin Hocking griff in sein Gewand und holte seine kleine Bibel hervor. »Gott verwendet dieselbe Metapher«, sagte er. Er blätterte in seinem Buch. »Er warnt den Propheten Hiob. Unterschätze Gott niemals. Das ist seine Botschaft. Er verwendet das Bild des Leviathans – eines gewaltigen Wesens aus der Tiefe, das so ungeheuerlich ist, dass man gar nicht auf die Idee kommt, sich zu widersetzen.«

»Ein Wal«, sagte Joe.

»Vermutlich ein Wal. Oder etwas noch Furchteinflößenderes.« Der Pastor legte den Finger auf eine Zeile. »Kannst du den Leviathan an den Haken bekommen«, las er vor, »und sein Maul mit einem Strick niederhalten? Kannst du ihm ein Binsenseil an die

Nase legen und mit einem Haken ihm die Backen durchbohren? Meinst du, er wird einen Bund mit dir schließen? Meinst du, die Zunftgenossen werden um ihn feilschen und die Händler ihn verteilen? Siehe, jede Hoffnung wird an ihm zuschanden.«

»Das gefällt mir«, sagte Joe. »Die Warnung, dass manche Mächte so elementar sind, dass die Menschheit nichts dagegen tun kann.«

»Wenn Sie so wollen.«

»Und warnt uns Hiob vor dem Ende der Welt?«

»Ah …« Wieder blätterte Hocking in seiner Bibel. »Nicht direkt. Wenn wir Armageddon verstehen wollen, müssen wir Johannes lesen. Bei ihm finden wir die vier apokalyptischen Reiter, die biblischen Boten des Endes der Welt. Der erste reitet auf einem weißen Pferd. Er ist die Plage.«

»Eine Plage?«

»Ja. Vielleicht so wie die Grippe. Dann kommt Krieg – auf seinem roten Pferd.«

Es wird zum Krieg kommen, hatte Lew Kaufmann gesagt.

»Dann kommt Hunger, auf einem schwarzen Pferd.«

»Ich glaube, das dauert nicht mehr lange.«

»Und zum Schluss kommt das fahle Pferd. Der Reiter wird mit einer Sichel dargestellt.«

»Und wer ist das?«

»Sein Name ist Tod.«

Sie gingen gemeinsam die Treppe hinab. »Wollen Sie mal das Aufschreiben übernehmen?«, fragte Hocking. Er nahm ein Paket Dosen von einem Stapel. »Milchreis, zwölf Dosen.«

»Milchreis«, sagte Joe und schrieb es auf. »Zwölf.«

»Currypaste, hundert Gramm, achtundvierzig Beutel.«

»Currypaste, hundert, achtundvierzig.«

»Curry mag ich«, sagte der Pastor. »Gute Wahl.«

24

Ich mochte sie

In den dunklen, stillen Stunden des zweiten Morgens beerdigten sie Janie Coverdale in einem Sarg aus Pappkarton, braunem Klebeband und alten Glockenseilen. Es war egal, ob es verboten war. Sie schlichen sich auf den Friedhof, und der Priester schloss den Geräteschuppen auf. Darin fanden sie zwei scharfe Spaten, eine Spitzhacke und eine Schaufel. Sie arbeiteten schnell, im Licht einer Taschenlampe, in einer Ecke des Friedhofes, von der Hocking sagte, die Erde sei weich und die Steine lägen tief. Sie hoben ein sehr flaches Grab aus. »Das wird reichen«, sagte der ältere Mann. »Wenn alles vorbei ist, betten wir sie um.«

Falls das alles je vorbeigeht, dachte Joe.

Als das Loch tief genug für den Leichnam war, hoben sie Janie hinein. Sie wirkte so leicht wie ein Paket Haferflocken.

»Jesus spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben«, sagte Hocking. »Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben.«

Joe schwamm der Kopf. Vom Graben war ihm schwindlig, und um diese Uhrzeit fehlte ihm die Orientierung. Es war vielleicht vier Uhr morgens. »Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.« Hatte er je wirklich über diese Worte nachgedacht? Er sah zu Hocking hinüber, doch es war zu dunkel, um den Gesichtsausdruck

des Mannes zu erkennen. War dem Pastor der Widerspruch bewusst? Ja, natürlich. Das war schließlich der Sinn dieser Zeile.

»Allmächtiger Gott, Du richtest mich mit unendlicher Gnade und Gerechtigkeit. Du liebst alles, was Du geschaffen hast. Wende in Deiner Gnade die Dunkelheit des Todes in die Morgendämmerung eines neues Lebens und den Abschiedsschmerz in himmlische Freude, durch unseren Erlöser Jesus Christus.«

In die Pause hinein, die jetzt folgte, murmelte Joe »Amen«. Es war ein Reflex.

»Lasst uns unsere Schwester Janie der Gnade Gottes anheimgeben, unseres Schöpfers und Erlösers.«

»Amen.« Das war vielleicht nicht die richtige Reaktion.

»Uns, die von einer Frau geboren sind, bleibt nur kurze Zeit zu leben«, sagte Hocking. »Wie eine Blume erblühen und verwelken wir. Wie ein Schatten fliehen wir und verweilen nie. Mitten im Leben sind wir im Tod.« Er hielt inne.

»Wir sollten das Loch zuschütten«, sagte Joe. »Falls jemand früh aufsteht und uns entdeckt.«

»Der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht, dann werden die Himmel zergehen mit großem Krachen; die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen, und die Erde und die Werke, die darauf sind, werden nicht mehr zu finden sein.«

Das schien der angemessene Text zu sein. Joe nahm die Schaufel. »Sie rezitieren weiter die Bibel«, sagte er. »Ich schaufle.« Er nahm eine Schaufel voll Erde und warf sie ins Grab, auf das Pappkartonpaket, das Janie war.

»Siehe, des Herrn Tag kommt, grausam, voll Grimm und glühendem Zorn, die Erde zu verwüsten und die Sünder von ihr zu

vertilgen«, sang Hocking.

»Geht's ein bisschen leiser?«, sagte Joe. Noch eine Schaufel Erde. »Wir wollen nicht das ganze Dorf aufwecken.«

»Heulet, denn des Herrn Tag ist nahe; er kommt wie eine Verwüstung vom Allmächtigen.«

Der Tag wird kommen. Joe schaufelte jetzt mit aller Kraft. In der Dunkelheit verschwand jede Schaufelladung Erde in dem Loch und war nicht mehr zu sehen. Doch es war leichtere Arbeit, als das Ausheben gewesen war.

»Das sollst du aber wissen, dass in den letzten Tagen schlimme Zeiten kommen werden. Denn die Menschen werden viel von sich halten, geldgierig sein, prahlerisch, hochmütig, Lästerer, den Eltern ungehorsam, undankbar, gottlos, lieblos, unversöhnlich, schändlich, haltlos, zuchtlos, dem Guten feind, Verräter, unbedacht, aufgeblasen. Sie lieben die Ausschweifungen mehr als Gott; sie haben den Schein der Frömmigkeit, aber deren Kraft verleugnen sie.«

Joe atmete schwer. »Ganz schön schwieriger Text, um ihn auswendig zu lernen. Ist das wieder Johannes?«

»Der zweite Brief des Paulus an Timotheus«, sagte Hocking. Gemeinsam häuften sie die restliche Erde auf das Grab.

»Wollen Sie noch ein paar Worte sagen?«

Ein paar Worte? Konnte man ein Menschenleben in ein paar Worten zusammenfassen? »Die hört ja eh niemand«, sagte Joe.

»Gott hört sie.«

Gott wird schon bald keine Lust mehr haben, sich das alles anzuhören, dachte Joe. Er versuchte, sich Janie in ihrem Armani-Kostüm mit der Hermès-Tasche vorzustellen, ihren Louboutin-

Schuhen und der Kette von Tiffany. »Ich weiß nicht, was ich über sie sagen soll. Sie war gut in dem, was sie tat.« Aber was tat sie? Sie shortete Aktien. Sie wettete auf das Scheitern von Firmen. Sie feierte, wenn andere trauerten. Sie verführte junge Händler, die noch spätabends arbeiteten. Sie hatte drei Ehemänner verlassen. Oder die hatten sie verlassen. Was spielte das jetzt noch für eine Rolle? Was spielte überhaupt noch eine Rolle?

»Ich mochte sie«, sagte er. Das schien ihm die ehrlichste Grabinschrift zu sein. »Mit ihr zu arbeiten … hat Spaß gemacht.« Nein, das traf's eigentlich nicht. Es war aufregend gewesen, ja. Als wäre man an den Rand eines Abgrunds geführt worden. Manche hätten sich vor dem Absturz gefürchtet, doch Janie genoss den Ausblick. Er dachte an Colin Helms und Harriet Adlam. »Tschüssi, Janie«, flüsterte er. Er winkte mit dreckverschmierten Fingern. »Mach's gut.«

»Wie geht's Ihnen?«

»Okay.«

Sie warfen die Geräte in den Schuppen. Am östlichen Horizont war ein sanftes Leuchten zu erkennen. »Sie hatten recht«, sagte Joe. »Auch wenn die Welt untergeht, geht immer noch die Sonne auf.«

»Genau.«

Waren sie die ganze Nacht aufgeblieben? Wahrscheinlich. Im Angesicht des Todes schien eine Stunde Schlaf wie eine verlorene Stunde Lebenszeit.

In der Kirche, direkt neben der Tür, die zum Glockenturm führte, fanden sie einen ordentlichen Stapel mit einem Briefumschlag

darauf, auf dem *Joe* geschrieben stand. Außerdem einen mit Wasser gefüllten Plastikkanister. Es gab Decken, Jacken und saubere Kleider. »Jemand hat an uns gedacht«, sagte Joe lächelnd. Er nahm den Stapel und deutete auf das Wasser. »Können Sie das tragen?«

»Schön, dass man noch an uns denkt«, sagte Hocking, als sie in den Glockenturm zurückkehrten. Er drückte den Lichtschalter. Nichts. »Die Birne ist kaputt.«

Sie standen im Dunkeln.

»Ich glaube nicht, dass es die Birne ist.«

Im Licht der Taschenlampe stiegen sie die Treppe hinauf. »Im Dorf brennt kein einziges Licht«, sagte Hocking, der durch die Fensteröffnung sah. »Vielleicht ein Stromausfall.«

Der Stromausfall, dachte Joe.

Sie saßen in Decken gewickelt da. Als die Sonne hoch genug stand, riss Joe den Umschlag auf. »Der ist von Mallory«, sagte er. Allein die Worte des Arztes zu lesen brachte ihn zum Lächeln. Er hatte die Stimme des alten Mannes klar und deutlich im Ohr. *»Hör mir zu, Joe«*, las er vor. *»Das hier ist eine ärztliche Anweisung. Ihr braucht diese Decken. Haltet euch warm. Trinkt ausreichend. Ihr werdet noch mindestens sieben Tage lang ansteckend sein, nachdem die Symptome abgeklungen sind. Wartet zur Sicherheit acht oder neun Tage ab. Macht es euch bequem. Polly und ich werden euch jeden Abend Wasser vor die Tür stellen. Wenn ihr noch etwas braucht, hinterlasst uns eine Nachricht. Lasst uns keine schmutzigen Kleider da. Die könnten ansteckend sein. Und du könntest uns noch einen Gefallen tun, Joe. Läute jeden Morgen zur Frühstückszeit einmal die Glocken. Ein Schlag jeder Glocke reicht*

aus. Die große Glocke für Alvin und die kleinere für dich. So wissen wir, dass ihr beide noch am Leben seid.«

Er reichte den Brief Alvin, der ihn noch einmal las und dann zurückgab. »Vielleicht müssen wir zwei Wochen hier drin bleiben.«

»Sieht so aus.« Falls wir so lange leben.

Unten im Turm lösten sie die beiden Glockenseile.

»Welches gehört zu welcher?«, frage Joe.

»Das ist egal, oder?«, sagte Hocking. »Wir sind ja beide noch da.«

»Vielleicht ist es morgen nicht mehr egal.« Konnten sie wirklich so nüchtern über ihren eigenen möglichen Tod sprechen? Doch seltsamerweise brachte diese Feststellung sie beide zum Lachen.

»Ich bin froh, dass Sie das so lustig finden«, sagte Joe, obwohl er selbst lachte. »Einer von uns könnte die falsche Glocke läuten. Überlegen Sie mal, was das für eine Aufregung geben würde.«

Er zog an einem der Seile, und weit oben ertönte die Glocke. Ihr klarer Klang hallte durch den Turm. »Das war die kleine«, sagte er.

Der Pastor zog am zweiten Seil. Ein tieferer, vollerer Klang. Sie warteten, bis die Stille in die Kirche zurückkehrte.

»Ich binde dieses Seil ein Stück kürzer«, sagte Joe. »Dann wissen wir’s.« Er machte einen Knoten ins Seil. »Das ist meine.« Er fragte sich, wie die Stimmung im Dorf sein mochte. Mallory würde sich freuen, die Glocken gehört zu haben. Es würde ihm zeigen, dass sie seine Nachricht gelesen hatten.

»Nach einer Beerdigung wird immer gelacht«, sagte Hocking. »Das ist mir aufgefallen. Ist der Leichnam versorgt und die Predigt gehalten, lässt das Lachen nicht lange auf sich warten.«

»Ich glaube, besonders die Iren verstehen was davon«, sagte Joe.

»Und wir in Cornwall auch.«

Als Mama starb, hatte man da gelacht? Joe konnte sich nicht daran erinnern. Sein Vater hatte sich rasiert. Daran erinnerte er sich. Ein merkwürdig bartloser Mann in einem unbekannten Anzug stand im Flur, gebeugt und hager und fremd. Ein Fremder auf der Trauerfeier. »Wer ist das?«, flüsterte jemand. »Das ist der Vater von Joe und Brigitha.« Doch er fühlte sich nicht wie sein Vater an. Mikkel Haak war ein Mann, der lachen konnte, doch diesem glattrasierten Mann im Flur mit seinem uralten Koffer war das Lachen fremd. Er sah so kalt und unbarmherzig aus wie ein Buchhalter. Wie ein Banker vielleicht. Joe hatte ihn von der Treppe aus gesehen, mit krummem Rücken, wie ein verletzter Eindringling in dem Haus, das einmal seines gewesen war. Als Joe die Treppe hinunterkam, umarmte Mikkel ihn wie ein Bär. Sie weinten gemeinsam. Und als Brigitha aus der Küche kam, nahmen sich alle drei in den Arm, sechs ineinander verschränkte Arme.

Wo war Brigitha jetzt? Die Erinnerung an die Trauerfeier hatte den Geruch ihrer Haare und ihre Tränen zurückgebracht. Joe verspürte das Bedürfnis, sie zu sehen, Mikkel zu sehen, diese sechsarmige Umarmung noch einmal zu erleben. »Guck sich einer dieser schöne Kirche an«, würde er ihr ins Ohr flüstern. »Habt ihr schon mal *so* eine schöne Windmühle gesehen?«, würde sie sagen. Und dann würden sie lachen und sich an eine Nacht erinnern, die schon ein halbes Leben zurücklag.

Sie hatten Alison Haak nicht begraben. Hätten sie es getan, wäre es vielleicht einfacher gewesen, doch statt in der kalten, dunklen Erde ihre Ruhe zu finden, war sie weggerollt worden, in ihrem Sarg verborgen, auf einem mechanischen Förderband, und ein plumper Vorhang wurde hinter ihr zugezogen. So entsorgte man heutzutage die Toten. Ein Angestellter des Krematoriums brachte ihren Leichnam zur Verbrennung, doch ein kleiner Teil von Joe rechnete noch immer damit, dass sie zurückkehrte, wie die junge Frau in der Show eines Zauberers, mit Blitzlicht und Trommelwirbel und tosendem Applaus.

»Ich war siebzehn, als meine Mutter starb«, sagte er.

Der Pastor nickte.

»Meine Schwester war neunzehn.«

»Das war sicher nicht einfach.«

»Nein.«

Er wusste, wie er sich an Mamas Gesicht erinnern wollte. Er hatte es geübt, um es nicht zu vergessen. Er sah vor sich, wie sie an Weihnachten ein Geschenk auspackte, mit großen Augen, so weißen Zähnen, so glatter Haut. Es war eine stille Erinnerung; sie kniete auf dem Kaminvorleger und hatte das Haar mit einem Band zurückgebunden. Er konnte diesen Augenblick jetzt wieder ablaufen lassen, in Zeitlupe, Bild für Bild; wie sie ihm das Gesicht zuwandte, wie ihr Mund sich vor Freude öffnete, wie ihr Lächeln ihr Zahnfleisch aufblitzen ließ. Das Weiß ihrer Augen, als sie hierhin blickte, dann dorthin. »Ich habe sie genau vor Augen«, sagte er. »Meine Mutter. Es ist fünfzehn Jahre her, aber in meinem Kopf ist sie noch immer da. Sie ist immer noch real.« Es gab auch noch andere Bilder, aber keines war so scharf. Mama, weinend in einem Zelt. Der Tag, als

Papa Mikkel sie verließ – damals weinte sie nicht. Mamas Gesicht auf dem Kissen ihres Krankenhausbettes, so mager, dass sie nicht mehr wie seine Mutter aussah. Und rund um ihr Bett der schwache Geruch von faulendem Fleisch, der Geruch, der ihm drei Jahre zuvor in ihrem Schlafsack aufgefallen war.

Hocking war klug genug, nichts dazu zu sagen.

»Wenn ich sterbe, stirbt auch dieses Bild von ihr. Niemand wird sich so an diesen Moment erinnern, wie ich es tue.«

»Dann sterben Sie eben nicht.« Der ältere Mann legte die Hand auf Joes Schulter. »Zumindest noch nicht.«

Sie zählten weitere Kartons.

Mama war in einem Hospiz gestorben, in einem Einzelzimmer, mit vielen Blumen, Blick auf den Rasen und Vogelhäuschen vor dem Fenster. Sie hatte darum gebeten, dass die Beatles gespielt wurden. Als das Ende kurz bevorstand, sagte die Pflegerin, Joe dürfe jetzt die Musik abspielen. Joe hatte den CD-Player seiner Mutter eingestöpselt und die Lautstärke heruntergedreht, damit die Musik nicht auch in den benachbarten Zimmern zu hören war. Der CD-Player spielte Lieder nach dem Zufallsprinzip. *Strawberry Fields Forever. Across the Universe.* Es schien unwahrscheinlich, dass Mama es hören konnte; sie lag ja im Koma. Doch es war ihr Wunsch gewesen. Joe hielt eine ihrer Hände, Brigitha die andere. Die Pflegerin hatte Brigitha den Arm um die Schultern gelegt. Der Zeiger der Uhr an der Wand zählte die letzten Sekunden von Mamas Leben. Einfach weiteratmen, Mama, dachte Joe. Einatmen. Ausatmen. Doch ihre Atmung war so flach, dass sich kaum sagen ließ, ob sie überhaupt noch atmete.

Niemand konnte genau sagen, welches Lied spielte, als der Tod schließlich kam. Doch als die Pflegerin Mamas Hand nahm, um ihren Puls zu fühlen, und als sie ihnen mit einem Blick zu verstehen gab, dass das Warten ein Ende hatte, sangen die Beatles gerade *She Loves You*.

»Sehen die Menschen, die wir geliebt haben, was wir tun?«, fragte Joe Alvin. »Wachen sie vom Grab aus über uns? Ist es das, was wir glauben sollen?«

»Das ist das, was ich glaube«, sagte Alvin.

»Aber ist es auch wahr? Wird es dadurch wahr, dass wir daran glauben? Oder glaubt die ganze Welt an eine Lüge?« Galt die Weisheit des Schwarms auch für die großen Fragen der Menschheit? Nahm man den Durchschnitt der Meinungen von sieben Milliarden Menschen, dann existierte Gott, so sicher wie ein bestimmter Ochse 1198 Pfund wog, so sicher wie die Ölpreise in die Höhe schießen würden, wenn es zum Krieg im Nahen Osten kam, oder wie am nächsten Morgen die Sonne aufgehen wird. Aber konnte der Schwarm sich auch irren?

»Ich will Mallory eine Nachricht schreiben«, sagte Joe nach einer Weile zu Alvin. Sie unterbrachen ihre Bestandsaufnahme, und Joe setzte sich mit Papier und Stift hin.

Danke für das Wasser, schrieb er, *und die Decken und die Kleider. Noch geht es uns gut. Keine Symptome.* Obwohl ihm jetzt, da er das schrieb, auffiel, dass er schwitzte. Vielleicht kam das noch von den Strapazen des frühen Morgens. *Soweit ich weiß, ist St. Piran gut auf jede Art von Krise vorbereitet. Wir haben Fisch, Milch, sogar Eier, aber wir müssen die Ansteckung um jeden Preis*

vermeiden. Dir muss ich nicht erklären, welchen Schaden ein einziger Infizierter von außerhalb im Dorf anrichten könnte. Es fühlte sich an wie ein Memo an seine Junior-Analysten. Er schüttelte langsam den Kopf. Ihm gefiel nicht, was er geschrieben hatte. Jetzt hatte er Kopfschmerzen. Woher kamen die so plötzlich? *Bitte Bevis, die Straße zu sperren, bis die Krise vorbei ist. Mindestens, bis Strom und Wasser wieder da sind.* Falls es je dazu kommen sollte. *Bitte die Robins und Shaunessys, ihren Fang zusammenzuwerfen, damit alle davon essen können.* Er ließ den Stift sinken.

»Ich kann nicht mehr schreiben«, erklärte er. Er unterschrieb die Nachricht und reichte sie Alvin. »Können Sie das dem Doctor hinlegen? Ich fühl mich schlapp. Ich glaube, ich lege mich mal hin.«

»Gute Idee.«

Es war früher Nachmittag. Joe lag auf seinem improvisierten Bett und deckte sich zu. Seine Schläfen pochten. Über ihm waren die Dielen der obersten Etage zu sehen. Um ihn herum Kartons. Wenn er sich auf die Decke konzentrierte, spürte er, wie die Eichenbretter auf ihn zukamen. Er versuchte, die Augen zu schließen, auf Geräusche aus dem Dorf zu lauschen, doch da war nichts außer einer unheimlichen Stille. Selbst die Möwen waren heute still. Nur sein Herz schlug lautstark; es pumpte dickflüssiges Blut durch seine Adern, und mit jedem Schlag kam ein stechender Schmerz. Als er aufblickte, sah er Janie vor sich. Sie saß aufrecht da, blass und erschrocken in ihrem Pappkartonsarg; sie sprach, doch ihre Worte trug der Wind davon. »Achten Sie nicht auf sie«, wies ihn der Pastor an. »Die Toten wollen uns manchmal weismachen, sie seien noch am Leben.«

»Aber sie ist nicht tot«, rief Joe panisch. »Sie ist nicht tot. Sie lebt!«

»Leichen machen das manchmal so«, sagte Alvin. »Das ist eine Reaktion der Nervenzellen.«

»Aber wir haben sie begraben. Wie ist sie wieder hier hochgekommen?«

»Die Toten können erstaunliche Dinge tun.«

Janie streckte die Hand nach ihm aus, ihre dünnen Finger voller dicker Ringe. Wenn sie ihn berührte, das wusste er, würde auch er sterben.

»NEIN!«

»Alles in Ordnung?«

Hatte er im Schlaf geschrien? »Ja«, sagte er. Sein Herz raste. »Ich bin durstig.«

Und dann, so schien es, schlief er wieder ein.

»Gott im Himmel«, sagte der Pastor, »muss ich denn alle ganz allein begraben?«

Vielleicht war das ein Traumpastor, nicht der echte. Doch der Friedhof lag voller Leichen. Sie lagen aufgereiht da und warteten darauf, dass der Erdboden sie verschluckte. Jessie Higgs war da. Er erkannte sie sofort. Und Colin Helms. Brigitha war da. Und Mama. Sie lag ganz allein unter einer Eibe. Sie war ganz in Weiß gekleidet. Manesh Patel und Rodney Byatt und Harriet Adlam lagen auf einem Haufen. Niemand konnte sie entwirren. »Das sind die Leute aus der Bank«, informierte Joe den Pastor. »Die müssen zusammen begraben werden.« »So ein tiefes Loch kann ich nicht graben«, erwiderte Hocking.

Joe erwachte für einen Moment, und da war Alvin Hocking und blickte ernst auf ihn herab. »Sie haben die Grippe«, sagte er.

Er, Joe, hatte einen Spaten in der Hand. »Ich kann helfen«, sagte er.

»Dann graben Sie da drüben«, wies ihn der Pastor an.

Wo drüben? Er wollte auf die andere Seite des Friedhofs, doch da lag der Wal und versperrte ihm den Weg. Wie war er so weit den Hang heraufgekommen? Aber klar. Eine Welle hatte ihn heraufgetragen. »Wir müssen den Wal zurück ins Meer bringen«, rief Joe, doch zu viele der Dorfbewohner waren bereits gestorben. Da lag der Leichnam von Martha Fishburne. Und da der alte Garrow. Joe stemmte sich mit seinem ganzen Gewicht gegen den Wal. Er würde ihn niemals bewegen können.

»Du musst ihn begraben«, sagte jemand.

Natürlich. Er spürte den kalten Spaten in seiner Hand.

Und plötzlich war da ein Gesicht, das nah genug war, um es zu berühren, nah genug, um es zu küssen. Auch sie sah tot aus, doch als er noch näher kam, klappten ihre Augen auf. »Polly?«

Ihr Gesicht sah so gesund aus wie ein frischgepflückter Pfirsich. »Ich habe einen Plan«, sagte sie. »Wir fahren raus zu den Klippen. Und da picknicken wir.«

»Nein. Nein. Nein. Wir müssen diesen Wal begraben.«

»Wir essen Pastete und Kuchen und trinken Limonade.« Sie war aufgestanden und öffnete jetzt, ganz langsam, ihren Mantel. Sie zog den Gürtel durch die Schlaufen. »Polly«, rief er. »Tu das nicht!« Wenn sie ihren Mantel auszog, würde sie sich erkälten. Wenn sie sich erkältete, würde sie sterben. Überall Tod um sie herum. So viele Leichen. »Polly! Nein!«

Sie trug ein Baumwollkleidchen. Sie strich sich eine Strähne aus den Augen. Sie drehte sich, nur für ihn. »Gefällt dir das, Joe?« Er wich jetzt zurück, doch es lagen überall Leichen. Viel zu viele Leichen. »Nein, Polly. Nein.« Sie war jetzt nackt, so rein wie ein Gemälde. Sie kam auf ihn zu, doch er würde sie nur anstecken. Das wusste er jetzt. »POLLY!«

Wieder war er wach. Er schwitzte, aber fror zugleich. »Alvin?«

Er war da, aber in weiter Ferne. »Sie haben nach ihr gerufen.«

Sein Mund war so trocken. Wenn er die Augen schloss, drehte sich der Raum wie ein Karussell.

Dann war es dunkel. Seine Zunge war zu schwer, um zu sprechen. Er sah sich nach Alvin um, doch es war niemand da.

In einem klaren Moment versuchte er, sich aufzusetzen. Vielleicht war auch Hocking krank. Er versuchte zu rufen, doch seine Kehle gehorchte ihm nicht. Irgendetwas stank. Es war Erbrochenes. Da war der saure Geschmack in seinem Mund. »Wasser«, gelang es ihm zu sagen, doch es war keiner da, der ihn hörte.

Er legte sich wieder hin. Einatmen. Ausatmen. Einatmen. Ausatmen. Er sah Papa Mikkel vor sich, der ihm Anweisungen gab. Einfach weiteratmen, würde Mikkel sagen.

Er musste etwas trinken. Er stemmte sich wieder in Sitzposition. Konnte er stehen? Nicht wirklich. Sein Kopf und seine Gliedmaßen protestierten zu sehr, doch er konnte es auf allen vieren versuchen. Er schob sich aus dem Bett auf den Fußboden und, unter größter Anstrengung, zur Treppe. Da war jemand. Jemand saß auf einem Stuhl. Die Umrisse eines Mannes vor dem blassen Schimmer des Abendhimmels. Oder war es Morgen?

»Helfen Sie mir«, sagte Joe.

»Ich kann dir nicht helfen, Joe. Du hast die Grippe.«

»Ich weiß.« Sämtliche Energie schien aus ihm zu weichen, und er sackte auf den hölzernen Dielen zusammen. »Ich will Wasser.«

»Wasser wird dir nicht helfen, Joe.« Der Mann hatte sich abgewandt und blickte in die Dunkelheit hinein.

Einatmen. Ausatmen. Er sah sich nach einem Glas um. Einer Flasche. Irgendeinem Gefäß. Irgendetwas mit Flüssigkeit darin. Eine geöffnete Dose stand in der Nähe. Er griff danach.

»Die ist leer, Joe«, sagte die Stimme.

Joe sah die Dose an. Er musste es herausfinden. Er hielt sie sich an die Lippen, doch es kam nichts. »Geh wieder ins Bett, Joe.«

»Wasser.«

»Es gibt kein Wasser.« Der Egoismus des Menschen. Das Überleben des Stärkeren.

Joe schloss die Augen. Er war schweißgebadet. Kein Wunder, dass er so durstig war. Und trotzdem war ihm kalt. Das Zittern überkam ihn wie ein Fluch. Er zuckte und schüttelte sich. »O Gott.«

»Leg dich wieder hin.«

Doch er wusste nicht mehr, wo sein Bett stand.

»Ich bin krank«, sagte er.

»Ja sicher bist du das, verdammt.«

Er war nicht durchgängig verwirrt. Zwischendurch konnte er klar denken, und diese klaren Momente waren wie Visionen. Er versuchte an den Wasserkanister zu denken, den Mallory ihnen dagelassen hatte. Was hatten sie damit gemacht? Sicher hatten sie ihn im Erdgeschoss stehen gelassen, direkt hinter der Tür.

»Wo willst du hin, Joe?«

»Was geht dich das an?« Er versuchte, sich auf die Beine zu kämpfen, und für eine Sekunde hielt er das Gleichgewicht. Dann sackte er in sich zusammen. Er würde die Treppe auf dem Hintern hinuntergehen. Eine Stufe. Die zweite. Und dann zu viele auf einmal. Er lag am Fuße der Treppe. Einatmen. Ausatmen. Er lebte noch. Atmete noch. Er sah sich nach etwas Trinkbarem um, doch es war zu dunkel, um irgendetwas zu erkennen. Nichts. Also noch eine Treppe, doch irgendwie schärfte die Aktivität seine Sinne. Diesmal fiel es ihm leichter, sich aufzurichten. Sein Herz pumpte das Blut durch seinen Körper, und das Blut brachte Nahrung für seine Muskeln, und seine Muskeln lebten noch. Diese Treppe würde er hinuntergehen. Seine Beine zitterten. Eine Stufe. Noch eine. Auf jeder Stufe standen Kartons, bis unten hin stapelten sie sich. Er musste aufpassen, wohin er trat. Er lehnte sich gegen das Geländer. Papa Mikkel Haak war direkt hinter ihm. Weiteratmen, Junge, sagte er.

Zwei Treppen waren geschafft. Jetzt noch eine.

Der Mann war hinter ihm. »Wieso schubst du mich nicht einfach?«, sagte Joe. »Das spart uns beiden Zeit.« Doch als er sich umsah, war der Mann verschwunden. Oder lauerte er in den Schatten? Noch eine Treppe. Seine Beine fühlten sich nutzlos an. Er stolperte die erste Stufe hinab. »Nicht hinfallen«, sagte Papa Mikkel. »Nicht hinfallen.«

Hatte sich Janie so gefühlt? Hatte sie so geschwitzt? Und so gezittert? Er würde stürzen. Das wusste er jetzt. Es war die einzige Möglichkeit, nach unten zu gelangen. Wenn er es überlebte, würde er trinken. Wenn nicht … na ja, der Tod war eigentlich gar nicht so schlimm, oder? Das schwarze Nichts hinter dem Geländer erschien

ihm einladend. Wenn er sich einfach ein Stück nach vorn beugte … und noch ein Stückchen …

Doch dann war eine Hand an seiner Schulter. »Machen Sie keinen Mist.«

Er wurde hochgehoben und auf eine knochige Schulter gewuchtet. »Ruhighalten, Sie blöder Esel, oder wir stürzen beide.«

Und dann lag er wieder unter seiner Decke, auf seinem Bett.

»Ich hole Ihnen was zu trinken.«

Zeit verging. Vielleicht schlief er wieder ein. Als er aufwachte, hatte er ein Glas Wasser an den Lippen. »Danke.« Er würde sich übergeben müssen, aber es tat so gut.

»Jetzt schlafen Sie.«

Dickes Blut fließt langsam durch müde Venen, und je langsamer es wird, desto schwerer fällt das Denken. Ein Gedanke, der an jedem anderen Tag sofort da gewesen wäre, bildete sich jetzt so zäh in Joes Kopf wie ein Blutgerinnsel. Auf der Insel seines Vaters gab es ein Holzhaus. Brigitha saß in einem großen Sessel, in ein Schaffell gewickelt, und Joe saß in einem zweiten, während Papa Mikkel das Feuer anfachte, bis die Glut ihre Gesichter wärmte. »Können wir nicht hier schlafen?«, fragte Brigitha. »Nein, mein Schatz«, antwortete ihr Vater. »Aber im Schlafzimmer ist es so kalt, Papa.« »Es muss nachts ein *bisschen* kalt sein«, sagte Papa dann. »Wenn wir zu warm liegen, kochen wir. Und was kocht, wird weich. Und das wollen wir doch nicht, stimmt's?«

Joe zog die Decke weg und ließ die kühle Luft an sich. »Jetzt ist mir kalt, Papa. Ich koche nicht mehr.« Er zitterte, doch die Finger

des eiskalten Windes fuhren wie Freunde über seine Gliedmaßen. Sie würden ihn wach halten, würden ihn weiteratmen lassen.

Und das taten sie auch, für eine Weile, doch dicht hinter ihnen rollte ein Nebel heran, ein betäubender, grauer Nebel – er spürte, wie er seine Tentakel um ihn schlang. Dieser Nebel hatte keine Persönlichkeit. Keine Stimme. Es mochte der Tod sein, doch es war ein zahnloser Tod. Wenn das der Tod war, dachte Joe, dann fehlte dem Tod eine gewisse Präsenz. Wenn das der Tod war, dann war Sterben so, wie in einem großen Haus das Licht auszuschalten. Erst die kleineren Zimmer am Rand, dann das Esszimmer und die Küche und das Treppenhaus, dann das Wohnzimmer, und schließlich, wenn das Haus fast komplett dunkel ist, ist noch Zeit für einen letzten Blick, einen kurzen Abschied, vielleicht um zu prüfen, dass alles in Ordnung ist, bevor der letzte Schalter im Flur gedrückt wird. Der Tod, das sah Joe, war nichts anderes als Dunkelheit. Doch es war keine furchteinflößende Dunkelheit. Darin zu versinken war beinahe angenehm. Zählen Sie runter von zehn. Forderte man dazu nicht Patienten vor einer Operation auf? Wie einfach das sein müsste. Zehn. In die Nasenlöcher, wie der Rauch eines Scheiterhaufens. Neun. In die Lungen hinein, in die entlegenen Winkel. Acht. Sich auflösend wie die Bläschen einer Bugwelle. Sieben. Elastische Ranken ziehen ein ins Gehirn. Ein blasses Licht, das immer heller wird. Sechs …

Als er erwachte, war er wieder durstig. Ihm tat alles weh. und er fühlte sich, als wäre er meilenweit hinter galoppierenden Pferden hergeschleift worden. Jeder Muskel protestierte, als er versuchte, sich aufzusetzen, doch das Pochen in seinen Schläfen hatte

nachgelassen, und der stechende Schmerz war verschwunden. Er musste aufs Klo.

Aufzustehen war leichter, als er erwartet hatte. Der harte Holzboden fühlte sich kalt an. Schwankend ging er die Treppen hinab zur Toilette und pinkelte. Die Spülung funktionierte nicht. Es stank. Wo war Hocking? Er tastete sich zurück zur dritten Etage. »Alvin?« Er stieß die Tür des kleinen Lagerraumes auf. »Alvin?«

Der ältere Mann lag in seinem Bett.

»Alvin?«

Ein leises Ächzen erklang.

»Alvin. Alles in Ordnung?«

»Ich hab Durst.«

25

Es gibt noch andere Jobs

Dr. Marcia Brodie sprach mit walisischem Akzent, und die Melodie ihrer Stimme spiegelte sich in ihrem Gesicht; hob sie die Stimme, hoben sich auch die Augenbrauen, und senkte sie sie, kippte sie das Gesicht nach vorn und drückte das Kinn gegen ihren Hals. »Wovon träumen Sie, Joe?« Augenbrauen hoch.

»Ich weiß nicht genau, was Sie meinen.«

Augenbrauen runter, Kinn runter. »Eine ganz einfache Frage, Joe. Wenn morgens der Wecker klingelt, wovon träumen Sie dann gerade?« Augenbrauen langsam wieder hoch.

Wieso erinnerte er sich jetzt daran? Er hatte versucht, den kühlen Raum in ihrer Praxis in der Wimpole Street zu vergessen. Und es fast geschafft. Dr. Brodie hatte ihn damals gebeten, zu einigen Sitzungen zu ihr zu kommen. Die Bank würde zahlen. Unwillig war Joe hingegangen.

»Sehen Sie mich an, Joe.« Ihre Augenbrauen hingen auf halber Höhe ihrer so beweglichen Stirn. »Hören Sie mir genau zu.« Lauschen Sie meiner melodischen Stimme. Hypnose, hatte er gelesen, war die willentliche Unterwerfung im Rahmen eines Psychospieles. Es war die Bereitschaft, mitzuspielen, Teil der Fiktion zu werden, dass ein Mensch in eine Art Trance versetzt werden konnte. »Sie müssen schon mitmachen, Joe«, sagte Dr. Brodie.

»Manche Menschen sind schwierig zu hypnotisieren. Sie müssen sich entspannen, Joe. Entspannen Sie sich.«

Doch wie sollte er sich in diesem kalten Sprechzimmer entspannen, bei dieser Fremden mit ihren kalten Händen? Wie viel schwieriger noch war es zu entspannen, wenn man insgeheim fürchtete, dass man im Schlaf Geheimnisse preisgeben könnte?

Und doch hatte er es versucht. Er hatte schon Vorführungen von Hypnotiseuren gesehen; er wusste, wie er sich zu verhalten hatte. Er hatte den Kopf nach vorn kippen lassen und die Augen geschlossen. Sein Körper war in sich zusammengesackt wie eine Marionette, deren Schnüre man durchtrennt hatte. »Gut so, Joe, gut so.« Trotzdem wusste er, dass das Ganze nur Show war, und das wusste sie vermutlich auch.

»Sie befinden sich jetzt in einer leichten Trance«, sagte Dr. Brodie dann. Einer *sehr* leichten Trance, dachten sie bestimmt beide.

»Wir werden jetzt in die Vergangenheit zurückkehren«, sagte sie, doch seine Gedanken schweiften bereits wieder ab. Er dachte an die Arbeit. Wie so oft. »Wie alt sind Sie, Joe?«

»Achtundzwanzig.«

»Wir gehen jetzt in der Zeit zurück. Ich will, dass Sie zurückkehren, Joe. In der Zeit zurück. Wenn ich mit den Fingern schnippse, sind Sie fünfzehn Jahre jünger.« Jetzt rechnete er im Kopf nach. Sie schnippste. »Wie alt sind Sie jetzt, Joe?«

Achtundzwanzig minus fünfzehn ergab … ergab … sie hatte ihn schläfrig gemacht, zu schläfrig, um zu rechnen … plus zwei machte dreißig, weniger fünfzehn machte fünfzehn, plus zwei … »Siebzehn.« Nein, das war falsch. »Vierzehn. Dreizehn. Ich bin dreizehn.«

Spätestens jetzt wusste sie, dass er ihr etwas vorspielte. »Manche Menschen sind schwer zu hypnotisieren«, seufzte sie.

Trotzdem fanden sie einige Dinge heraus im Laufe ihrer sechs Sitzungen in Dr. Brodies Souterrainpraxis.

»Ich habe einen Bericht für die Bank geschrieben«, sagte sie zum Abschluss und winkte mit einem braunen Umschlag.

»Darf ich den nicht sehen?«

»Wenn Sie wollen. Wollen Sie?«

Er zögerte. »Wieso bekommt die Bank überhaupt einen Bericht? Sind diese Sitzungen nicht vertraulich?«

»Normalerweise wären sie das.« Sie riss den Umschlag auf. »Aber Ihr Arbeitgeber hat dafür bezahlt, und Sie haben eine Verzichterklärung unterschrieben.«

»Wirklich?«

»Wirklich.« Sie zog ein Blatt Papier aus dem Umschlag. »Sehr geehrte Damen und Herren«, las sie. »Vertraulicher Bericht über Therapiesitzungen mit Jonas Mikkel Haak.«

Er schnaubte aus. »Nicht sonderlich vertraulich, oder? Wenn Sie es an ›Sehr geehrte Damen und Herren‹ richten. Außerdem geht das nur mich was an.«

»Gut«, sagte Dr. Brodie und reichte ihm das Blatt. »Denn das hier richtet sich tatsächlich nur an Sie.«

Joe nahm das Blatt entgegen. Die Einleitung, die Dr. Brodie vorgelesen hatte, war frei erfunden. Vielmehr war es ein handgeschriebener Brief.

Lieber Joe,
unsere Sitzungen haben mir gefallen. Ich hoffe, Ihnen genauso. Machen Sie sich keine Gedanken, weil Sie sich nicht der

Hypnose hingeben konnten. Das können viele Patienten nicht. Ich halte das für ein mutmachendes Zeichen geistiger Unabhängigkeit.
Vielleicht wollen Sie diesen Brief behalten. Die meisten Menschen, die sich einer Therapie unterziehen, vergessen sehr schnell die Ratschläge, die man ihnen gibt, aber Sie können diesen Brief aufbewahren und ihn so oft lesen, wie Sie wollen.
In Ihrem Herzen sind Sie ein guter Mensch, Joe Haak. Sie haben ein warmes und liebevolles Wesen. Sie sind ein Romantiker. Sie wollen an das Beste in den Menschen glauben, und das ist sympathisch. Das ist eine Ihrer wesentlichen Eigenschaften. Doch Sie arbeiten in einem Umfeld, das von Misstrauen und Konflikten bestimmt ist. Jeden Tag begegnet Ihnen die Realität der menschlichen Natur, und das passt nur selten mit dem Modell des Menschlichen überein, das Ihnen vorschwebt. Als Ökonom haben Sie es mit einer Welt zu tun, in der menschliches Verhalten von Eigeninteresse geleitet ist. Das stellt Sie vor ein Persönlichkeitsproblem. Eine kognitive Dissonanz. Es löst Unwohlsein bei Ihnen aus. Es zwingt Sie, Entscheidungen zu treffen, die Ihrem Wesen und Ihren Überzeugungen widersprechen. Und das, Joe, ist der Grund für den Stress, unter dem Sie leiden. Sie sind nervös und reizbar. Es fällt Ihnen schwer, sich zu konzentrieren. Sie erwarten immer das Schlimmste. Sie machen sich Sorgen. All das sind Stresssymptome. Und Sie kommen nicht gut mit Stress zurecht. Aber nur Mut. Mittelfristig lässt sich der Umgang mit Stress erlernen. Jeder kann das. Und Sie lernen schnell. Nutzen Sie die Techniken, die wir gemeinsam erarbeitet haben. Ich würde

es lieber sehen, dass Sie lernen, mit Stress umzugehen, als dass Sie zum Zyniker werden oder Ihren Sinn für Menschlichkeit verlieren. Glauben Sie mir, ich habe schon zu viele ehrliche, wohlmeinende Menschen gesehen, die in dieser Stadt zu Misanthropen wurden. Bitte lassen Sie nicht zu, dass das bei Ihnen passiert. Bewahren Sie sich Ihren Optimismus. Betrachten Sie die finsteren Überlegungen der Handelsetage als reine Rechenübung, nicht als Erkenntnis über Ihre Mitmenschen. Glauben Sie weiter an das Gute in der Welt. Das steht Ihnen gut. Ich möchte wirklich nicht sehen, dass Sie zu einem dieser verbissenen, schlechtgelaunten grauen Männer werden, die die Bank so oft hervorbringt. Das ist es nicht wert, Joe. Vergessen Sie das nie.

Aber langfristig gesehen habe ich einen weitergehenden Rat für Sie. Lane Kaufmann *wird nicht begeistert sein, dass ich das schreibe (und da sie meine Rechnungen bezahlen, vertraue ich darauf, dass Sie so nett sind, es ihnen nicht zu verraten); aber eines Tages, glaube ich, wird das alles zu viel für Sie sein. Wenn dieser Tag kommt, zögern Sie nicht. Verlassen Sie Ihren Schreibtisch und gehen Sie. Machen Sie sich nicht die Mühe, Ihre Sachen zu holen oder sich zu verabschieden. Gehen Sie und schauen Sie nicht zurück. Sie haben mir oft von dem Versprechen erzählt, das Sie Ihrer Mutter gegeben haben. Sie werden dieses Versprechen nicht halten, indem Sie sich verzweifelt an einen Job klammern, der Sie krank macht. Es gibt noch andere Jobs und andere Karrieren.*

Mit Stress kann man umgehen – aber nur bis zu einem bestimmten Punkt. Manchen tut er sogar gut, aber Ihnen nicht.

Sie sind nicht dafür gemacht, ein City-Banker zu sein, Joe. Eines Tages werden Sie aufwachen und feststellen, dass es Ihnen keinen Spaß mehr macht. Das ist der Tag, an dem Sie sich etwas anderes suchen müssen.
Bereiten Sie sich auf diesen Tag vor, Joe. Und warten Sie nicht zu lange.
Ihre Freundin
Marcia Brodie

Der Sonnenaufgang war spektakulär. Joe setzte sich auf die Brüstung des Turmdachs und verscheuchte die Möwen, die dort geschlafen hatten. Er ließ die Beine außen über die Mauer baumeln. Alvin hatte friedlich weitergeschlafen, kein Anzeichen der Krankheit.

Im Osten ging träge die Sonne auf, ein kaltes Leuchten über den herbstlichen Bäumen, doch sie ging auf. Sie ging auf. Jeden Tag geht die Sonne auf, dachte er. Und doch wäre es beinahe nicht mehr so gewesen. Heute hätte *er* es sein können, der auf den kalten Eichendielen lag, in eine Decke gehüllt, dann hätte er nie wieder einen Sonnenaufgang gesehen.

Die Sonne geht auf, begriff er jetzt, aber nur, wenn man es auch sehen kann. Wenn man kalt und tot ist, geht nie wieder die Sonne auf.

Er sog die neblige Morgenluft ein. Hatte er sich jemals so lebendig gefühlt? Waren ihm die Farben des Herbstes, die sich aus einer tiefstehenden Wolke lösten, je so klar und so schön vorgekommen? Die Schmerzen der Infektion, die ihm noch immer in den Gliedern steckte, verwandelten sich in eine andere Form von Schmerz, ein quälendes Verlangen, geboren aus der Schönheit der Welt um ihn herum, aus dem dunklen Blau des Himmels, dem

Granitgrau des Meeres und den sanften Grüntönen der Wiesen. Er hörte einen Schrei vom Weg, der am Friedhof vorbeiführte. Jemand winkte ihm. Jemand in einem blauen Fischeranzug und einer roten Bommelmütze. Aus dieser Entfernung konnte Joe das Gesicht nicht erkennen, doch er winkte zurück und rief »Guten Morgen!«. Was waren das für ehrliche Worte. Dies war tatsächlich ein guter Morgen.

Als die Sonne komplett aufgegangen war, stieg er ins Erdgeschoss hinab und läutete freudig beide Glocken. Er öffnete eine Packung Müsli und eine Dose Kondensmilch und trug alles in die dritte Etage hinauf. »Frühstück?«, fragte er.

26

Mord und Totschlag gibt das

Am fünften Tag, nachdem Janie Coverdale in St. Piran angekommen war, begegneten die Fischer Daniel und Samuel Robins draußen in der Bucht einem Fischkutter. Sie waren keine zwei Meilen vom Ufer entfernt und fischten nach Hering.

Samuel rief etwas und zeigte Richtung Westen. Der Kutter kam mit voller Kraft auf sie zu. »Da war keine Zeit mehr zum Abhauen«, erklärte Daniel dem Dorf später. Als der Neuankömmling den Motor abschaltete, trennten die Boote keine zwanzig Meter mehr, und die Trägheit trieb sie noch näher aufeinander zu.

»Robert Batho aus Newlyn«, rief eine Stimme vom Deck des Kutters. »Wer seid ihr?«

»Daniel Robins«, kam die Antwort. Und dann, weil Daniel gänzlich außerstande war zu lügen, »aus St. Piran«.

»Willkommen auf See, Fremder«, sagte Robert Batho aus Newlyn. Die beiden Boote lagen jetzt beinahe Seite an Seite. »Wie ist es bei euch?«

»Bei uns … na ja, so wie überall, denke ich mal«, sagte Daniel.

»Hat die Grippe euch erreicht?«

»Nicht wirklich. Noch nicht.«

»Dann habt ihr Glück. Wir haben in Newlyn fast hundert verloren.«

»Hundert?« Daniel war aufrichtig erschrocken.

»Und sie ist immer noch schlimm. *Richtig* schlimm. Wenn wir zurückkommen, werden noch mehr tot sein. Das steht fest. Noch mehr Begräbnisse. Mein Nachbar hat sie jetzt. Und sein Sohn. Von einem Fischerboot haben wir zwei verloren. Brüder waren das.«

»Mein Gott«, sagte Daniel.

»Pass auf, dass sie nicht zu nah kommen«, zischte Samuel Robins, der gerade vom Heck des Bootes kam, seinen Bruder an. Vielleicht waren es die sterbenden Brüder, die ihm zugesetzt hatten. Daniel berührte den Gashebel leicht, und die beiden Boote drifteten ein Stück auseinander.

»Wie sieht's bei euch mit Treibstoff aus?«, fragte der Fischer aus Newlyn.

»Nicht gut.« Das stimmte. »Vielleicht noch genug für eine Woche. Vielleicht zwei. Wir bleiben dicht an der Küste.«

Batho nickte. »Guter Plan«, sagte er. »Soweit ich weiß, kriegt man in ganz Cornwall nicht einen Tropfen Diesel mehr.« Die Robins-Brüder versuchten, diese Information zu verarbeiten. »Es hieß, dass die Armee Treibstoff für die wichtigsten Aufgaben liefert. Also auch für uns, aber ich hab noch keinen Soldaten gesehen. Ihr?«

Daniel schüttelte den Kopf.

»Habt ihr Strom?«

»Nein.«

»Wasser?«

»Nein.«

Robert Batho aus Newlyn startete seinen Motor. »Dann seid ihr genauso am Arsch wie wir«, rief er über den Lärm hinweg. »Petri Heil!«

»Ich hatte Seelachs drüben im Kanal«, rief Daniel. »Ungefähr eine Meile von hier.« Er zeigte in die Richtung. »Jetzt wollen wir hier Hering erwischen.«

»Da draußen gibt's tonnenweise Makrele«, rief Batho und zeigte zum Horizont. »Fahrt drei, vier Meilen raus, wenn ihr den Treibstoff habt.«

»Danke«, sagte Daniel.

Der Fischer gab Gas. »Wir sehen uns.«

»Ja. Bis dann.«

Peter Shaunessy hatte auf seinem Boot einen Kurzwellenempfänger. Er brachte ihn mitsamt Batterie und allen notwendigen Kabeln ins Dorf. »Auf den Hauptfrequenzen wird nicht gesendet«, erklärte er den im *Petrel* Versammelten, »aber hiermit erfahren wir alles, was wir wissen müssen.« Eine Zeitlang war es unterhaltsam. Peter drehte an Knöpfen, und Kenny Kennet kletterte mit der Antenne aufs Dach. Er schwenkte sie, bis sie schließlich ein Signal empfingen. Sie sprachen mit einem Amateurfunker in Shrophshire, der ihnen erzählte, dass die Lage im gesamten County schlecht war, und einem in Brittany, der einen Hilferuf aussandte. »Wir brauchen Medikamente«, flehte er mit deutlichem Akzent. »Und Nahrung.« Ein Mann in Irland klagte: »Das schwarze Zeug ist alle.« »Das Öl?«, fragte Peter. »Kein Öl, du Pfeife. Guinness.« Die Kurzwellenfrequenzen waren voller solcher Unterhaltungen. In jeder einzelnen ging es um Mangel und Krankheit, und viele gaben Ratschläge, hilfreiche und weniger hilfreiche. »Nicht das Wasser trinken«, riet ihnen ein Hobbyfunker aus dem Norden Englands. »Welches Wasser?«, fragte Peter. »Das verseuchte Wasser«, kam

die Antwort. »Nicht das Wasser trinken.« »Wir sollten ihn mit dem Typen aus Irland zusammenbringen«, sagte Jacob Anderssen. »Die könnten sich schön unterhalten.«

Nach einer Stunde hatten die meisten der Versammelten das *Petrel* wieder verlassen. »Wir wissen immer noch nicht, was passiert«, beklagte sich Aminata Chikelu bei Elizabeth Bartle. Dies war vermutlich das beherrschende Gefühl in den ersten Tagen der Krise. »Kann mir mal bitte jemand erklären, was hier überhaupt los ist?«, verlangte Martha Fishburne. Dieser Aufschrei kam von Herzen und drückte die Hilflosigkeit aus, die jeder im Dorf empfand. Mit Hilfe von Peter Shaunessys Empfänger zu erfahren, dass es einem Großteil der restlichen Welt genauso ging, linderte dieses Gefühl nicht im Geringsten.

Als der Strom ausgefallen war, hatte Mallory Books eine Ein-Mann-Kampagne gestartet, um die Dorfbewohner dazu zu bewegen, Wasservorräte anzulegen. »Es kann sein, dass bald nichts mehr aus den Leitungen kommt«, hatte er sie gewarnt. Sie füllten Badewannen und Töpfe, Flaschen und Gläser, und keine vierundzwanzig Stunden später war eingetreten, was der Arzt vorausgesagt hatte. Bevis Magwith war ins Dorf gekommen und hatte sich lauthals beschwert. Sein Herumschreien zog eine kleine Schar von Menschen an.

»Du hättest deine Badewanne vollmachen sollen, Bevis«, informierte ihn Louisa Penroth, die Frau des Hummerfischers.

»Scheiß aufs Baden«, sagte Magwith. »Ich hab vierzig Milchkühe, die brauchen Wasser, und ein Dutzend Färsen und einen Bullen, und das, was ich im Tank hab, reicht für einen Tag. Wenn in den

nächsten zwanzig Stunden kein Wasser kommt, muss ich anfangen, Rinder zu erschießen.« Das war ein ernüchternder Gedanke. »Und dann Schafe«, fügte er hinzu.

»Gibt es einen Bach im Dorf?«, fragte Aminata.

Die Dorfbewohner schüttelten kollektiv den Kopf. »Ich hab nie einen gesehen«, sagte Martha.

»Wie hat denn das Dorf Wasser bekommen, bevor es Wasserleitungen gab?«, fragte Aminata. »Jedes alte Dorf brauchte eine Wasserquelle. Die haben's ja nicht hergeschleppt.«

»Gab mal'n Brunnen«, sagte der alte Garrow, und sämtliche Köpfe wandten sich ihm zu.

»Wo war der?«, fragte Magwith. »Zeig's mir.«

Die Schar von Dorfbewohnern zog in die Fish Street. »Genau hier«, sagte Garrow und zeigte mit seinem Stock auf die Stelle.

»Unter der Telefonzelle?«

»Die ha'ms zugebaut.«

Eine halbe Stunde später waren die Magwiths mit einem Frontlader zurück. Der machte kurzen Prozess mit der Telefonzelle und sämtlichen Kabeln.

»Die ha'm da 'n dicken Brocken Beton hingepackt, wenn ich mich erinner«, sagte der alte Garrow. »Ich war noch so 'n Zwerg.«

Bevis Magwith richtete die Schaufel des Traktors bereits auf die Erde. Die Zuschauer traten zurück. Tatsächlich löste sich eine Scheibe aus Beton, so leicht wie eine Schaufelladung Sand. Dann betrachteten alle das freigelegte Loch.

»Das is' er, der Brunnen«, sagte Garrow überflüssigerweise.

Einer der Robins-Jungs brachte Eimer und Seil. Sie ließen den Eimer hinab, und er kam mit Wasser gefüllt wieder hoch.

»Jemand müsste es probieren«, sagte Jeremy Melon und machte zugleich einen Schritt zurück, um nicht selbst ausgewählt zu werden.

Lorne Magwith trat vor und schnappte sich den Eimer. Ohne ein Wort nahm er einen großen Schluck. Die anderen verstummten und warteten auf sein Urteil. »Passt schon«, erklärte er, und die Erleichterung war spürbar.

»Wir holen jetzt Pumpe und Tank«, erklärte Bevis Magwith. »Wenn ihr Milch wollt, müssen die Kühe als erste dran sein.«

Niemand erhob Einwände, doch die Prognose derer, die sich am Abend im Kerzenlicht in der Bar des *Petrel* versammelten, fiel düster aus. Jeremy sprach eine Befürchtung aus, die alle teilten. »Was ist, wenn uns der Treibstoff ausgeht?«

Jacob Anderssen rationierte das Bier. Ein Quarter-Pint pro Kopf, mehr konnte er nicht rausgeben. Romer Anderssen schrieb genau mit. »Hier war noch nie so viel los«, beklagte sie sich bei jedem, der ihr zuhörte. »Und wir haben nichts zu verkaufen.« Es gab Hochprozentiges in Flaschen, und im Keller sogar Wein, doch Romer wollte sich von all dem nur zu den üblichen Preisen trennen. Sie erwartete immer noch, dass sich die Normalität bald wieder einstellen würde. »Bier könnt ihr anschreiben lassen«, rief sie den Trinkenden zu, »und das nur, weil Jacob noch weniger Verstand als Geld hat. Wenn ihr was anderes wollt, müsst ihr zahlen.« Manche, wie Mallory Books, schienen über mehr als genug Bargeld zu verfügen, doch nach ein paar Runden Whisky ließ sogar seine Großzügigkeit langsam nach. Kerzen waren knapp, und so wurde der gesamte Pub mit nur einer Kerze beleuchtet. Wenigstens gab es ein Feuer im Kamin. Das mochte die wesentliche Attraktion sein, die

die Gäste angelockt hatte. Am frühen Abend schien das halbe Dorf dort zu sein. Das *Petrel* war zu einem Zufluchtsort geworden, auch in der Dunkelheit, vor kalten, unbeleuchteten Häusern. Romer schloss den großen Veranstaltungsraum im ersten Stock auf, der für Hochzeiten und Partys genutzt wurde, und steckte dort eine zweite Kerze an. Es gab nicht einmal genug Stühle für die Hälfte der Trinkenden, so dass die meisten an der Theke lehnten, während andere in kleinen Grüppchen dastanden, in den Fluren und im Nebenraum. Annie Bartle und Charity Cloke halfen hinter der Theke aus. Die Shaunessys und die Robins brachten Kisten voll Fisch, Toby Penroth fünf Hummer, Kenny Kennet einen Eimer voll Muscheln. Ein Dutzend Helfer stand in der kleinen Küche und kochte auf einer Reihe Campingkochern. Als Jessie Higgs Nachschub an Kerzen brachte, brach Jubel aus.

Die Dorfbewohner, die noch blieben, als der Großteil der Gäste schon gegangen war, nippten sehr langsam an ihren spärlichen Getränken. Um halb elf Uhr läutete Romer die Glocke. »Feierabend, Gentlemen, Ladys.«

»Darling, können wir nicht noch für ein winziges Getränk bleiben?«, bettelte Demelza Trevarrick, der die Zigaretten ausgegangen waren und die jetzt eine immer kleiner werdende Zahl von Rauchern anschnorren musste.

»Wir wollen auch mal ins Bett«, kam die knappe Antwort. »Bitte austrinken.«

Draußen auf dem Harbour Square fiel ein sanfter Regen. »Gott, ist das dunkel«, beschwerte sich Demelza. »Und schweinekalt. Und jetzt pisst das auch noch.« Das waren derbe Worte für eine Autorin

von Liebesromanen. Sie griff nach Jeremy Melons Arm. »Darling, du wirst mich nach Hause bringen müssen.«

»Ich seh doch auch nicht mehr als du.«

»Na, wenn einer von uns stolpert, kann der andere ihn auffangen«, sagte Demelza. Sie bogen in die Fish Street ein, tasteten sich an den Mauern entlang. Ein wenig von Mallorys großzügiger Whiskyspende hatte es in ihren Blutkreislauf geschafft, und sie war nicht mehr ganz sicher auf den Beinen. »Hat in diesem gottverdammten Kaff denn keiner ’ne Taschenlampe?«

Auf diese Frage schien es keine Antwort zu geben.

»Du kannst natürlich auch bei mir übernachten«, sagte Jeremy.

Für einen Moment schien der Regen auszusetzen, und der Mond lugte hinter einer Wolke hervor. Jetzt war es hell genug, um die Fish Street ohne Taschenlampe hinaufzugehen. Falls Demelza nach einer Ausrede suchte, hier war sie. Doch manche Menschen werden nie mehr haben als Momente der Leidenschaft.

»Ich wusste gar nicht, dass du auf Frauen stehst«, sagte sie jetzt. Es war ein mutiger letzter Versuch des Widerstands. »Du lebst jetzt seit fünfzehn Jahren hier …«

»Sechzehn …«

»… und ich hab dich nie mit einer Frau gesehen.«

Jeremy seufzte. »An manchen Orten«, sagte er, »ist es schon schwierig genug, schwul zu sein. Stell dir mal vor, du musst in St. Piran das Konzept ›bisexuell‹ erklären.«

Die Wolke, die den Mond kurz freigelegt hatte, schluckte jetzt das wenige Licht, und es begann erneut zu regnen. »Na, dann steh da nicht rum«, sagte Demelza. »Lass uns reingehen.«

Spät in derselben Nacht kam es zu einem Überfall auf das Dorf. Ein schwerer Lastwagen durchbrach das Tor zur Straße, die ins Dorf führte, raste auf den Harbour Square und krachte ins Schaufenster von Jessie Higgs' Geschäft. Bis Jessie und Bootsmann Jordy Higgs die Treppe hinuntertaumelten, um nach der Ursache des Lärms zu sehen, waren die Diebe schon verschwunden. Sie hatten mehrere Regale mit Paketen und Dosen leergeräumt.

»Die suchen nach Joes Lager«, sagte Jessie finster.

Im kalten Morgenlicht versammelten sich die Dorfbewohner, um den Schaden zu begutachten. Toby Penroth brachte Bretter, um das zerstörte Fenster zu vernageln. »Meint ihr, der Glaser in Treadangel arbeitet schon wieder?«, fragte Jessie.

»Niemand kommt in dieses Dorf, bevor die Grippe vorbei ist«, sagte der Bootsmann.

Das war nicht der letzte Ärger, den es an diesem Morgen in St. Piran gab. Während man im Dorf noch über den Schaden in Jessie Higgs' Geschäft redete, kamen Diebe mit Viehtransportern und Hunden, öffneten ein Weidegatter und stahlen einundsechzig der Schafe. Lorne und Bevis Magwith waren gerade am Brunnen im Dorf, um Wasser zu holen. Forrest und Corin melkten die Kühe. Aileen entdeckte die Diebe durch Zufall, als sie beim Bettenmachen aus dem Schlafzimmerfenster sah. Sie schnappte sich Corins Gewehr und rannte damit aus dem Haus, doch die Diebe klappten in aller Ruhe die Heckklappe des letzten Transporters zu und fuhren davon. Es fiel kein Schuss, und das Gewehr war, wie sich später herausstellte, ungeladen, aber trotzdem erschütterte dieser Zwischenfall, so kurz nach dem Einbruch in Jessies Laden, das gesamte Dorf.

»Mord und Totschlag gibt das, dauert nich' mehr lang«, warnte der alte Garrow.

»Wir sollten die Polizei rufen«, riet Aileen ihrem Ehemann, doch niemand hielt das für einen durchführbaren Vorschlag. Stattdessen nahm Bevis die Sache selbst in die Hand. Er fuhr mit dem großen Frontlader zur Verbindungsstraße von Penzance und Treadangel und hob an der Abzweigung nach St. Piran einen metertiefen Graben aus. Die Erde häufte er als Schutzwall davor auf, so dass die Zufahrt von der Hauptstraße komplett versperrt war. Zur Sicherheit grub er noch ein wenig vom Straßenrand aus und häufte es obendrauf. Er betrachtete sein Werk. Jetzt fehlten nur noch ein paar Hecken, fiel ihm auf, und die Straße würde komplett versteckt sein. Die einspurige Straße nach St. Piran war schon so leicht zu übersehen gewesen, selbst als es noch ein Hinweisschild gab; jetzt würde sie komplett verschwinden.

Bevis brauchte weniger als eine Stunde. Ein paar Meter Hecken wurden vom Rand der Straße nach St. Piran auf den Erdhaufen versetzt. Einem Ortsansässigen würde die unerwartete Absperrung sicherlich auffallen, wo einmal die Abzweigung gewesen war. Doch jeder Fremde würde einfach daran vorbeifahren. St. Piran war faktisch von der Landkarte verschwunden.

Wäre Bevis Magwith ein nachdenklicher Mann gewesen, hätte er vielleicht über die Bedeutung dessen nachgegrübelt, was er da gerade getan hatte, während er seinen Traktor zurück zur Farm lenkte. Nur diese eine Straße führte nach St. Piran, und jetzt war diese anfällige Lebensader abgeschnitten. Mit einer einzigen, sturköpfigen Aktion, hätte Bevis vielleicht gedacht, hatte er die

komplette Gemeinde St. Piran abgetrennt. Er hatte ihre Verbindung zum County gekappt und zu der Welt dahinter. Jeremy Melon hätte diese Bedeutung erkannt. Jetzt waren sie, hätte er gesagt, nichts anderes als ein Gezeitentümpel, den die Flut zurückgelassen hatte.

Am blassgrauen Himmel über Piran Head flogen an diesem Tag keine Flugzeuge. Auf dem Wasser waren keine großen Schiffe zu sehen. Keine Wanderer kamen über die Klippenwege. Kein Fahrzeug fuhr auf der Straße. Kein Strom floss durch die Kabel, kein Wasser durch die Leitungen. Die Radiosender sendeten keine Musik. Als die Dorfbewohner an diesem trüben Oktobertag erwachten, hörten sie nur das Schreien der Möwen, das Pfeifen des kalten Nordwindes und das Läuten zweier Kirchenglocken.

27

Für eine heiße Mahlzeit würde ich töten

»Ich war letzte Woche in Truro«, sagte Alvin Hocking. »Da war ein Mann mit solchen Reklametafeln vorm Bauch und am Rücken. Wissen Sie, was daraufstand? *Das Ende der Welt ist nah.* So was hatte ich schon seit Jahren nicht mehr gesehen.«

Joe lächelte. »Vielleicht hatte er recht.«

»Meinen Sie?«

»Langsam sieht's so aus.«

Sie saßen auf dem Dach des Glockenturmes und blickten auf den Ozean hinaus. Schon bald würde es zu kalt werden und sie würden hineingehen müssen, doch jetzt gerade erschien es ihnen besser, an der frischen Luft zu sein.

Von einer schmalen Straße unter ihnen drang eine Stimme zu ihnen herauf, eine Frauenstimme, deren Gesang über die Schieferdächer tanzte. Aus dieser Entfernung waren die Worte nicht zu verstehen, doch die Melodie war vertraut, und diese Stimme klang so rein, jeder Ton so perfekt, dass die beiden Männer für einige kurze Augenblicke von ihrer Schönheit gebannt waren.

»Das ist die Stimme eines Engels«, flüsterte Joe. Setzte ihm seine Begegnung mit dem Tod noch immer zu?

»Das ist unser Singvögelchen«, lächelte Alvin. »Unglaublich, wie weit ihre Stimme reicht.«

»Wer ist das?«

»Aminata.«

»Die Krankenschwester?«

»Ich hätte sie sehr gern im Chor. Aber sie arbeitet nachts, und tagsüber schläft sie.«

»Das ist ein Diana-Ross-Song«, sagte Joe und schloss die Augen. *»Close to You.«*

»Die Carpenters haben das auch gesungen.«

»Wenn man darüber nachdenkt«, sagte Joe, »hat der Typ mit der Reklametafel genau dasselbe getan wie ich – er hat alle davor gewarnt, dass der Kollaps kurz bevorsteht.« Ihm war ein Bild von der fünften Etage der Bank in den Kopf gekommen. Er stand da in Anzug und mit Reklametafeln. *Shortet Samsung*, stand vielleicht vorn darauf. *Vorsicht vor Verlagsaktien.* Und hinten, *Das Ende der Welt steht mit 68-prozentiger Wahrscheinlichkeit bevor.*

»Nur hat niemand auf ihn gehört.«

»Auf mich hat man auch nicht immer gehört.«

»Auf eine Art war das auch meine Aufgabe«, sagte Hocking. »Wofür ist ein Priester schon da, wenn nicht, um vor dem Weltuntergang zu warnen?«

Joe lächelte wieder. »Vielleicht haben wir mehr gemeinsam, als wir uns je hätten vorstellen können.« Er ließ den Gedanken sacken. Vielleicht stimmte es ja. Sie beide studierten ihre heiligen Schriften, und beide predigten eine Liturgie der Angst.

Und beide liebten Polly Hocking.

Aber stimmte das noch? War es je so gewesen? Es hatte eine Zeit gegeben, als er für Clare Manners von der

Unternehmenskommunikation ähnliche Gefühle empfunden hatte. Auch sie war eine große Flirterin. Sie kam in Jeans zur Arbeit und mit Tops, die immer einen Zentimeter zu kurz waren, so dass ein Streifen gebräunter Haut zu sehen war, der ihn fertigmachte. Ihr Lachen war auf der gesamten Etage zu hören. Sie schwang die Hüften, wenn sie an seinem Schreibtisch vorbeiging, gerade stark genug, damit die Botschaft ankam. Es hatte Tage im trüben Licht der fünften Etage gegeben, an denen der einzige Lichtblick Clare Manners' Hintern gewesen war und die Musik ihres Lachens. Er hatte von ihr geträumt, hatte sich Pläne zurechtgelegt, wie er sie um eine Verabredung bitten könnte. Sie würden sich ineinander verlieben. Sie würden jeden Tag nach der Arbeit in einem anderen Restaurant essen gehen, und dann würden sie ineinander verschlungen in seine Wohnung taumeln und Sex haben. Sie würden in Kalimantan Urlaub machen, an Deck eines Klotok-Hausboots schlafen und durch den Tanjung-Puting-Nationalpark schippern. Sie würden sich eine Yacht kaufen und jeden Sommer zum Öresund segeln.

Doch es sollte einfach nicht sein. Schon ihr erstes Date lief nicht rund. Die erste Stunde verbrachten sie damit, ein Restaurant aufzutreiben, das glutenfreie Gerichte anbot, und die zweite mit dem verzweifelten Versuch, ein gemeinsames Gesprächsthema zu finden. Sie redete nur von Pferden und Skifahren, er sprach über beinahe alles andere.

»Du wirst mit Geordie um meine Zuneigung kämpfen müssen«, erklärte sie. Geordie war ihr Pferd, auch wenn Joe einen Augenblick brauchte, um das zu begreifen. Im Rummel des Restaurants klang ihr Lachen nicht mehr ganz so musikalisch. Zu schnell standen sie

wieder draußen auf dem Gehsteig – und was jetzt? Ein Club vielleicht? Oder nach Hause, für etwas Animalischeres? Sie entschieden sich für Sex. In seiner Wohnung riss er ihr die Kleider vom Leib. Er wusste, dass er genau davon seit so vielen Monaten träumte, darum wunderte es ihn, dass es ihn nicht stärker erregte. Sie wirkte kalt und schien sich nicht wohlzufühlen. »Willst du das wirklich?«, fragte er und küsste sie, während er versuchte, ihren BH zu öffnen.

»Nur, wenn du es willst«, antwortete sie.

War das ein Ja? Rechtlich gesehen vielleicht, aber wie ging man im Schlafzimmer mit so einer uneindeutigen Zustimmung um? Und Joe wollte ja gegenseitige Leidenschaft; also bedeutete es vielleicht, dass auch er es nicht wirklich wollte. War ihre Antwort also eigentlich ein Nein?

»Ich liebe dich, Clare«, verkündete er, als der Sex gelaufen war und sie ihren Kopf auf seine Schulter gelegt hatte. Wo kamen diese Worte her? Sie waren ihm über die Lippen gekommen, als hätten sie sich schon seit einem Jahr oder mehr dahinter verpuppt und nur auf den Moment gewartet, endlich schlüpfen zu dürfen.

»Jetzt machst du mir Angst«, sagte sie.

»Sehen wir uns wieder?«, fragte er sie am Morgen, als sie im Badezimmer war.

»Na klar.« Jetzt klang ihr Lachen fast wieder musikalisch. »Wir sehen uns doch bei der Arbeit.«

»Das meinte ich nicht.«

Sie trafen sich noch einmal, und diesmal hatte er das scheinbar perfekte Restaurant gefunden – in Chiswick, mit einem wunderbaren Blick auf die Themse und dem gewünschten Ernährungskonzept. Er

reservierte einen Tisch am Fenster. Für danach kaufte er Tickets für eine Springreitveranstaltung in der alten Olympia-Halle in Kensington. Doch trotz dieser Vorkehrungen war der Abend nicht der Erfolg, den er sich erhofft hatte. Clare schmeckte das Essen nicht. Sie hatte ein Süßkartoffelcurry mit Cashewnüssen und Wildreis bestellt, doch es war zu scharf für ihren Geschmack, und sie ließ das meiste davon auf dem Teller liegen. »Wir bestellen dir was anderes«, flehte er, doch darauf hatte sie keine Lust. »Das hat mir dieses Lokal vermiest«, sagte sie, während sie ihm beim Essen zusah. Anschließend saßen sie in der Arena und sahen Pferden beim Springen zu. Joe hatte gedacht, dass dies das perfekte Unterhaltungsprogramm sein würde, und zunächst hatte es so ausgesehen, als würde Clare die Aussicht darauf sehr gefallen. Doch seit sie dort angekommen waren, wurde sie zusehends kritischer. Der Parcours gefiel ihr nicht. Von den Reitern hielt sie nicht viel. Sie war mit der Punktevergabe nicht einverstanden. Als einer der Reiter recht freigebig seine Gerte einsetzte, verkündete Clare, sie habe jetzt genug gesehen. »Wir sehen uns morgen in der Bank«, sagte sie, als sie zur Hammersmith Road zurückspazierten. Sie erlaubte ihm einen flüchtigen Kuss. »Ich komme nicht mehr mit, wenn das okay ist.« Sie verzog das Gesicht. »Meine Tage.«

Das alles war jetzt fünfzehn Monate her. Er hatte sich bemüht, die Flamme nicht erlöschen zu lassen, doch sie waren nie wieder miteinander ausgegangen. Versuche gab es genug – zumindest von seiner Seite. Er hatte ihr eine Mail geschrieben *(Tut mir leid, dass dir die Pferdesache nicht gefallen hat … lass uns mal wieder treffen)*, doch sie hatte nicht darauf reagiert. Und sie kam nicht mehr an seinem Schreibtisch vorbei. Einmal traf er sie zufällig in der Lobby,

und da standen sie mit zu großem Abstand zueinander, als er sie fragte, ob sie mit ihm mittagessen gehen wolle. »Ich schaff's nicht«, sagte sie, ohne ihm in die Augen zu sehen. »Okay, dann vielleicht nächste Woche?« Aber sie hatte auch in der nächsten Woche keine Zeit. Und in der Woche darauf. Manchmal stellte er sich ihr Gesicht vor, stellte sich vor, wie sie an den Analysten vorbeischwang und mit ihrer aufblitzenden Taille alle Blicke auf sich zog. Dann ertappte er sich dabei, wie er dasaß und ins Leere starrte, als wäre sie dort. Sie tauchte auch in seinen Träumen auf, immerzu unerreichbar. Eines Tages sah er sie im Treppenhaus in der fünften Etage, und sie ging mit einem bloßen Nicken an ihm vorbei, der minimalen Kopfbewegung, mit der man eine flüchtige Bekanntschaft grüßte, nicht dem wissenden Lächeln von Verliebten. Am selben Tag hörte er im Aufzug eine Unterhaltung mit, die nicht für seine Ohren bestimmt war; Clare Manners ging mit Julian McEvan aus. Stell dir das vor! Clare und Julian! Sie wollten nach Monaco fliegen, um sich dort den Grand Prix anzusehen. Verletzt und entrüstet verließ Joe das Bankgebäude und marschierte das Embankment hinauf bis zur Waterloo Bridge. Die Emotionen kochten in ihm hoch. Er lehnte sich ans Geländer und sah auf die Schiffe hinunter. Ein schwerer Kahn glitt unter der Brücke hindurch flussabwärts, ohne jede Mühe. Joe sah zu, wie er sich einen Weg durch das trübe Wasser bahnte. Irgendetwas an diesem Schiff kam ihm wie eine Metapher für seine Beziehung zu Clare vor. Während er dastand und zusah, trieb der Kahn immer weiter von ihm weg. Schon jetzt war er kaum noch zu erkennen, verschwand im Nebel über dem Fluss, wurde still und leise von den Bögen der Blackfriars Bridge verschluckt. Dann war er weg.

Clare Manners hieß jetzt Clare McEvan. Sie hatte die Bank verlassen, und er hatte keinen Kontakt mehr zu ihr, außer den Social-Media-Nachrichten, die jeder bekam. Sie hatte ihre Hochzeitsbilder gepostet; Clare und Julian, so makellos glänzend wie ihre Fotos, jedes Haar an seinem Platz, jedes Lächeln perfekt, jeder Makel retuschiert. Sie hatten irgendwo in einem Schloss geheiratet. Alle Männer trugen Kilt. Und die Flitterwochen hatten sie auf den Seychellen verbracht, auf Desroches. Sie posteten Bilder von sich – sie beide im Sonnenuntergang, ganz allein an einem meilenlangen weißen Strand.

Clare. Clare Manners. Frisch wie ein Pfirsich und perfekt. Aber wie konnte eine Frau, die so aufreizend den Hintern schwang, so kalt sein? Wie konnte die chemische Reaktion von Natrium und Wasser so sehr misslingen? Und hatte Polly Hocking vielleicht etwas von ihr …? Hatte ihr Flirten etwas Vorgespieltes, versteckte sich hinter der reizenden Maske vielleicht eine ganz andere Person?

»Es gibt einen grundlegenden Unterschied zwischen uns beiden«, sagte Hocking gerade.

»Ach ja?«

»Ihre Vorhersagen sind eigennützig. Sie sind dafür da, Ihnen Geld einzubringen – Ihrer Bank Geld einzubringen. Meine Vorhersagen sind darauf aus, den Menschen zu helfen. Ihnen zu helfen, sich auf die nächste Welt vorzubereiten.«

Joe nickte. »Stimmt natürlich.«

»Ich verehre Gott, Sie den Mammon«, sagte Hocking, der langsam Spaß an dem Gedanken fand.

»Richtig.« Es schien sinnlos, es zu leugnen.

»Wenn die Welt tatsächlich den Bach runtergeht, dann ist nicht die Religion daran schuld. Schuld sind Sie und Ihresgleichen.«

»Ich?« Die Provokation des Priesters funktionierte.

»Nicht Sie allein.«

»Das beruhigt mich.«

»Aber Leute wie Sie.«

Da war es wieder. *Leute wie er*. Zeichnete man ein Mengendiagramm, in dem ein Kreis für die Menschen insgesamt stand, darin ein kleinerer für Männer und ein dritter für junge Männer – dann noch einen Kreis für Banker, der mit dem für junge Männer eine Schnittmenge bildete … wie weit wollte man das Spiel treiben? Junge männliche Analysten, die für Investmentbanken arbeiten, mit dänischen Nachnamen und verstorbenen Müttern und leichten Phobien, nicht sehr religiös, aber dafür mit einem Vorrat an Lebensmitteln in einer küstennahen Kirche? Das würde ihn erfassen. Romantiker, die immer hinter der falschen Frau her sind? Das würde es noch weiter eingrenzen.

»Sie verallgemeinern«, sagte Joe.

»Nein, tue ich nicht. Ich ordne ein. Ich stelle taxonomische Beobachtungen über eine eindeutig erfassbare soziale Gruppe an, zu der Sie gehören.«

Das führte nirgendwohin. Joe verkniff sich, hörbar zu seufzen. »Dann stellen Sie noch eine Beobachtung für mich an«, sagte er. »Sie als Experte für das menschliche Verhalten, verraten Sie mir … was glauben Sie, passiert da draußen?«

»Was meinen Sie damit?«

»Wir haben weder Strom noch Wasser. Wir haben gesehen, dass ganz St. Piran seit einer Woche ohne Strom ist. Ich denke mal, das

bedeutet, dass ganz Cornwall keinen Strom hat, und das heißt, es gibt auch kein Wasser … und vielleicht geht das sogar noch weiter. Vielleicht ist das gesamte Land betroffen. Vielleicht die ganze Welt.«

»So schlimm wird es nicht sein«, sagte Hocking.

»Aber was, wenn doch? Stellen Sie sich vor, es wird kein Öl mehr aus dem Nahen Osten oder Nigeria oder Brasilien geliefert. Ich glaube, das ist jetzt gerade der Fall. Stellen Sie sich vor, Russland und Kasachstan halten ihr Öl zurück, bis die Krise überstanden ist. Dann steht Europa faktisch ohne Treibstoff da. Sogar Gaskraftwerke sind auf Lieferungen einiger Dinge über den Straßenweg angewiesen. Und vielleicht haben die Kataris und die Russen das Gas abgedreht. Und dann schlägt auch noch die Grippeepidemie zu. Wichtige Arbeiter sind so lange zu Hause geblieben, dass die komplette Infrastruktur zusammenbricht. In den Läden gibt es keine Lebensmittel, weil niemand sie mehr anliefert. Stellen Sie sich das vor, Alvin. Und jetzt sagen Sie mir, was glauben Sie, wie sich die Leute verhalten werden?«

Alvin Hocking starrte in die Ferne.

»Das ist wichtig, Alvin. Das ist der eine unbekannte Faktor in unserem Computermodell.«

»Ich hatte nie großes Vertrauen in die menschliche Natur.« Hocking zögerte. Er beobachtete ein Schiff am Horizont. »Ist das ein Öltanker?«

»Ich bete zu Gott, dass es einer ist.« Joe sah ebenfalls dorthin. »In welche Richtung fährt er?«

»Weg.«

»Das heißt nichts. Die kommen voll beladen und fahren leer wieder weg. So läuft das.«

»Die Bibel warnt uns davor, das Ende der Welt vorauszusagen«, sagte Hocking. »Matthäus sagt, ›Von dem Tage aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht‹.«

»Ich glaube, der Satz hätte meinem Arbeitgeber nicht gefallen.«

Der Priester holte seine Bibel aus der Tasche. Er suchte nach einem bestimmten Vers. »Er sagt auch, es wird sich ein Volk gegen das andere erheben und ein Königreich gegen das andere, und es werden Hungersnöte sein und Erdbeben hier und dort.«

»Na, die Erdbeden sind uns anscheinend erspart geblieben.«

»Machen Sie sich nicht darüber lustig, Joe.« Der Pastor sah ihn streng an.

»Tut mir leid. War nicht so gemeint.«

»Jesaja sagt, ›Heulet, denn des Herrn Tag ist nahe; er kommt wie eine Verwüstung vom Allmächtigen‹.«

»Das gefällt mir nicht.«

»Natürlich nicht. Die Menschheit ist vom rechten Weg abgekommen, Joe. Das ist das Problem. ›Sie sind allesamt Sünder und ermangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollen‹.«

»Aber was heißt das konkret?«

»Es heißt, dass wir niemandem vertrauen können. Wenn Recht und Ordnung zusammenbrechen, bricht alles zusammen. Dann gilt nur noch das Recht des Stärkeren. Wenn ein Mann weiß, dass er ungestraft töten kann, dann *wird* er auch töten.«

»Wirklich?« Eine Erinnerung regte sich. Die Silhouette eines Mannes und eine Treppe. Das Gefühl schrecklichen Durstes. »So wie Sie versucht haben, mich zu töten?«

Alvins Gesichtsausdruck war eine brodelnde Mischung aus Furcht und Verachtung. »Ich habe nicht versucht, Sie zu töten, Joe. Ich

habe Ihnen das Leben gerettet.«

Stimmte das? »Ich glaube Ihnen nicht.« Irgendwie hatte die Hochstimmung, die seine Genesung in ihm ausgelöst hatte, die Erinnerung an diese Nacht überdeckt.

»Sie haben phantasiert.«

»Ich weiß.«

»Sie haben nach irgendwas gerufen. Ich weiß nicht, wonach.«

»Ich wollte Wasser.«

»Woher sollte ich das wissen? Sie waren nicht zu verstehen.«

Eine Zeitlang saßen sie schweigend da.

»Tun Sie das nicht, Joe«, sagte Hocking. Er hatte den Blick abgewandt. »Wir waren beide dem Tode nah. Und wir leben beide noch. Machen Sie es nicht unnötig kompliziert mit Ihren Verschwörungstheorien.«

Wenn ein Mann weiß, dass er ungestraft töten kann … dann wird er es tun. War das Alvin Hockings Botschaft an die Menschheit? Würde ein hungriger Mann seinen Nachbarn für einen Laib Brot erschlagen? Würden Sie das Dorf gegen mordlustige Plünderer verbarrikadieren müssen?

»Das ist eine düstere Sicht auf die Menschheit, Alvin«, sagte Joe. »Gibt die Bibel wirklich eine so pessimistische Prognose ab?«

Der Priester drehte den Kopf und sah ihn an. Ihm war die Erleichterung anzusehen, dass Joe das Thema auf sich beruhen ließ. »Haben Sie nie das Alte Testament gelesen?«

»Ist schon länger her.« Eigentlich noch nie, doch er kannte einige der Geschichten. »Vielleicht hätte ich das Alte Testament in mein Computermodell einfließen lassen sollen.« Zu welchen Ergebnissen

hätte das wohl geführt? *CNN* und *Reuters*, schön und gut – aber was war mit Abraham, Elias oder Zephania?

Es war Zeit, hineinzugehen. Joe rappelte sich auf. Seine Glieder taten immer noch weh. »Sollen wir was essen?«

»Wie wär’s mit kaltem Schinken und kalten Kartoffeln? Und zum Nachtisch kalte Suppe.«

»Klingt super.«

»Wissen Sie was?«, sagte Hocking. »Für eine heiße Mahlzeit würde ich töten.«

Teil Drei

Kann man aus einem Leviathan ein Festmahl machen?



28

Wie werden wir uns alle verhalten?

Es schien kaum noch dasselbe Dorf zu sein. Zur Mittagszeit des elften Tages entließen sich Joe und Alvin, bärtig und ungewaschen, aus ihrer selbstauferlegten Gefangenschaft. Hocking verschwand sofort in seinem Pfarrhaus, um Polly zu suchen. Froh, von seiner Gesellschaft befreit zu sein, ging Joe hinunter zum Hafen. Auf der Straße waren nur sehr wenige Leute unterwegs. Er klopfte an die Tür der alten Praxis in der Fish Street und trat ein.

»Jemand zu Hause?«

»Mein lieber Junge!« Mallory kam aus seinem Sprechzimmer und umarmte Joe. »Es ist gut, dich zu sehen!«

»Ich freue mich auch, dich zu sehen.«

Mallory streckte die Arme aus, hielt Joe eine Armlänge von sich und musterte ihn prüfend. »Ich kümmere mich nur noch kurz um Mrs Restorick«, sagte er, »und dann müssen wir einen kleinen Whisky trinken, um zu feiern.« Er nickte in Richtung seines Sprechzimmers, und Joe sah die strahlenden Gesichter von Dorothy und Benny, die offensichtlich gerade medizinischen Rat suchten.

»Ach, entschuldigt«, sagte Joe. »Ich wollte nicht stören.«

»Schön, dich zu sehen«, rief Dorothy.

»Ja, gut dich zu sehen, Kumpel!«, sagte Benny.

»Ich freue mich auch«, sagte Joe. Er wollte die Tür schließen.

»Sollen wir es ihm erzählen?«, sagte Dorothy. Ihre Augen leuchteten vor Aufregung. »Wir bekommen noch ein Baby!«

»Herzlichen Glückwunsch. Das sind tolle Neuigkeiten!« Behutsam schloss Joe die Tür. Das Leben ging also weiter. Die Aktienkurse stiegen und fielen, Lieferketten brachen zusammen, die Zivilisation zerfiel zu Staub, aber der Zauber der menschlichen Fortpflanzung überwand alles. Natrium und Wasser. Die Chemie des Lebens ließ sich nicht aufhalten. Diese unvermittelte Konfrontation mit der menschlichen Biologie erweckte in ihm den dringenden Wunsch, Polly zu sehen. Die Auflage, nicht mit ihr sprechen zu dürfen, galt nicht mehr, aber worüber würden sie sprechen? Wo würden sie ungestört sein können, in diesem Goldfischglas, das St. Piran war? Er würde gern mit ihr an den Strand gehen, um ihre Fußabdrücke in dem weichen Sand zu sehen, aber würde das genügen? Konnte das jemals ausreichen?

Die Tür zum Sprechzimmer schwang auf, und heraus trat das glückliche Paar. Erneut gab es viel Lächeln und Umarmungen. Books folgte ihnen. »Kommt vorbei, falls ihr euch über irgendwas Sorgen macht«, sagte der Arzt. »Aber es ist ja nicht das erste Mal. Ihr wisst ja, wie der Hase läuft.«

»Ich kann Ihnen gar nicht genug danken, Doctor«, sagte Benny. Er zog eine Flasche Rotwein aus einer Einkaufstasche. »Wir wussten nicht, wie wir Sie bezahlen sollen, aber ich dachte …«

»Das ist sehr großzügig, Benny. Wirklich, sehr großzügig.«

Der Tauschhandel hat den Geldhandel also bereits abgelöst, dachte Joe. Die Ökonomie des Gebens. Ob es wohl einmal eine Zeit gegeben hatte, in der Books eine Flasche Wein als Geschenk zurückgewiesen hätte, zufrieden damit, der Gemeinschaft einen

Dienst erweisen zu können? Aber jetzt schien der Arzt erkannt zu haben, dass jeder Handel nur funktionierte, wenn er einen fairen Austausch ermöglichte. Der Zahlende musste mit dem Preis zufrieden sein, und der Bezahlte musste damit zufrieden sein, ihn zu bekommen. Joe hatte schon eine ganze Weile nicht mehr über die Soziologie des Austauschs nachgedacht. Es gab Verbindungen in seinem Kopf, die bereits zu einer älteren, weniger wichtigen Welt zu gehören schienen.

Mallory schloss die Haustür und kam in den Flur zurück, wobei er triumphierend die Weinflasche schwenkte. »Wie es aussieht, brauchen wir den Whisky nicht zu plündern«, sagte er. »Komm, komm, mein Junge.« Er führte Joe in das vordere Zimmer. »Erzähl mir alles.«

»Alles? Was willst du wissen? Wir waren im Kirchturm eingeschlossen und haben eine Liste der Vorräte angelegt.«

»Mein Lieber, das interessiert mich doch nicht. Nicht im mindesten.« Der alte Mann holte einen Korkenzieher aus der Anrichte und machte sich daran, die Flasche zu öffnen. »Du wirst feststellen«, sagte er und deutete nickend auf den Wein, »dass wir damit haushalten müssen. Nur ein halbes Glas jeder, mehr sollten wir nicht trinken. John und Lucy Thoroughgood haben wohl ein wenig Apfelwein angesetzt, aber es dauert noch Wochen, bis der fertig ist. Vielleicht sogar Monate. Und er könnte umkippen. Kenny Kennet hat ein Rezept für Algenwein, und der alte Garrow schwört, man könne ihn trinken, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendjemand von dieser Vorstellung wirklich begeistert ist. Das hier«, er deutete mit der Flasche auf Joe, »könnte die letzte Flasche vernünftigen französischen Weins sein, die du und ich jemals

genießen werden … es sei denn, ich kann noch ein paar weitere Schwangerschaften diagnostizieren.« Mit einem leisen Plopp zog er den Korken heraus und goss in jedes Glas einen Spritzer des kostbaren Weins. »Die *Symptome*, mein Junge. Ich will wissen, welche Symptome du hattest. Und verschon mich nicht mit den Einzelheiten.«

Der Harbour Square war kaum wiederzuerkennen. Auf dem Kopfsteinpflaster war eine Ansammlung von Tischen und Bänken aus dem Boden geschossen, einige hastig zusammengeschustert aus rohen Holzbalken und leeren Ölfässern, andere offensichtlich aus Gärten und von Balkonen herbeigeschafft. In der Mitte des Platzes, direkt vor dem *Petrel Inn*, hatten die Magwiths drei alte gusseiserne Futtertröge aufgebaut. »Was ist das denn?«, fragte Joe, als sie endlich nach draußen gingen.

»Das ist der Grillplatz des Dorfes«, erklärte Mallory. »Allerdings qualmt es ziemlich. Niemand hat Kohle, also kochen wir mit Holz.«

»Das ist ja riesig«, sagte Joe. »Hier könnte das komplette Dorf essen.«

»Hier *isst* auch das komplette Dorf. Jeden Nachmittag, zwei Stunden, bevor es dunkel wird. Die Jungs sind den ganzen Tag draußen, um Holz zu sammeln. Da ist ihr Vorrat.« Mallory zeigte auf einen riesigen Holzhaufen.

»Guter Gott.« Aus irgendeinem Grund entwickelte Joe immer noch ökonomische Modelle in seinem Kopf. Wie funktionierte das? Wer bezahlte wen und wie viel und womit?

»Jeder Mann, der dazu in der Lage ist, jede Frau und jedes Kind trägt einen Teil dazu bei«, erklärte Mallory. »Manche sind gerade mit

den Booten draußen zum Fischen – jeder darf jedes Boot benutzen. Andere angeln vom Kai aus, und ein paar sammeln Muscheln.« Er zeigte zur Hafenmauer, wo eine Reihe Leute mit Ruten und Angelschnüren an die uralten Steine gelehnt standen. »Oben auf dem Hof der Magwiths helfen ein paar Leute beim Melken. Morgen früh vor der Dämmerung sind sie wieder oben, um beim ersten Melken mit anzupacken. Die Farm hat zwar einen Generator für die Melkmaschine, aber wir versuchen, den Sprit für die Boote zu sparen. Also wird von Hand gemolken.«

Von Hand melken. Bei Mallory hörte es sich an wie ein alter Brauch.

»Was passiert mit der ganzen Milch?«

»Wir trinken sie. Wir pochieren den Fisch darin. Wir stampfen sie zu Butter und Sahne. Corin macht Käse daraus.«

Wie lange ging das schon so? Elf Tage? Unwillkürlich nickte Joe voller Bewunderung.

Am anderen Ende des Platzes lagen die zertrümmerten Reste der Telefonzelle. Wo sie einst gestanden hatte, hatte man eine eiserne Handpumpe aufgebaut und sie an schweren Holzbohlen befestigt. Bootsmann Jordy Higgs bediente die Pumpe. Obwohl er nur ein dünnes Hemd trug, war er rot wie Rhabarber und schwitzte, während er an dem Pumpschwengel arbeitete. Jessie und Martha und ein halbes Dutzend weitere reichten Eimer und Plastikwannen in einer Kette weiter.

»Ich könnte das eine Weile übernehmen«, sagte Joe.

Köpfe wandten sich zu ihm um. »Hallo, *Fremder*!«, sagte Martha und drückte ihn überschwänglich an sich. Er wurde in der Reihe weitergereicht und von jedem mit einer festen Umarmung begrüßt.

Wie viele Jahre hatte er Seite an Seite mit den Kollegen bei *Lane Kaufmann* gearbeitet, und wie oft hatte man ihn umarmt? Nicht oft. Er erwiderte jede Umarmung, und es fühlte sich gut an.

»Ich kann nicht behaupten, dass ich mich nicht freue, dich zu sehen«, sagte Jessie. »Wir können das Essen, das du gehortet hast, sehr gut gebrauchen.«

Joe versuchte, seine Grimasse wie ein Lächeln aussehen zu lassen. »Alles zu seiner Zeit«, brachte er heraus. Das unangenehme Bild einer langen Schlange von Dorfbewohnern, die seine Vorräte davontrugen, die er so gewissenhaft gesammelt, verstaut und inventarisiert hatte, tauchte vor seinem inneren Auge auf.

Jordy Higgs hatte die Unterbrechung genutzt, um beim Pumpen eine Pause einzulegen. »Von mir kriegst du keine Umarmung«, sagte er und hob die Arme, um seine Schweißflecken vorzuzeigen. »Ich stinke.«

»Komm, ich löse dich ab«, sagte Joe.

»Bist du sicher, dass du schon fit genug bist?«

»Ich bin fit wie ein Turnschuh.« Stimmte das? Wahrscheinlich nicht, aber er würde doch bestimmt mit einer Pumpe klarkommen?

»Dann bitte sehr.« Higgs trat beiseite, und Joe packte den Pumpschwengel. Das Metall fühlte sich kalt an, und der Schwengel war schwerer als gedacht. Er zog ihn hoch und beugte sich darüber, um sein Gewicht die Arbeit machen zu lassen. Ein befriedigender Wasserstrahl schoss heraus und wurde von Aminata Chikelu in einem Eimer aufgefangen.

»Gut gemacht«, sagte sie.

Für einen kurzen Moment lächelten sie sich an, dann wandte er den Blick ab. Was Polly wohl gerade machte?, fragte er sich. Waren

Alvin und sie im Bett, um die verlorene Zeit wieder wettzumachen? Er zerrte an der Pumpe. Dieses Mal ging es leichter. Lagen sie leidenschaftlich ineinander verschlungen, um seine Rückkehr zu feiern? Er drückte den Schwengel mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, nach unten. Vielleicht war er nicht der einzige Mensch, der gerade pumpte, dachte er. Hoch. Und runter. Hoch. Und runter.

Jordy Higgs grinste. »Immer langsam«, sagte er. »Lass noch ein bisschen Wasser da unten übrig.«

Als Higgs die Pumpe wieder übernahm, setzte Joe sich auf eine Mauer, um wieder zu Atem zu kommen. Martha kam zu ihm. »Können wir kurz reden?«, fragte sie.

»Klar.«

»Wollen wir ein Stück laufen?«

»Okay.« Er sprang von der Mauer, und sie entfernten sich schlendernd von der Pumpe und dem Trubel dort.

»Wir haben überlegt, dass es Zeit wäre, dein Lager zu öffnen.«

»Ich verstehe.«

»Das ist nicht nur so dahergesagt. Ich bin hier, um dich offiziell zu fragen. Können wir die Vorräte freigeben?«

Jetzt, wo diese Frage ganz formell an ihn herangetragen worden war, spürte Joe eine Woge der Panik in sich aufsteigen. »Bist du sicher?«, fragte er.

»Ich würde nicht fragen, wenn ich nicht sicher wäre.«

Woher kam dieser plötzliche Widerwille? Dafür hatte er das ganze Essen doch gekauft, oder? »Du weißt ja, dass es ein Lager für den Notfall ist. Ich dachte, vielleicht warten wir, bis die Leute wirklich …

Hunger leiden.« Er sagte diese Worte, aber er konnte sie doch unmöglich so meinen. Sie fühlten sich falsch an aus seinem Mund.

Es gab eine lange Pause, und Martha sah ihn merkwürdig an. »Sie haben dir alle geholfen, die Vorräte herbeizuschaffen«, sagte sie, und ihr Nicken schloss das gesamte Dorf St. Piran mit ein.

»Ich weiß.«

»Und sie *leiden* Hunger.«

»Was ist mit dem Fisch? Und der Milch?«

»Das reicht nicht. Die Jungs haben bei weitem nicht genug Treibstoff zum Fischen. Die Fangmengen gehen zurück. Außerdem – hast du mal versucht, nur von Fisch und Milch zu leben?«

Sie war eine Frau, die die Zusammenhänge erkannte. Sie war wie er. Deswegen hatte sie ihn von den anderen fortgezogen, damit er seinen so untypischen Widerwillen vor ihr zeigen konnte, und nur vor ihr. Die Schlacht zwischen seiner natürlichen Nächstenliebe und seiner Besitzgier musste irgendwo stattfinden dürfen. Das verstand sie.

»Sie werden nicht lange reichen«, flüsterte er. »Die Vorräte.« In den letzten Tagen hatte er diese Rechnung oft genug angestellt. Wenn sie dreihundert Menschen ernähren wollten, hatten sie genug zu essen für acht Wochen. Vielleicht für vier Monate, wenn sie die Fische und die Milchkühe und die Lämmer hinzunahmen.

»Die Vorräte gehören nicht mehr dir allein«, sagte sie, aber ihre Augen sahen ihn immer noch freundlich an.

»Natürlich nicht.« Er schluckte. »Natürlich nicht.«

»Also, was sagst du, Joe?«

Er schaute auf seine Füße hinab. »Lass uns das Lager öffnen.« Und mit jedem dieser fünf Worte schien das Gewicht auf seinen Schultern leichter zu werden. *»Wie werden Sie sich verhalten, Joe Haak?«* Die Worte von Lew Kaufmann hallten in seinen Ohren wider. *»Wie werden wir alle uns verhalten?«*

»Du hast recht, Martha«, sagte er. Jeder dieser Menschen hatte ihn mit einer Umarmung willkommen geheißen, und er stand hier und suchte nach Ausflüchten. »Du hast recht, mein Gott, du hast recht!« Er machte fast einen Luftsprung. »Lass es uns sofort aufmachen.«

Marthas Gesicht wurde durch ihr Lächeln fast in zwei Hälften geteilt. »Jetzt dreh mal nicht durch«, warnte sie. »Wir wollen ja nicht alles auf einmal essen.«

»Nein.«

Sie hakte sich bei ihm unter. »Komm«, sagte sie. »Ich stelle dir die Köche vor.«

Pünktlich zur Teezeit begann die Menge sich zu sammeln. Die Kinder kamen zuerst und zündeten die Feuer an. Dann kamen die Frauen mit Tellern, Tassen und Besteck, und die Männer mit Biergläsern, weiteren Brennstoffen für die Feuer und der mageren Ausbeute an Lebensmitteln. Ein halbes Dutzend Eier von den Thoroughgoods, eine Packung Margarine von den Clokes, Karotten von Nate und Rose Moots kleinem Bauernhof. »Ich hab gehört, heute Abend gibt’s ein richtiges Abendessen!«, sagte jemand, und die Nachricht verbreitete sich unter der immer größer werdenden Menge.

»Das haben wir alles unserem Joe zu verdanken«, erklärte Martha ihnen stolz.

Sobald die Feuer brannten, wurde es rauchig auf dem Platz. Joe und Casey Limber schleppten einen Zwanzig-Kilo-Sack Reis aus dem Kirchturm heran und schütteten ihn in neun riesige Töpfe, in denen bereits das Wasser köchelte. Romer Anderssen und Rose Moot bereiteten in zusammengesammelten Gefäßen eine Soße zu. Sie nahmen dazu die Karotten, zwei Dutzend Dosen Tomaten aus Joes Lager, zwanzig Gläser Fertigsoße und einen Eimer Brunnenwasser. Die Bartle-Schwestern filetierten die Fische und warfen das Fleisch Jacob und Kenny zu, die es, dreißig Stück auf einmal, auf einem flachen Metallblech rösteten. Moses und Hedra Penhallow und die Shaunessy-Brüder hielten die Feuer am Laufen und wendeten den Fisch, und immer noch wuchs die Menge an. Kenny brach Muscheln auf und warf das Fleisch in die Soße. Der würzige Duft von Holzfeuer und Gekochtem erfüllte den Platz.

Das Nachmittagslicht verblasste. Oben vom Hang kündigte das Heulen eines Motors die Ankunft der Magwiths und ihrer freiwilligen Melker an. Sie quetschten sich auf dem Anhänger hinter dem Traktor zusammen und hatten mehrere Kannen Milch dabei, die mit lautem Hallo vom Anhänger gehoben wurden. Einer der Magwith-Brüder sorgte dafür, dass die Milch in Krüge gegossen und auf den Tischen verteilt wurde.

Wie stopft man so viele hungrige Mäuler? Joe dachte an Kaufmanns Frage. Wie ernährt man eine Stadt mit zehn Millionen Menschen? Hier auf diesem Platz schien es schon bei dreihundert Leuten wie eine fast unlösbare Aufgabe. Das ganze Holz, das verbrannt wurde, die übermenschliche Anstrengung, den ganzen

Fisch zu fangen, die Kühe zu melken, alles zusammenzutragen und herbeizuschaffen und zu kochen. Er sollte es eigentlich wissen, denn genau darum war es in jenen Modellen gegangen, die er so viele Jahre lang entwickelt hatte: die detaillierten Berechnungen von Angebot und Nachfrage, seine Analyse der gegenseitigen Abhängigkeiten, die Beobachtungen der menschlichen Interaktionen. Doch in diesem Dorf ergab nichts davon einen Sinn. Auf welcher Grundlage wurde hier gehandelt? Wie wurden die Melker für ihre Zeit entlohnt oder die Fischer für ihren Fang?

Die ersten vollen Kellen mit Fisch, Reis und Soße wurden gerade auf Teller gehäuft, Milch wurde in Gläser geschenkt, und die Leute setzten sich auf ihre Plätze an den Tischen, als Alvin und Polly auf dem Platz auftauchten. Die Dorfbewohner erhoben sich, um sie zu begrüßen.

»Reverend Hocking, Gott sei Dank«, rief Aileen Magwith.

Das schmale graue Gesicht des Pastors zeigte ein onkelhaftes Lächeln. »Meine liebe Mrs Magwith.« Er nahm ihre Hand in beide Hände und schüttelte sie. »Meine liebe Mrs Fishburne, Mrs Horsmith, Corin – wie schön, Sie alle zu sehen.« Er begann, sich durch die Menschenmenge zu arbeiten, berührte hier jemanden, legte dort die Hand auf Schultern, sah Menschen in die Augen. »Mrs Cloke, ich danke Ihnen sehr für Ihre Gebete. Jacob, Romer, Joshua, Mary …«

Als die Menge den Pastor verschluckt hatte, bemerkte Joe, dass Polly neben ihm stand. Ein leichtes, fast elektrisches Knistern umfing sie. Sie schaute nicht in seine Richtung. »Alles in Ordnung bei dir?«, fragte er.

Sie sah auf ihre Schuhe.

»Ich habe Alvins Erlaubnis, mit dir zu sprechen«, sagte er. Er verspürte das heftige Verlangen, sie zu packen und in die Arme zu nehmen.

»Nicht hier«, sagte sie und blickte zur Seite. Jemand hatte sie entdeckt, und sie winkte. »Ein anderes Mal«, sagte sie.

Eine Menschenmenge entwickelt eine ganz eigene Dynamik, vor allem für einen Einzelnen. Wen grüßt man, wen ignoriert man? Bleibt man an einem Ort stehen und hofft, dass die Party zu einem kommt? Oder lässt man sich in heiterer Gelassenheit treiben? Kann man es riskieren, am Ende isoliert zu werden und allein mit leerem Glas herumzustehen? Als die Vorbereitungen für das Abendessen ihren Höhepunkt erreichten und Familien und Freunde sich grüppchenweise zusammensetzten, fand Joe sich am Rand der Menge wieder. Er suchte sich einen Platz auf einer Bank am Ende eines Tisches. Neben ihm saß ein dicker Mann, dessen Bekanntschaft er noch nicht gemacht hatte. »Ich bin Joe«, sagte er und bot auch dem älteren Paar auf der anderen Seite des Tisches, das er ebenfalls zum ersten Mal sah, die Hand an.

»Sie sind doch der, dem wir den Reis zu verdanken haben!«

Statt einer Antwort nickte er kurz.

»Joe, gut, dich zu sehen.« Eine Hand fiel auf seine Schulter. »Ist hier noch Platz für zwei?«

Er blickte auf und sah Jeremy und Demelza.

»Ich bin sicher, dass du uns noch dazwischenquetschen kannst, Darling.« Demelza hatte Jeremy den Arm um die Schulter gelegt, ihre Hand ruhte flach auf seiner Brust. Auf Joe wirkte es wie eine fast schon erotische Umarmung.

29

Es gibt immer andere Frauen

In St. Piran erinnert man sich gut an jenen Winter. Im November regnete es so heftig, dass Bootsmann Higgs verkündete, er würde eine Arche bauen. Sie versuchten, alle Tische und Stühle vom Harbour Square in der Fischpackstation unterzubringen, damit sie essen konnten, ohne nassgeregnet zu werden. Doch das konnte nicht klappen. In die Halle konnten sich vielleicht einhundert Menschen quetschen, aber mehr nicht. »Wir passen auch nicht alle ins *Petrel*«, sagte Jacob Anderssen finster. »Und auch nicht in die Schule«, sagte Martha.

»In die Kirche würden wir alle hineinpassen«, sagte Joe, aber die anderen machten zweifelnde Gesichter. Peter Shaunessy schüttelte ernst den Kopf. »Da macht der Pastor nicht mit«, sagte er.

Trotzdem stieg eine Delegation mit Tischen und Bänken den Hang hinauf.

»Und was wird aus den Kirchenbänken?«, wandte Alvin Hocking ein, als sich abzeichnete, dass man sich über seine Weigerung hinwegsetzen würde.

»Feuerholz«, sagte Joe.

Auf dem Friedhof schufen sie Platz zum Kochen. Grabsteine eigneten sich hervorragend für den Ofenbau. An einem Tag mit starkem Regen schleppten sie Grabsteine, Metallgeländer, Bänke

und Tische, und noch vor Sonnenuntergang hatten sie eine Cafeteria mit Öfen und Tischen und vielleicht sogar mehr Grillplätzen, als sie bedienen konnten.

»Bitte, verschont die Kanzel!«, flehte Alvin Hocking, und das taten sie. Die Metallgeländer des Chorgestühls wurden zu Feuerrosten umfunktioniert. Bei den Kirchenbänken sägten sie die Rückenlehnen ab, um Tische daraus zu bauen.

Polly stand daneben und sah zu, die Arme vor ihrem Busen verschränkt. Joe versuchte, sie nicht anzusehen.

Im Laufe des Novembers schrumpften die Vorräte. Joe beobachtete, wie die Kartons und Säcke aus seinem Lager herausgetragen wurden, um in Brühen und Eintöpfe gekippt zu werden. Er strich die Sachen aus seiner Liste. Es müsste doch ein Komitee aus Dorfbewohnern geben, mit dem er sich beraten könnte. Er wollte jemandem sagen, dass sie vorsichtig sein sollten.

»Wer ist hier der Verantwortliche?«, fragte er Jeremy eines Abends, als sie sich in der von Kerzen erhellten Kirche zum Abendessen zusammenquetschten. »Was meinst du, wer hier bei dem Ganzen das Sagen hat?«

»Bei welchem Ganzen?«

»Bei der ganzen Organisation? Wer teilt die Leute zum Kochen und Aufräumen ein? Wer plant die Mahlzeiten? Wer rationiert das Essen?«

Jeremy zuckte die Achseln. »Ich dachte, du würdest das machen«, sagte er.

Die täglichen Fischfangraten lagen weit unter dem halben Pfund Fisch pro Person und Tag, das Alvin Hocking prophezeit hatte, und

das trotz der wachsenden Anzahl Dorfbewohner, die von den Felsen und der Hafenmauer aus angelten. »Zu dieser Jahreszeit fangen wir nie viel«, erklärte Daniel Robins ihnen. »Im November fangen wir normalerweise die Hälfte von dem, was wir im Juli fangen. Wir haben nur ein paar Stunden Tageslicht. Außerdem haben wir keinen Sprit, um weit genug hinauszufahren.«

Die Milchproduktion der Magwiths fiel ebenfalls niedriger aus als erwartet. Beim Melken von Hand bekam man weniger heraus, und der Farm war das Kraftfutter für die Kühe ausgegangen, so dass die Magwiths ihr Vieh nur noch mit Silage fütterten. In einer stürmischen Nacht wurde Aileen Magwith von Gewehrschüssen geweckt. Die Hunde bellten. Im ersten Tageslicht sahen sie, dass draußen auf der Weide nur noch neun Mutterschafe standen. Plünderer waren in der Nacht über den Küstenpfad gekommen und hatten den Rest der Herde gestohlen. Sie hatten die Tiere erschossen und weggetragen. Die Blutflecken im Gras verrieten, wo die Schafe getötet wurden.

Joe wurde zum Fischer. Er lieh sich Mallorys Segelschiff, aber er hisste nur selten die Segel. Jeremy und er ruderten bis in die Mitte der Bucht, wo sie ein Dutzend Angeln auswarfen. Es gab einen kleinen Innenbordmotor, den sie jedoch nur sparsam einsetzten. Am ersten Tag fingen sie acht kleine Makrelen. Ein magerer Lohn für die neun Stunden, die sie auf See verbracht hatten. »Dinner für acht«, sagte Jeremy, als sie das Boot am späten Nachmittag festmachten.

Dinner für zwanzig, dachte Joe.

Peter Shaunessy baute sein Funkgerät in der Kirche auf, wo der Empfang ausgezeichnet war.

»Wie steht es mit der Grippe?«, fragte Mallory Books ihn, und Peter gab die Frage an jeden weiter, der gerade auf Sendung war.

Sie sprachen mit einem Ehepaar in Plymouth, die seit sechs Tagen nichts außer Katzenfutter gegessen hatten. »Die Grippe ist uns inzwischen egal«, sagte der Mann zu Peter. »Ich wünsche mir fast, dass sie uns holt.« Sie sprachen mit einem Kreuzfahrtschiff im Ärmelkanal. »Vierundzwanzig Tote durch die Grippe«, sagte der Funker. »Wir wollen jetzt an Land.«

»Warten Sie noch sieben Tage«, riet Joe ihm. »Damit Sie nicht mehr ansteckend sind.«

»Wir können nicht warten. Wir brauchen Wasser.«

Anfang Dezember ließ der Regen nach, stattdessen setzte ein strenger Nordwind ein. Draußen auf dem Segelboot wurden Joe und Jeremy von den Wellen durchgeschüttelt wie Butter in einem Fass. Eines Tages fingen sie keinen einzigen Fisch, doch am nächsten Tag holten sie einen Petersfisch, zwei Dornhaie und einen riesigen Meeraal aus dem Wasser. Sie würden alle im Topf landen.

»Gelb wie Gold«, sagte Jeremy, als sie den Petersfisch ausnahmen. »Auf Französisch heißt er … *dorée.«*

»Du kennst dich aus«, sagte Joe.

Sie öffneten die Kartons mit Corned Beef und Schinken und weichten getrocknete Kichererbsen und Linsen und Bohnen ein. Das Abendessen in der Kirche war zu einer festen Einrichtung geworden, die Joe allmählich sehr zu schätzen wusste. Romer und die Köche hatten gelernt, Brot in den Grabstein-Öfen zu backen. Nate und Rose Moot verarbeiteten die Milch zu Butter und brachten jeden Abend einen großen Holzeimer voll mit. Apfelwein gab es noch nicht, aber die Thoroughgoods brachten heißen Apfelpunsch zum Probieren mit. Das Abendessen mochte eine ziemlich wilde

Mischung sein, bestehend aus heißem Brot, frischer Butter, einem Krug warmer Milch und einem Absacker aus Apfelpunsch, dazu ein Gulasch aus Fischen und Bohnen und den Resten aus irgendwelchen Dosen und vielleicht sogar einem Happen Früchte. Doch es waren die besten Mahlzeiten, an die Joe sich erinnerte seit den Champignons in Knoblauch nördlich von Rouen oder dem Fisch, den er zusammen mit Papa Mikkel gebraten hatte. Manchmal dachte er daran, wie er in der City gegessen hatte, doch das alles schien so lange her zu sein.

Allerdings gab es nur eine Mahlzeit pro Tag, und das ganze Dorf hungerte. Nach dem Abendessen nahm Joe sich eine Kerze und überprüfte die Vorräte in seinem Lager. Konnten sie so schnell verschwunden sein? Auf den Stufen standen schon keine Kartons mehr. Die Säcke wurden rasch weniger. Von Zeit zu Zeit klopfte es an der Tür des Kirchturms, und einer der Dorfbewohner stand davor, mit einem Korb unterm Arm. »Kannst du mir noch etwas Milchpulver geben? Hast du noch Suppe?« Dann öffnete Joe die Tür, um sie hereinzulassen, und sie gingen mit einem Korb voller Vorräte davon. Einige Sorten Dosengemüse und Suppen gingen bereits zur Neige, und die Früchte mussten rationiert werden. Die Vorräte an Pasta und Reis schmolzen in Windeseile dahin. Mehl zum Brotbacken gab es noch reichlich, aber wie lange noch?

Es wurde kälter. Polly ignorierte ihn. Sie fingen immer noch nicht mehr Fisch, und Jeremy hörte auf, ihm auf dem Segelboot Gesellschaft zu leisten. »Ich bekomme Frostbeulen«, klagte er. »Und wir fangen so wenig Fische. Ich weiß nicht, was es bringen soll, dass ich dabei bin.« Es half natürlich, jemanden zu haben, der einem Gesellschaft leistete, aber das sagte Joe nicht.

»Ich fange besser die Fische in den Gezeitentümpeln«, sagte Jeremy. »Wenn man weiß, wo man suchen muss, kann man Schleimfische, Grundeln und Butterfische finden. Wir könnten auch noch mehr Algen sammeln.«

Und so verstrichen die Tage, und aus den Tagen wurden Wochen. An einem Tag kurz vor der Wintersonnenwende, als der Himmel grau war wie altes Leinen, fuhr Joe allein mit dem Boot hinaus und band sich am Steuerrad fest. Spontan hisste er die Segel. Ein kräftiger, gleichmäßiger Wind füllte sie, und es dauerte nicht lange, da war er weit draußen, weiter draußen, als er je von St. Piran fortgesegelt war. Das Land war kaum noch zu erkennen. Es gab andere Boote, in jeder Richtung war der Ozean mit Fischkuttern, Ruderbooten und Yachten gesprenkelt. Aber sie blieben auf Abstand. Jedes Boot in Cornwall ist draußen auf dem Meer, dachte Joe. Er zog die Segel ein und ließ das Boot auf dem Wasser treiben, während er die Angelschnüre auswarf. Ohne Jeremy fing er zwei volle Eimer Hering. Auf dem Rückweg kreuzte er gegen den Wind. Er hatte Piran Head beinahe aus den Augen verloren, aber dort war es, die felsige Landzunge und das weißgetünchte Dorf, der steinerne Hafen und die normannische Kirche. Es würde einige Zeit dauern, zurückzusegeln, aber er hatte noch ein paar Stunden bis zur Dämmerung. Er ließ die Leinen durch die Hände gleiten, fühlte die geheime Macht des Windes, genoss die Einsamkeit und die Freiheit des Meeres. Früher hatte er das zusammen mit seinem Vater erlebt. Papa Mikkel ging oft nach unten, um eine Pfeife zu rauchen. »Bring sie nach Hause, Joe«, sagte er, und dann kreuzten sie zwischen den Schäreninseln entlang der Küste, vorbei an Sölvesborg und

Karlshamn, während Joe am Ruder stand. Manchmal konnte der Wind so massiv sein wie ein Elch. »Streich die Segel, Joe«, rief Mikkel dann von unten, und manchmal tat er es auch, doch oft gehorchte er auch nicht, und die Yacht richtete sich im Wasser auf und jagte wie ein Rennboot zwischen den Wogen dahin.

Ein dunkler Schatten tauchte im Wasser unter Mallorys kleinem Boot auf, und Joe war sofort hellwach. Er drehte am Ruder und steuerte das Boot ein paar Grad nach steuerbord.

Da war er wieder. Dieses Mal war der Schatten grau, er war ungewöhnlich schnell und bewegte sich nur einen Fuß unter der Wasseroberfläche.

»Der Wal«, flüsterte Joe. Und da war er, nur wenige Meter entfernt tauchte er wie ein U-Boot aus dem Wasser auf. Mit einem kräftigen Schlag hob er sich fast vollständig aus dem wogenden Ozean und drehte sich dabei. Für einen winzigen Moment hing er, der Schwerkraft trotzend, in der unvertrauten Luft, bis er mit einer weiteren Drehung in ein Wellental fiel und eine gewaltige Kaskade aus Spritzwasser und Schaum aufstieg.

Joe umklammerte das Ruder. Die Bugwelle des eintauchenden Wals hob das Boot in die Höhe, und für einen Herzschlag lang dachte Joe, es könnte kentern. Doch dann senkte es sich sicher wieder herab. Jetzt durchbrach der Wal ein zweites Mal die Wasseroberfläche. Er stieg empor und drehte sich erneut. Dieses Mal hielt er ein Auge fest auf das Boot gerichtet. Dann klatschte er wieder ins Wasser, und seine Fluke schlug im milchigen Schaum hinter ihm auf.

»Mein Gott«, flüsterte Joe.

Wohin war er verschwunden? Er suchte die Oberfläche des Wassers ab, während sein Boot sich ein zweites Mal in die Höhe hob. Der Wal musste tief abgetaucht sein. Joe konnte kein Zeichen von ihm sehen. Er lockerte die Leinen und ließ sich vom Dwarswind vorwärtstreiben. Dann sah er ihn erneut, als er ein weiteres Mal auftauchte, vielleicht hundert Meter entfernt. Dieses Mal schien er mit seiner Flosse zu winken, als er sich wieder ins Wasser fallen ließ. Eine Minute später tauchte er ein letztes Mal auf, bereits ziemlich weit entfernt, und schwamm davon.

»Auf Wiedersehen, alter Freund.« Joe hob die Hand. »Auf Wiedersehen.«

Als er in den Hafen von St. Piran einlief, entdeckte er Schneeflocken am dunkelwerdenden Himmel. Er erlaubte sich, den Motor kurz anzuwerfen, und kroch nach vorn, um die Fender auszuwerfen. Elizabeth Bartle in ihrer Schürze war da, um die Seile festzumachen. Ihr Haar war unter einem getupften Tuch verborgen. »Erfolg gehabt?«

»Zwei Eimer Heringe.«

»Meine Güte.« Sie sah ihn an. »Das ist mehr, als die Jungs heute gefangen haben.«

»Ich hatte Glück«, sagte er. Er wuchtete die Eimer an Land. »Und ich habe den Wal gesehen.«

»Ein paar von den Jungs haben ihn auch gesehen. Er war den ganzen Tag draußen in der Bucht. Hier …« Sie streckte die Hand aus, um ihm an Land zu helfen.

Du bist zehn Jahre zu alt für mich, Elizabeth, dachte Joe. Aber die Hand, die seine berührte, war warm und erinnerte ihn daran, wie

lange es her war, dass er einer Frau so nah gewesen war. »Manche Leute mögen den Geruch von Fisch«, hatte Demelza zu ihm gesagt. Heute roch er wahrscheinlich stärker danach als Elizabeth. Vielleicht mochte sie es, wie *er* roch? »Darf ich dich zum Abendessen einladen?«, fragte er und bot ihr seinen Arm.

»Mit dem größten Vergnügen«, sagte Elizabeth und hakte sich bei ihm unter. Jeder von ihnen nahm einen Eimer Heringe, den sie übertrieben im Takt hin und her schwenkten, während sie den Hang hinaufstiegen.

Am nächsten Tag konnte niemand fischen. Der stürmische Wind brachte Graupel und Eis vom Meer heran. Das Abendessen bestand aus einem Eintopf aus Algen und Kichererbsen und schmeckte faulig. Der nächste Tag war auch nicht besser. Über Nacht hatte sich ein Sturm zusammengebraut, und jetzt war es zu feucht für die Feuer. Die Öfen waren völlig durchnässt. Romer, Jacob und Martha plünderten die Vorräte an Haferflocken und Zucker, und das Abendessen bestand aus kaltem Milchbrei. Niemand beschwerte sich. Alle waren froh, dass es keine Algen gab.

»Das Wetter muss dringend besser werden«, sagte Joe, aber der nächste Tag war fast genauso übel. Die Robins-Brüder fuhren mit ihrem Boot raus und kamen mit einer bescheidenen Ladung Seelachs zurück, die mit Algen, Bohnen und Dosensuppe zu einem Eintopf verkocht wurde.

Als sich die Kirche an diesem Abend leerte, kam Bevis Magwith polternd auf Joe zu. »Noch drei Tage bis Weihnachten«, sagte er. »Was sollen wir machen?«

»Weihnachten? Ich hatte eigentlich nicht gedacht …«

»Egal«, sagte Magwith, »wir müssen was tun.«

»Ja«, sagte Joe. »Das sollten wir.« Wer hat hier das Sagen?, fragte er sich wieder einmal. Warum kam Magwith damit zu ihm?

»Ich habe eine trockene Kuh, die kannst du haben.«

»Danke.« Joe wusste nicht, was er sonst sagen sollte. Was ergab eine trockene Kuh? Rindfleisch, vermutete er. Vielleicht kein traditioneller Festbraten, aber trotzdem hochwillkommen.

»Ich sag Nate Moot morgen Bescheid, dass er sie schlachten soll.«

»Danke. Was schlägst du vor, wie wir sie zubereiten?«

Magwith zuckte die Achseln. »Das ist Romers und Jacobs Job.«

Joe zog los, um die Anderssens zu suchen. Sie säuberten die Töpfe und Teller und halfen, die Feuer zu löschen. Er erzählte ihnen von Bevis Magwiths Angebot.

»Er ist immer so freundlich«, sagte Martha. »Das war er schon als Kind.«

»Wir sollten was Besonderes machen«, sagte Jacob.

»Ich könnte mit den Kindern für die Dekoration sorgen«, sagte Martha. »Und sie könnten ein paar Lieder singen.«

»Wie viel Fleisch gibt eine trockene Kuh?«, fragte Romer. Keiner wusste die Antwort.

»Es wird auf jeden Fall zäh sein«, sagte Jacob.

»Also wieder ein Eintopf.«

Joe erinnerte sich an ein Weihnachten auf der Insel seines Vaters, als Mikkel und seine Mutter noch zusammen gewesen waren. Wie alt mochte er da gewesen sein? Sieben vielleicht? Vielleicht auch acht, aber nicht älter. Die ganze Nacht hatte es heftig geschneit, und

Papa musste einen Gang vor der Haustür freischaufeln. Draußen war es perfekt, wie auf einer Postkarte. Die Luft war klar und knackig kalt. Papa ging um die ganze Hütte herum, um die Eiszapfen vom Dachüberhang abzuschlagen. Joe und Brigitha bauten Schneemänner. Mama verbrachte den ganzen Tag mit Kochen, und was war das für ein Festmahl! Gebratene Ente mit karamellisierten Kartoffeln, Rotkohl und *Risalamande*, Reispudding mit Mandeln und Zimt. Das wusste er heute noch. Sie saßen am Kaminfeuer und sangen Lieder. Sie sangen englische Lieder, weil ihre Mutter ihnen die beigebracht hatte, aber Papa hatte auch dänische Lieder gesungen, *»Det er hvidt herude«*, sang er, ein trauriges Lied über verlorene Liebe. Und alle sangen »Wonderful, wonderful Copenhagen, friendly old girl of a town«, weil das Mamas Lieblingslied über Dänemark war, und bei der letzten Zeile sang Mama die Oberstimme, »wonderful, wonderful Copenhagen for me.«

Als Joe aus der Kirche in den Dezemberabend hinaustrat und über Weihnachten auf der Insel nahe Karlskrona nachdachte, hätte er beinahe die Gestalt mit der Kapuze im Vorraum übersehen. Sie stand still wie ein Schatten. »Polly?« Es war zu dunkel, um ihr Gesicht zu erkennen, aber das Magnetfeld um sie herum ließ keinen Zweifel zu. »Polly?«

»Hallo, Joe.« Ihr Atem bildete einen feinen Nebel.

»Können wir reden?« Seine Hand lag bereits auf ihrem Arm. »Komm.«

Er führte sie auf den Friedhof. Stolpernd lief sie neben ihm her. Es war stockdunkel.

»Wo bringst du mich hin, Joe?«

»Irgendwohin, wo wir reden können, ohne gesehen zu werden.«

»Warum sollten wir das tun?«

Neben der Eibe blieben sie stehen. Er wünschte, er könnte ihr Gesicht sehen. Er hielt sie an den Oberarmen fest und sah sie an. »Ich habe dich vermisst«, sagte er.

»Ich war nicht weg.«

Lächelte sie ihn an? Ließ sie ihr Gesicht leicht nach vorn kippen, wie es ihre Art war? Fiel ihr das Haar in die Augen? Langsam ließ er sie los. Sie sollten wie Natrium und Wasser sein. Er sollte sie jetzt küssen. Er dachte an Clare Manners und ihren aufreizenden Streifen nackter Haut. Konnte es sein, dass ihm das schon wieder passierte? Dass die Chemie nicht stimmte?

»Geht es dir gut?«, fragte er. »Wir haben uns noch gar nicht richtig unterhalten, seit … du weißt schon … seit …«

»Ich weiß.«

»Hast du mich vermisst?«

»Das musst du mich erst fragen, Joe?«

Was sollte das heißen? »Klar muss ich fragen. Ich muss es wissen, Polly. Hast du an mich gedacht … in all den Wochen?«

»Natürlich.«

»Ich weiß, es ist schwer für dich«, sagte er. »Ich weiß, dass Alvin es schwermacht.« Er konnte sie atmen hören, spürte ihren Atem auf seiner Haut.

»Was willst du, Joe?«

Was er wollte? Ich will dich, hätte er sagen können. Ich will deinen warmen Körper neben meinem spüren. Ich will neben dir liegen. Ich will jeden Morgen aufwachen und dein Gesicht auf meinem Kissen sehen. »Darf ich dich küssen?« Er flüsterte, aus einer plötzlichen

Angst heraus, seine Stimme könnte über den Friedhof getragen werden, zu wartenden Ohren auf der anderen Seite.

Anstelle einer Antwort beugte sie sich zu ihm vor. Er spürte, wie ihr Gesicht seines berührte. Sie gab ihm einen zarten Kuss auf die Wange, dann zog sie sich wieder zurück. »Bring mich zurück, Joe.«

Doch er sah in diesem Kuss eine Einladung und zog sie enger an sich heran.

»Nein«, sagte sie, und er ließ sie los. »Bring mich zurück.«

Sie gingen zwischen den Gräbern zurück. »Entschuldige«, sagte Joe. »Ich wollte nicht …« Aber was hatte er nicht gewollt? Es schien keine Möglichkeit zu geben, diesen Satz aufrichtig zu Ende zu bringen.

»Ist schon in Ordnung«, sagte sie. Im Kirchenfenster war das schwache Leuchten des Kerzenlichts zu sehen. »Such dir eine andere Frau, Joe.« Sie streckte den Arm aus und berührte seine Wange; er rieb sein Gesicht an ihrer Hand und machte eine Liebkosung daraus.

»Es gibt keine anderen Frauen.«

»Es gibt *immer* andere Frauen.« Sie zog ihre Hand fort.

Er schüttelte den Kopf. »Und wenn es tausend wären, das würde keine Rolle spielen.«

»Du brauchst keine tausend Frauen, Joe. Nur eine. Du hast sie nur noch nicht gefunden.«

»Ich dachte, ich hätte sie vielleicht gefunden.«

Sie standen in der Stille. Joe spürte, wie sein Herz seinen Brustkorb ausfüllte. »Jetzt machst du mir Angst«, hatte Clare Manners gesagt. Demelzas Worte kamen ihm in den Sinn.

»Menschen sind keine Puzzleteile«, hatte sie gesagt. »Wir passen nicht eins zu eins zusammen«.

»Wo wolltest du hin?«, fragte Polly.

Er zuckte die Achseln. »Runter zu Mallory.«

»Dann geh.«

Sie blieb noch einen Moment stehen und sah ihn im trüben Licht an. Dann drehte sie sich um und verschwand im Inneren der Kirche.

30

Ich glaube, er wurde angeschossen

Er hatte keine Lust, mit dem Boot rauszufahren. Er stand auf und wusch sich mit kaltem Wasser. Er holte sich kein Frühstück mehr aus dem Lager. Früher mochte es so ausgesehen haben, als sei es *sein* Essen, aber inzwischen galten andere Regeln. Heute bestand sein Frühstück aus nicht mehr als einem Schluck Brunnenwasser.

In diesen Tagen war ihm ständig kalt. Wenn uns zu warm wird, beginnen wir zu kochen, hatte Papa Mikkel gesagt. Wenn wir anfangen zu kochen, werden wir weich. Im Glockenturm war es bitterkalt, aber bei Mallory nicht weniger. Niemand hatte Holz für ein Feuer übrig, sie brauchten alles zum Kochen. Also zog er sich so warm an, wie es nur ging, T-Shirt, Pullover, Dufflecoat und Wollmütze.

Am Kai war niemand. Es hätte der Morgen sein können, an dem er hier angekommen war, allein in seinem Auto, mit all seinen Ängsten. Aber damals war das Meer wärmer und der Wind freundlicher gewesen. Er zog die Kapuze seines Mantels über den Kopf. Er hatte keine Pläne für den Tag. Such dir eine andere Frau, Joe. Such eine andere Frau.

Vielleicht fand er einen Fisch in einem Gezeitentümpel. Jeremy und Kenny schienen immer ein paar aufzustöbern. Er schob die Hände tief in die Taschen, ging an der Hafenmauer entlang und bog

auf den Pfad ein, der um die Landzunge herumführte. Hier hatte alles angefangen, dachte er. Dies war der Strand.

Er war nicht länger allein. Eine magere Gestalt kroch am Ufer zwischen den Felsen herum. Es konnte nur Kenny sein, mit seinen Dreadlocks unter einer Gendarmenmütze. »Hey!« Joe hob den Arm beim Rufen, aber etwas lenkte Kenny ab. Die Aufmerksamkeit des Strandgutsammlers galt etwas anderem, draußen im Meer. Er stand da wie angewurzelt, dann drehte er sich um und kletterte auf die Felsen, um von einem höheren Platz aus die Wellen hereinbrechen zu sehen.

»Hallo!«, rief Joe.

Kenny wandte den Kopf um und sah ihn, dann winkte er. »Komm her. Schnell.«

Joe lief los.

»Schnell!«

Er rannte.

»Guck!« Kenny deutete auf einen dunklen Schatten im Wasser. »Da ist er.«

Joe kletterte die Felsen zu ihm hoch. »Warum ist er zurückgekommen?«

»Keine Ahnung.«

Irgendetwas an dem Wal war merkwürdig. Er bewegte sich kaum. Er schien zu taumeln, wurde von den Wellen willkürlich hin und her geworfen. »Was ist mit ihm los?« Das große Tier schien bewusstlos zu sein – vielleicht schlief es. »Schlafen Wale?«

»Keine Ahnung«, sagte Kenny. »Aber er blutet.« Das Wasser um den Wal herum war ölig braun. »Ich glaube, das ist Blut.«

»Lieber Gott …«

»Ich glaube, er wurde angeschossen.«

»Angeschossen?«

»Siehst du das?« Kenny zeigte auf den langen Kopf des Wals. Ein Dutzend Fleischwunden schienen den Schädel des Tieres oben und an den Seiten zu durchlöchern. Konnten das Einschusslöcher sein? »Jemand hat versucht, ihn mit einem Gewehr zu erlegen«, sagte er.

»Ich habe ihn vor ein paar Tagen gesehen«, sagte Joe. »Draußen in der Bucht. Wer könnte auf ihn geschossen haben?«

»Jeder. Er kann zwanzig Meilen geschwommen sein, und da draußen sind hunderte Boote. Jeder könnte einen Schuss auf ihn abgefeuert haben, aber er ist vermutlich einfach abgetaucht und weggeschwommen. Und ist zum Sterben hierher zurückgekommen.«

Auf gewisse Art wirkte diese Vermutung folgerichtig. Vielleicht fühlte sich der Wal diesem Stück Strand genauso verbunden wie Joe. »Vielleicht denkt er, wir könnten ihn ein zweites Mal retten.«

»Vielleicht.«

Eine Welle erfasste den Körper des Wals und trug ihn auf den Kies zu.

»Er strandet schon wieder.«

»Sieht so aus. Wie hoch steigt die Flut?«

»Ziemlich hoch, seit ein paar Tagen schon.«

Eine weitere Welle setzte das Tier zwischen zwei langen Felsausläufern ab. Die Männer standen da und sahen zu. Als sich das Wasser unter dem Wal zurückzog, fühlten sie sich hilflos. Dies hier war kein gerader Strandabschnitt mit Sand und Kies wie beim

letzten Mal, als der Wal hier gestrandet war. Dieses Mal hatte er sich in einem Wirrwarr aus Felsen verkantet.

»Dort werden wir ihn nicht freibekommen.«

»Nicht mal hundert Mann.«

Die beiden Männer kletterten über die Felsen, und der Strandgutsammler legte Joe eine Hand auf den Arm. »Ich glaube, er ist tot«, sagte er sanft.

Und so war es. Der Glanz schien den Körper des Wals verlassen zu haben. Er lag nicht wie beim ersten Mal auf dem Bauch, dieses Mal lag er umgedreht da. Sein Kopf ruhte auf einer Wiege aus Felsen. Dies ist Szenario Nummer vier, dachte Joe. Für diesen Wal gab es keinen Weg zurück. In dem Moment, in dem der Blutkreislauf aussetzte, waren die Autobahnen, die die großen Organe mit allem Nötigen versorgten, nutzlos geworden. Milliarden von Zellen schrien nach Sauerstoff, aber es würde keiner mehr kommen, nie wieder.

»Wir sollten ihn ausschlachten«, sagte Kenny.

»Wirklich?«

»Was sollen wir sonst machen? Wenn wir ihn hier auf den Felsen liegen lassen, wird er allmählich verrotten, bis er mit seinem Gestank das ganze Dorf verpestet.«

»Vermutlich hast du recht.«

Aber keiner der Männer rührte sich von der Stelle. Joe kam es vor, als sei ein Kapitel seines Lebens zu Ende gegangen. Dies war der Wal, der ihn gerettet hatte, der ihn hochgehoben hatte und mit der von ihm selbst erzeugten Bugwelle an den Strand geworfen hatte. Im Gegenzug hatte er den Wal gerettet. Er hatte ein ganzes Dorf mobilisiert, und zusammen hatten sie ihn zurück ins Meer gezogen. Jetzt lag er hier, wie ein gigantisches Ausstellungsstück

aus dem Gruselkabinett, ein fettiger Kadaver. Während sie zusahen, sank der Wal tiefer in seine Position zwischen den Felsen, und Joe sah das Auge der Kreatur. Es war immer noch geöffnet und starrte ihn an, ohne etwas zu sehen. Und dann, mit einer schauderhaften Endgültigkeit, schloss sich das Auge, und der Wal regte sich nicht mehr.

»Ich hole Hilfe«, sagte Joe. »Du wartest hier.«

Beim letzten Mal war er über die Landzunge gesprintet und hatte jedem Bescheid gesagt, den er finden konnte. Damals waren sie alle Fremde gewesen. Dieses Mal ging er schweren Schrittes den Uferpfad entlang. Am Hafen war niemand. Auch nicht auf dem Platz. Er ging die Cliff Street hinauf in Richtung des Zauntritts, an dem der Pfad oberhalb der Klippen begann. Dort oben standen drei Leute und unterhielten sich. Er erkannte Peter Shaunessy. Genau der Mann, den er jetzt brauchte, aber wer waren die anderen?

»Peter!«, rief er.

Der große Fischer drehte sich um und erwiderte sein Winken. Das Paar, mit dem er geredet hatte, wirkte verängstigt. Ein junger Mann und eine junge Frau, deren Gesichter Joe nicht kannte. Peter reichte ihnen ein Päckchen. Der junge Mann schnappte es sich und schob es sich unter den Arm. »Ich komme!«, rief Peter in Joes Richtung. Er gab dem Paar ein Zeichen, und mit übertrieben wirkender Hast wandte sich das Paar um und lief hinauf auf den Klippenpfad.

»Wer war das?«

Peter sah verlegen aus. »Nur ein Paar aus Treadangel«, sagte er. »Sie sind über die Klippen gekommen.«

»Was wollten sie?«

Peter zuckte die Achseln. »Was glaubst du denn? Essen. Sie sagen, in Treadangel gäbe es schon seit drei Wochen keine Lebensmittel mehr.«

Joe versuchte, diese Nachricht zu verarbeiten. »Und was essen sie dann?«

»Alles, was sie in die Finger kriegen. Sie fangen Möwen, fischen zwischen den Felsen, kochen Eicheln aus …«

»Lieber Gott!« Unvermittelt fühlte Joe sich unbehaglich. Verglichen damit war das Leben in St. Piran ein Kinderspiel. Möwen fangen? »Was hast du ihnen gegeben?«

Peter schaute zur Seite. »Was konnte ich ihnen schon geben? Wo soll das enden, wenn wir anfangen, das Wenige zu teilen, was wir haben? Es ist ja nicht nur Treadangel. Was ist mit Penzance? Mit Truro? Wenn wir unseren Fischfang mit Treadangel teilen, warum dann nicht mit den anderen? Warum nicht mit Bristol oder London?«

»Du hast ihnen also nichts gegeben?«

Peter trat von einem Fuß auf den anderen. »Ich habe ihnen zwei Hummer gegeben.«

»Hummer?«

»Und einen Barsch. Einen kleinen.«

»Und was noch?«

»Ein halbes Dutzend Krabben.«

Joe legte dem Fischer eine Hand auf die Schulter. »Peter Shaunessy, du bist ein guter Mann.«

»Heute Abend beim Essen werden sie das nicht sagen.«

»Aber in Treadangel.« Ihm kam ein Gedanke. »Wie viele Menschen leben in Treadangel?«

Peter schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Tausend vielleicht?« Er sah Joe an, als könnten sie diese Frage gemeinsam klären.

Joe drehte sich zum Klippenpfad um, wo das Paar aus Treadangel den Hügel emporstieg. »Wartet!«, rief er. »Wartet!«

»Was tust du da?«, wollte Peter wissen. »Du willst ihnen doch nichts von unseren Vorräten geben?«

»Nicht aus dem Lager. Nein. Wartet!«

Der Mann aus Treadangel drehte sich um und versuchte zu erkennen, was der Lärm zu bedeuten hatte.

Joe winkte heftig. »Komm mit«, sagte er zu Peter und lief den Pfad hinauf.

Das Paar sah abgemagert aus. Am Mund der Frau schimmerte etwas. Fischschuppen. Sie hatte in den rohen Fisch gebissen, den Peter ihnen gegeben hatte.

»Wartet!« Joe rannte zu ihnen und streckte ihnen die Hand entgegen. »Ich bin Joe.«

Misstrauisch starrte das Paar die Hand an. »Wir suchen nach Essen, das ist alles«, sagte die Frau. »Wir können tauschen.«

»Und wir können arbeiten«, bot der Mann an. »Auf Schiffen. Oder auf den Feldern.«

»Wir haben zu essen«, sagte Joe.

Der junge Mann warf einen kurzen Blick auf Peter. »Er hat gesagt, Sie hätten nichts.«

»Na ja, das konnte er nicht wissen. Wir *haben* zu essen. Passt auf … ich mache euch einen Vorschlag.«

»Alles. Wir machen alles.« Der Mann ergriff Joes angebotene Hand.

»Gibt es in Treadangel noch Grippefälle?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Seit vier oder fünf Wochen nicht mehr.«

»Gut.« Joe war ein wenig außer Atem. »Könnt ihr bis morgen Mittag jeden aus Treadangel hierherbringen?«

Der Mann hob die Brauen. »Die ganze Stadt?«

»Ja. Die ganze Stadt. Jung und Alt. Wir werden euch ein Festmahl kochen.«

Das Paar erwiderte sein Lächeln mit ungläubigen Blicken. »Ein Festmahl?«

»Mehr oder weniger. Ja.«

»Wo ist der Haken?«, fragte die Frau.

»Es gibt keinen. Morgen ist Weihnachten. Seht es als Weihnachtsgeschenk von St. Piran an seine Nachbarn.«

Der Mann sah ihn immer noch misstrauisch an. »Was wollt ihr als Gegenleistung dafür haben?«

»Nichts. Seid einfach mittags hier. Kommt zur Kirche. Bringt alle mit. Alle, die laufen können. Bringt auch Messer und Gabeln und Teller und Löffel und Becher mit. Und Körbe, für den Fall, dass was übrig bleibt.«

»Dass was übrig bleibt?« Das Lächeln im Gesicht der Frau verschwand, und sie schluchzte. »Versprechen Sie mir, dass das kein Trick ist«, sagte sie. Die Tränen verschluckten ihre Worte fast.

Joe nahm ihre Hand. Sie fühlte sich kalt an. »Ich verspreche es. Wir werden euch zu essen geben. Es wird keine Weihnachtsgans oder Mince Pie sein, aber jeder wird genug zu essen haben.«

»Was soll das?«, fragte Peter leise, als die beiden Besucher sich umdrehten und auf den Heimweg machten. »Bist du verrückt geworden?«

»Nicht mehr als vorher«, sagte Joe. »Nicht mehr als du, als du ihnen den Fisch und die Hummer gegeben hast. Danke für dein Vertrauen, Peter. Aber jetzt solltest du besser mitkommen.«

31

Erlaubnis, an Land zu kommen

Am Weihnachtsmorgen läuteten sie die Glocken. Joe und Alvin ignorierten die Bedenken des Sicherheitsbeauftragten, der dafür gesorgt hatte, dass der Glockenturm so viele Jahre verschlossen geblieben war. Sie zogen an den Seilen, bis es schien, als müsste der Widerhall in ganz Cornwall zu hören sein.

»Das werden sie in Treadangel hören«, sagte Alvin.

»Ich hoffe es.«

Unten am Strand war die Arbeit am Walkadaver in vollem Gang. Mehr als zwanzig Männer waren dort und schwangen unter der Anleitung von Peter Shaunessy Messer, Sägen, Äxte und sogar Motorsägen. Daniel und Samuel Robins waren mit Kisten und Fässern vor Ort.

»Versucht, nicht das kleinste Fitzelchen wegzuwerfen«, rief Peter. »Packt den ganzen Walspeck und den Tran in die Fässer und das Fleisch in die Kisten. Wir können alles verwenden!«

Es war Ebbe, und der Wal lag ein ganzes Stück auf dem Trockenen. Trotz Peters Ermahnung war der Strand bereits ein Leichenhaus aus Blut und Fett. Der Kies war glitschig vom Tran, und draußen im Meer hatte sich eine breite Spur aus Blut, Walhaut und Fleischstücken gebildet. Joe beobachtete alles aus sicherer

Entfernung vom Pfad aus. Dies war sein Wal. Sein Wal, der vor seinen Augen zerlegt wurde.

»Das ist nicht wie irgendein anderes Tier, das ich jemals geschlachtet habe«, erklärte Lorne Magwith ihm. »Das Fett ist so zäh, dass deine Messer stumpf werden. Die Muskeln sind so fest, dass man sie kaum durchschneiden kann.«

»Aber es ist essbar?«, fragte Joe.

»Es wird furchtbar schmecken.«

»Es ist mir egal, wie es schmeckt.« Joe dachte an die Frau aus Treadangel, die den Mund voll mit rohem Fisch hatte. »Solange es uns nicht vergiftet.«

»Er ist gerade erst gestorben«, sagte Lorne. »Für einen Tag, vielleicht auch zwei, sind wir auf der sicheren Seite.«

»Gut.«

Oben bei der Kirche hatte man bereits mit dem Kochen begonnen. Romer Anderssen in ihrer Lederschürze hatte das Kommando übernommen. Die Feuer brannten, Rauch hing tief über dem Friedhof, und der Duft von gegrilltem Fleisch zog durch die Gassen.

»Was können wir aus dem Lager haben, Joe?«, rief Romer, als sie ihn sah.

»Alles«, sagte er. »Es ist Weihnachten. Nehmt euch, was ihr braucht.«

Sie schmückten die Kirche mit Stechpalmen. Kisten voller Weihnachtsschmuck wurden von Dachböden und aus Kellern hervorgekramt und ausgepackt, Lametta wurde in die Zweige gehängt.

»Sieht das nicht festlich aus?«, sagte Martha. Sie war zu Joe gekommen und legte einen Arm um ihn. »Jedes Kind in St. Piran hilft beim Dekorieren. Wenn die Leute aus Treadangel kommen, werden sie den Ort nicht wiedererkennen. Und wir auch nicht.«

Im Inneren der Kirche schien Alvin Hocking das Sagen zu haben. Immerhin war dies sein Revier. Er beaufsichtigte das Aufstellen der Tische. Polly klappte Stühle auf. Sie wich Joes Blick aus.

Aileen Magwith spielte ein paar Choräle auf der Orgel. Als Joe auftauchte, hörte sie auf und sah ihn schuldbewusst an. »Ich sollte das nicht tun«, sagte sie entschuldigend. »Ich sollte lieber helfen.«

»Aileen, du hilfst doch«, sagte Joe. »Was Besseres kannst du gar nicht machen. Bitte spiel weiter.«

»Bist du sicher?«

»Ich war mir noch nie so sicher.«

Bevis Magwith traf mit seinem Traktor am Friedhof ein, den Anhänger beladen mit den Milchkannen und der geschlachteten Kuh. Die Armee aus Menschen an den Grillständen und den Öfen half ihm beim Abladen. Jungs aus dem Dorf kämpften sich mit Schubkarren voller Walfleisch den Hang herauf. John und Lucy Thoroughgood gossen Apfelwein aus einem Fass in eine riesige Schüssel.

»Probier mal!«, rief John. Er hielt Joe die Schöpfkelle entgegen.

»Danke!« Joe nahm die Kelle. »Nicht übel.«

»Mit ein paar mehr Wochen zum Reifen hätte es ganz ordentlich werden können«, sagte John. »Aber wir wärmen ihn mit Zimt und Nelken auf, dann ist es eben Apfelpunsch.«

Hatte das Dorf je solche Betriebsamkeit erlebt? Hatte man jemals an einem Weihnachtsmorgen so viele fröhliche Gesichter gesehen?

Joe trat aus der Kirche und füllte seine Lungen mit der sauberen, frischen Luft. Es war ein perfekter Tag. Ein wenig kalt vielleicht, aber es war schließlich Weihnachten.

»Ich hoffe, die Leute aus Treadangel kommen auch«, sagte Demelza. Sie half Aminata und den Bartle-Schwestern dabei, Muscheln zu öffnen und Fisch zu filetieren.

»Ich bin sicher, dass sie kommen«, erwiderte Joe.

»Ich glaube, da sind bereits die ersten Gäste«, sagte Aminata. Sie zeigte hinunter zum Hafen. »Da kommt ein Boot angesegelt.«

Alle Köpfe schwangen herum, um ihrer Geste zu folgen. Ein Schiff unter vollen Segeln tauchte auf und suchte seinen Weg in den Hafen.

»Das ist aber eine ziemlich protzige Yacht«, stellte Jeremy fest. »Jemand sollte runtergehen und gucken, wer das ist.«

»Vielleicht kommen sie aus Treadangel«, sagte Aminata.

»Glaube ich nicht. Treadangel liegt nicht an der Küste. Vielleicht aus Penzance.«

»Ich gehe«, sagte Joe. »Kommst du mit, Jeremy? Wir müssen uns vergewissern, dass sie in freundlicher Absicht kommen.«

Die beiden Männer marschierten die Cliff Street hinunter zum Hafen. Abel O’Shea, der Hafenmeister, wartete bereits am Anleger, und bei ihm war Casey Limber.

»Wer ist das?«, fragte Joe sie.

»Niemand, den wir kennen«, sagte Casey. Er beobachtete das Boot durch ein Fernglas. »Sieht aus, als wäre sie in Poole registriert. Ein Katamaran. Eher eine Yacht. Zehn Meter, schätze ich.«

»Zwölf«, sagte der Hafenmeister. »Eineinhalb Meter Tiefgang.«

»Schafft sie es in den Hafen?«

»Nur knapp, und nur bei Flut.«

Sie sahen zu, wie das Boot näher kam. Die Segel wurden heruntergelassen, und eine Gestalt an Deck warf die Fender aus. Mit Motorkraft näherte es sich der Hafenmauer. Jetzt waren drei Menschen an Bord zu erkennen.

»Erbitten die Erlaubnis, an Land zu kommen«, ertönte die Stimme eines Mannes.

»Seid ihr nicht mehr ansteckend?«, rief Joe zurück.

»Nein. Was ist mit euch?«

»Wir sind gesund.«

»Wir sollen niemanden reinlassen«, sagte O'Shea. »Das hat der Doctor gesagt.«

»Und er hatte recht«, sagte Joe. »Aber es ist Weihnachten.«

»Ihr könnt hier festmachen.« Casey deutete auf einen Liegeplatz.

Der Katamaran glitt an der Hafenmauer vorbei in das ruhige Wasser am Kai. Vorsichtig wendete der Skipper das Boot, bis das Heck zum Anleger zeigte. Eine junge Frau, noch ein Teenager, warf eine Leine aus, die Casey behände auffing und fest um den Poller schlang. Eine zweite Frau, eine Generation älter als die erste, fuhr die Laufplanke aus.

»Willkommen in St. Piran«, sagte Joe. »Frohe Weihnachten.« Er streckte die Hand aus, um der jüngeren Frau an Land zu helfen.

»Sie glauben nicht, wie gut es sich anfühlt, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben«, sagte das Mädchen, als sie mit einem herzlichen Lächeln Joes Hand ergriff. Sie schüttelte ihr lockiges Haar, als könnte sie es auf diese Weise von der Gischt des Ozeans befreien. »Wir waren monatelang auf See. Grandpa hat uns bis jetzt nicht an Land gehen lassen.«

»Dann hast du einen sehr vernünftigen Großvater«, sagte Joe. »Aber hier seid ihr sicher. Vielleicht wollt ihr uns bei unserem Weihnachtsmahl Gesellschaft leisten?«

Das Mädchen gab einen leisen Freudenschrei von sich. Sie rief über ihre Schulter: »Hast du das gehört, Mum? Wir sind zum Weihnachtsessen eingeladen!«

»Es wird allerdings keine Weihnachtsgans geben«, sagte Joe.

»Solange es nicht Fisch und Linsen sind, ist es mir völlig egal.«

»Etwas Fisch und ein paar Linsen könnten schon dabei sein.«

»Aber wir sind an Land. Das ist die Hauptsache. Übrigens, ich heiße Cassie.«

»Cassie?«

»Und vielleicht können Sie uns helfen. Wir suchen nach einem Mann namens Joe Haak.«

32

Ansichten eines alten jüdischen Bankiers

Das *Petrel Inn* war unverschlossen, obwohl die Wirte nicht zu Hause waren. Joe und die Kaufmanns saßen an einem Tisch am Fenster, jenem Tisch, den Joe einmal sein Büro genannt hatte. »Ich kann Ihnen nichts zu trinken anbieten«, sagte er.

Egal.

Auf der Yacht waren vier Personen gewesen. Cassie, ihre Eltern Tom und Kate sowie Toms Vater Lew. Joe hatte die Hand ausgestreckt und Lew Kaufmann gestützt, als er vorsichtig über die Laufplanke an Land gekommen war. Als er festen Boden unter den Füßen hatte, hatten sie sich umarmt.

Jetzt, geborgen im *Petrel*, erzählte Lew ihm ihre Geschichte. Der Katamaran war eine von mehreren Yachten, die ihm gehörten und die alle in der großen Marina in Sandbanks in der Nähe von Poole lagen. Diese hier war die kleinste in seiner Flotte, aber sie lag am besten im Wasser. Er hatte angefangen, sie für eine lange Seereise auszurüsten, sobald Cassie – das Computerprogramm – die ersten Vorhersagen ausgespuckt hatte. Er hatte die Yacht *Cassandra's Dream* getauft. Sie hatten die Vorratskammer des Schiffes mit Essen und Frischwasser gefüllt, und als die Grippe ihren entsetzlichen Siegeszug antrat, hatte die Familie ihr Haus in Sandbanks verlassen und Segel gesetzt. Sie schafften es bis zu den Azoren. Wie Joe

erfuhr, besaß Kaufmann ein Haus in Angra do Heroísmo auf der Insel Terceira. Die Reise zu den Inseln mitten im Atlantik dauerte vier Wochen. Es war nicht die Jahreszeit, die man sich normalerweise für diese Reise ausgesucht hätte, aber die Yacht war dafür ausgerüstet. Sie trotzte den Atlantikwellen und mehreren Stürmen, doch der Wind blies selten kräftiger als mit Windstärke vier. Wie geplant versuchten sie, in Ponta Delgarda auf der Azoreninsel São Miguel an Land zu gehen. Doch die portugiesischen Behörden, die peinlich genau auf die Einhaltung der Quarantäne achteten, erlaubten ihnen nicht, das Boot zu verlassen oder auch nur im Hafen anzulegen. Die Familie segelte weiter, von São Miguel nach Terceira, eine zweitägige Fahrt. Die geschützte Marina in Angra war voller Yachten. Die *Cassandra's Dream* war, wie die Kaufmanns feststellten, nicht das einzige Boot, das aus Europa zu den Azoren geflüchtet war. Wieder erlaubte die Hafenbehörde nicht, dass sie an Land gingen, aber immerhin gestatteten sie den Besucherbooten, aneinander festzumachen. So fanden sie zumindest ein wenig Schutz vor den erbarmungslosen Wellen des offenen Meeres. Das Ergebnis von Angras begrenzter Gastfreundschaft war ein riesiges Knäuel kleinerer, aneinandergebundener Schiffe, das wie ein Bündel aus Treibgut zwischen den Stegen trieb. Kanister mit Frischwasser wurden vom Kai auf die nächsten Boote geworfen und in einer langen Kette bis zu den später Gekommenen weitergereicht. *Cassandra's Dream* war das zwölfte Boot in einer Kette aus zwölf. Und dort blieben sie, geschützt vor den heftigsten Wetterunbilden, aber unfähig, festzumachen oder die Passagiere an Land zu entlassen. Nach einigen Tagen gab die Hafenbehörde nach. Viele Besucher umgingen die Quarantäne, indem sie an Land schwammen, und es

war nicht besonders wahrscheinlich, dass von einem der Neuankömmlinge noch ein Gesundheitsrisiko ausging. Als die Kaufmanns ihre Yacht endlich verlassen durften, zogen sie in Lews komfortable Villa mit Blick über die Baia do Morgado.

»Aber warum sind Sie wieder zurückgekommen?«, fragte Joe.

»Wegen der Nachrichten«, sagte Kaufmann.

»Welche Nachrichten?«

Die *Cassandra's Dream* hatte eine Funkanlage an Bord, die eines Ozeanriesen würdig gewesen wäre. Während Tom und Kate sich um das Segeln kümmerten, war Lew unter Deck geblieben und hatte das Funkgerät bedient. Es war kein Amateurfunkgerät wie das von Peter Shaunessy. Unterhaltungen mit Iren, die auf Hügeln hockten und sich über die Rationierung des Guinness beschwerten, genügten Lew Kaufmann nicht. Seine Verbindungen reichten bis nahe an das Herz der Regierung heran. »Ich stand täglich in Kontakt mit Toby Maltings«, sagte er, »vom Innenministerium.«

»Wir haben noch ein *Innenministerium*?«

»Ach, mein Junge, aber natürlich. Was haben Sie denn gedacht? Dass die Regierung dieses Landes sich angesichts einer kleinen Krise in Luft auflöst?«

»Eine kleine Krise? Auf den Azoren hat es sich vielleicht so angefühlt. Aber Sie haben selbst gesagt, dass das hier ein Krieg sein würde …«

»Und das ist es auch. Und so war es auch. Ich habe mit COBRA gesprochen …«

»Cobra?«

»Dem ständigen Krisenstab der Regierung. Sie haben sich sehr lange für einen Fall wie diesen vorbereitet, Joe. Lange bevor in

Bandar Lampung die Grippe ihr erstes Opfer fand, lange bevor im Golf die ersten Schüsse abgefeuert wurden, hatten sie alles bereits ausgearbeitet. Ich hatte vor der Krise ein paar Aufgaben für sie übernommen, dafür haben sie mich auf dem Laufenden gehalten.«

»Sie haben für die Regierung gearbeitet? Was für eine Arbeit war das?« Sobald er die Frage gestellt hatte, wusste Joe, dass er sie in der zwölften Etage des *Lane Kaufmann*-Gebäudes niemals über die Lippen gebracht hätte. Aber hier, an seinem Tisch im *Petrel Inn*, fühlte er sich dazu ermächtigt.

Der alte Mann zwinkerte ihm zu. »Nun, die Wahrheit ist, dass eigentlich nicht *ich* die Arbeit für sie gemacht habe. Aber das wissen Sie auch, nicht wahr?«

Aufrichtig verwirrt schüttelte Joe den Kopf. Er hatte Kaufmann niemals so lebhaft und bei so guter Gesundheit gesehen. Drei Monate auf See schienen viele Falten im Gesicht des alten Mannes geglättet zu haben.

»Mein lieber Junge, stellen Sie sich eine Frage. Warum sollte sich ein Katastrophenstab auch nur im Geringsten für die Ansichten eines alten jüdischen Bankiers interessieren? Ich war dreißig Jahre lang Berater der Regierung, aber nur auf sehr niedriger Ebene. Einmal im Jahr wurde ich zu einem Meeting ins Finanzministerium eingeladen, bei dem wir darüber sprachen, wie man die Banken im Falle eines Zusammenbruchs schützen könnte. Das war natürlich alles sehr schmeichelhaft, aber ich bin mir nicht sicher, ob wirklich jemand auf meine Vorschläge gehört hat. Doch im letzten Jahr änderte sich alles. Mit einem Mal hatten wir etwas, was sie haben wollten. Oder vielleicht sollte ich besser sagen, wir hatten *jemanden*, den sie

haben wollten.« Die Augen des Bankiers strahlten. »Und das war nicht ich, Joe Haak; das waren *Sie*.«

»Ich?« In Joes Kopf begann sich alles zu drehen.

»Natürlich. Im letzten Frühjahr zeigte ich ihnen Cassie. Sie hätten ihre Reaktionen sehen sollen! Eine halbe Stunde, nachdem wir angefangen hatten, kam die Innenministerin höchstpersönlich herunter, um sich die Sache anzusehen, und im nächsten Augenblick suchten wir nach einem Termin, um das Programm dem Kabinettssekretär und dem Verteidigungsminister vorzustellen.« Kaufmann beugte sich vor. »Cassie hat all das kommen sehen.«

»Ich weiß«, sagte Joe.

»Aber Sie dachten, ihre Vorhersagen seien falsch, nicht wahr? Das habe ich am Anfang auch gedacht. Aber sie hat sich nicht geirrt. Es war wie mit Francis Galtons Ochsen. Kein einzelner Mensch hatte es kommen sehen, aber die Kombination von tausend Meinungen und zehntausend Vorhersagen mit Ihrer Karte der Abhängigkeiten ergab ein Bild, das klarer nicht sein konnte. Fünf Tage, nachdem wir Cassie bei COBRA vorgestellt hatten, herrschte dort bereits Alarmstufe rot.«

Joe versuchte, das alles zu begreifen. »Sie haben Cassie dafür benutzt, für das alles vorzuplanen?«

»Natürlich. Dank Cassie wussten wir genau, wie die Lieferketten versagen würden, eine nach der anderen. Sie zeigte uns, inwiefern eine Industrie von der anderen abhängig ist. Öl, Transport, Energieversorgung, Wasser … Es war wie eine Reihe aus Dominosteinen. Und sobald wir Bescheid wussten, konnten wir planen.«

»Und welche Nachricht hat Sie jetzt wieder nach Hause geführt?«

»Es ist vorbei.« Kaufmann streckte die offenen Hände aus.

»Vorbei?«

»Hier im äußersten Zipfel des Landes mag es nicht so aussehen, aber es ist wahr. Die Lichter gehen wieder an. In London gibt es seit zwei Wochen wieder Strom. Die Krise am Golf ist vorbei, und sie haben wieder angefangen, Öl zu verschiffen. Die ersten Lieferungen werden die Raffinerien in wenigen Tagen erreichen.« Kaufmann lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und lächelte Joe breit an. »Schon bald wird mit der Produktion eines Impfstoffes begonnen, und wir sind zuversichtlich, dass wir die Grippeepidemie zurückdrängen können.«

»Aber es müssen doch Tausende gestorben sein!«

»Vermutlich Millionen. Es wird eine ganze Weile dauern, bis wir das ganze Ausmaß kennen. Aber es ist nicht einmal andeutungsweise so schlimm geworden wie in Cassies Vorhersagen. Erinnern Sie sich noch an das, was Sie mir vor vielen Wochen in meinem Büro gezeigt haben?«

Joe nickte.

»Nach dieser ursprünglichen Prognose hätte der Zusammenbruch unumkehrbar sein müssen. Das hatte ich den Leuten von COBRA mitgeteilt. Wir hatten erwartet, dass die Entwicklung eine Einbahnstraße sein würde. Wie der Turm aus Holzklötzen, der zusammenbricht. Wir dachten, es gäbe keinen Weg zurück.«

»Aber es gab einen?«

»Eines der klugen Dinge, die Sie bei Cassie eingebaut haben, Joe, ist die Möglichkeit, verschiedene Szenarien zu testen. Das war ausgesprochen nützlich. Ich erinnere mich noch, dass Sie beim

ersten Mal, als Sie mir Cassie gezeigt haben, die Temperatur in der Beziehung zwischen Saudi-Arabien und Iran verändert haben. Das war clever. Es bedeutete, dass wir Cassies Vorhersagen nehmen und ein paar unserer Grundannahmen variieren konnten. Manchmal war der Unterschied im Ergebnis nicht groß. Wir konnten zum Beispiel sehen, was passieren würde, wenn wir den Ölpreis erhöhten, aber der war bereits so hoch, dass nichts, was wir hätten tun können, wirklich etwas geändert hätte. Aber eines Tages, kurz nach Ausbruch der Krise, als die *Cassandra's Dream* bereits auf halbem Weg zu den Azoren war, erreichte mich ein Anruf von Toby Maltings. ›Was würde passieren‹, fragte er, ›wenn wir unsere Annahmen über die menschliche Natur ändern würden?‹«

Der Hauch eines Lächelns huschte wie ein Geist über Joes Gesicht.

»Ich sagte ihm, er solle es versuchen. Wir waren davon ausgegangen, dass Hunger und Verzweiflung Nachbarn dazu bringen würden, einander zu bekriegen. Wir glaubten, dass der Zusammenbruch der Währung und von Recht und Ordnung zu Anarchie führen würde. Es schien unausweichlich.«

»Wir sind nur drei volle Mahlzeiten von der Anarchie entfernt«, wiederholte Joe.

»Anarchie war Teil der Gleichung. Durch sie wurde der Zusammenbruch unumkehrbar. Wenn die Gesellschaft zusammenbricht, gehen die Menschen nicht mehr zur Arbeit. Kein Fahrer würde sein Leben aufs Spiel setzen, um Treibstoff auszuliefern. Arbeiter in den Kraftwerken würden keine zwanzig Meilen zu Fuß gehen und riskieren, überfallen und verletzt zu werden, nur um die Maschine am Laufen zu halten. Es ist simpler

Egoismus. Netzwerke brechen zusammen. Das Vertrauen verschwindet. Währungen gehen in Rauch auf. Wir hatten keinen Grund, irgendetwas anderes zu erwarten. Egoismus ist die stärkste Kraft in der Wirtschaft.«

Joe nickte. »Vielleicht.« Er konnte sich die Algorithmen vorstellen, konnte sehen, wie Lew Kaufmann es gesehen hatte, Kurvendiagramme mit roten Linien, die unaufhaltsam nach unten wiesen. Aber die Menschen hatten die Fähigkeit, Berechnungen zu widerlegen. »Vielleicht ist es die stärkste Kraft … in der *Wirtschaft*.«

Draußen auf dem Harbour Square wurden Stimmen laut. Jemand rief seinen Namen. Casey Limber und Mallory Books kamen durch die Tür des Pubs. »Ich habe dir doch gesagt, dass er hier ist«, sagte Casey.

»Freunde von Joe?«, fragte Mallory, durchquerte den Pub und streckte Lew Kaufmann die Hand entgegen.

»Ja.«

»Dann herzlich willkommen in St. Piran.« Mallory schüttelte nacheinander jedem der Kaufmanns die Hand. »Es tut mir leid, aber ich muss Ihnen den jungen Mann entführen.« Er wandte sich an Joe. »Wir müssen los, mein Freund. Deine Gäste kommen.«

Zusammen stiegen sie den kopfsteingepflasterten Hang zum Kirchentor empor. Ein paarmal blieben sie stehen, damit Lew Kaufmann und Mallory Books verschnaufen konnten. Eine Gruppe von Dorfbewohnern hatte sich am Eingang zum Pfad versammelt. Die Kirchenglocken läuteten. Hinter dem Zauntritt neben der Kirche schlängelte sich der Klippenpfad vom Dorf fort, den Kurven und Windungen der Küste folgend. Von hier aus konnte man fast eine Meile den Pfad entlang sehen. Über den ganzen Weg bis hinunter

ins Tal und auf der anderen Seite wieder hinauf zog sich eine Menschenkolonne wie ein Flüchtlingstreck aus einem Kriegsgebiet. Sie kamen zu Fuß, in Zweier- oder Dreiergruppen oder als komplette Familien. Sie trugen Babys auf dem Arm, hielten sich an den Händen, umklammerten Körbe und Taschen.

Joe und die Kaufmanns bahnten sich ihren Weg durch das Gedränge bis zum Zauntritt. Dort warteten bereits Martha Fishburne und der Schulchor, fein säuberlich aufgereiht neben der Steinmauer.

»Da ist er!«, rief Martha, und die Kinder schrien »Hurra!« Der Jubel wurde von der Menge aufgegriffen. »Und keinen Moment zu früh. Wir haben schon auf dich gewartet«, sagte Martha zu Joe. »Jetzt können wir anfangen.«

Sie nickte den aufgereihten Kindern zu. Aus der hintersten Reihe ertönte die klare Melodie einer Klarinette – Emily Horsmith entpuppte sich als musikalisches Talent –, und in dem perfekten Moment der Stille, der dieser Einleitung folgte, begann der Gesang.

»Oh little town of Bethlehem, how still we see thee lie.«

Die lange Reihe der Gäste aus Treadangel wurde von dem Paar angeführt, das Joe am Tag zuvor kennengelernt hatte. Sie umarmten ihn wie einen alten Freund.

»Above thy deep and dreamless sleep, the silent stars go by …«

»Willkommen in St. Piran«, sagte Joe. »Und frohe Weihnachten.«

»Dir auch frohe Weihnachten.«

»But in thy dark streets shineth the everlasting light …«

Und dann strömten die Besucher durch das Tor und über den Zauntritt, blass und kalt, keuchend von der Kletterei, abgemagert nach Wochen der Entbehrungen. Aber auf jedem Gesicht lag ein Lächeln.

»The hopes and fears of all the years …«

Wie ein Geist tauchte Alvin Hocking aus der Menge auf. Er trug seinen Talar und legte Joe eine Hand auf den Arm. »Frohe Weihnachten, Joe.«

» … are met in thee tonight.«

»Ihnen auch.«

»Soll ich übernehmen?«

»Wenn Sie möchten.«

Während die Gäste hinter dem Zauntritt eine Schlange bildeten, stellte sich der Pastor beim Tor zum Friedhof auf und machte Anstalten, jeden Besucher persönlich zu umarmen. »Gott segne dich, mein Kind«, sagte er herzlich. »Fröhliche Weihnachten. Und willkommen in St. Piran.«

Nach einer Weile gesellte sich Polly zu ihm und schob ihre Hand in seine. »Halt sie nicht auf«, flüsterte sie. »Das Essen ist fertig.«

»Natürlich. Klar.«

Auf dem Friedhof loderten die Grillfeuer. Die Schlangen für das Essen wurden rasch länger, ausgestreckte Arme hielten Teller für eine Kelle von dem Fleischeintopf.

»God rest ye merry gentlemen. Let nothing you dismay«, sang der Chor.

Was für ein Trubel! Die Menschen verteilten sich mit Tellern und Löffeln auf dem Friedhof. Nach kurzer Zeit gab es weder in der Kirche noch auf dem Friedhof irgendwo ein freies Plätzchen, also quoll die Menge hinaus auf die Straße und den Hang hinunter. Und es kamen immer noch welche den Klippenpfad herauf und durch das Tor. Es waren die Älteren, die kraftlos über den Pfad wankten. »Herzlich Willkommen«, sagte Alvin. Er hatte inzwischen den

Versuch aufgegeben, jeden Besucher zu umarmen. »Fröhliche Weihnachten.«

»Fröhliche Weihnachten, Herr Pastor.«

»Good King Wenceslas looked out, on the feast of Stephen …«

Jeremy Melon quetschte sich auf der Suche nach Joe und den Kaufmanns durch die Menschenmassen. »Das ist unser König Wenzel«, sagte er, stupste Joe freundlich in die Rippen und deutete auf Hocking. »Der gute König verteilt seine Weihnachtsgaben an die Bedürftigen.«

Joe musste lächeln. »Er macht seine Sache gut.«

»Trotzdem … Man könnte denken, das sei alles seine Idee gewesen. Und sein Wal.«

»Der Wal gehört niemandem. Ich habe immer an ihn als *mein Wal* gedacht, aber natürlich war er das nie. Er war ein wildes Tier. Er gehörte niemandem, als er noch lebte, und jetzt gehört er auch niemandem.« Joe legte Jeremy eine Hand auf den Arm. »Ich bin traurig, dass er tot ist. Ich wünschte, er wäre immer noch da draußen, wo er hingehört. Er hat mir das Leben gerettet.«

»Aber dank ihm haben jetzt all diese Menschen was zu essen.«

»Ja«, sagte Joe und blickte hinaus auf den Ozean. Er hatte sich angewöhnt, dort nach ihm Ausschau zu halten, nach seinem Wal, zwischen den dunklen Felsen und den wogenden Wellen. »Ja, das stimmt.«

Sie fanden eine kleine Steinmauer, auf der Lew und Mallory sitzen konnten. Abwechselnd stellten sie sich in der Schlange an, um etwas vom Festmahl abzubekommen. Die Anderssens und die Magwiths schöpften Brühe aus Hundert-Liter-Fässern, Jessie und Bootsmann Higgs häuften Reis und Bohnen auf die Teller, Charity,

Casey, Kenny und die Bartle-Schwestern verteilten Nudeln. Aminata und die Penhallows gaben Gemüse aus.

»Wir haben mehr als genug«, sagte Bevis Magwith, als er Joe sah. »Wenn jeder was gegessen hat, können sich die Leute einen Nachschlag holen.«

»Ich habe noch nie Wal gegessen«, sagte Cassie Kaufmann. Sie wirkte etwas zögerlich, ihr Löffel schwebte über dem Teller.

»Na, hoffentlich musst du es nie wieder essen«, sagte Joe.

»Stell dir vor, es ist Rindfleisch«, schlug Jeremy vor. »Eine komplette Kuh ist auch irgendwo da drin.«

»Denk nicht drüber nach«, sagte Mallory Books. »Schlag dir einfach den Bauch voll.«

Demelza Trevarrick gesellte sich zu ihnen, ihr Teller war gehäuft voll. »Es ist nicht direkt Cordon Bleu.« Sie drückte sich eng an Jeremy. »Aber man kann’s essen.«

Es dauerte mehr als zwei Stunden, bis alle ihren Teller zum ersten Mal gefüllt hatten, aber es wurde immer noch weitergekocht. Am Nachmittag wechselten die Teams an den Kochtöpfen. Die Thoroughgoods und die Moots übernahmen von den Magwiths und den Anderssens. Während des gesamten Festmahls schafften die Shaunessys und die Robins unermüdlich Walfleisch vom Strand herauf. Die Köche ließen die Steaks über dem Feuer rösten und warfen die gebräunten Brocken so schnell in den Eintopf, wie die Schlange vorbeizog, um sich die Teller füllen zu lassen. Die Jungs schleppten ständig neues Feuerholz heran. Frische Fässer mit Apfelpunsch wurden geöffnet, der Rauch waberte zwischen den Grabsteinen und hoch zu den Wipfeln der Eiben, und der Chor sang immer noch.

»Zeit für eine Pause«, verkündete Martha endlich, nachdem sie zum dritten Mal ihr gesamtes Repertoire an Kirchenliedern gesungen hatten. Doch schon hatte sich ein konkurrierender Chor aus Treadangel gebildet. Sie nahmen ihre Plätze ein, Kinder und Erwachsene, und begannen mit *The Twelve Days of Christmas*.

Joe verließ die Kaufmanns und schlenderte davon. Er hielt Ausschau nach Polly, aber sie schien nicht in der Menge vor der Kirche zu sein.

Jemand berührte ihn am Arm. Es war die Frau aus Treadangel. »Ich bin Susannah«, sagte sie.

»Ich bin Joe.«

»Ich weiß. Du hast dich gestern schon vorgestellt. Wie können wir dir jemals danken?« Ein Kleinkind mit geröteten Augen saß auf ihrer Hüfte, und sie drückte das Kind an sich, während sie sprach.

Joe schüttelte den Kopf. »Das braucht ihr nicht.«

»Ihr hättet uns nicht alle verpflegen müssen. Ihr hättet alles für euch behalten können.«

»Es war ein *sehr* großer Wal.«

»Trotzdem …«

»Und es ist Weihnachten.«

Er hatte Polly gesehen. Sie unterhielt sich gerade mit einem Mann aus Treadangel, einem großen jungen Kerl mit einem dünnen Bärtchen und dichten Augenbrauen. Ihr Ellenbogen ruhte auf seinem Arm, und sie fuhr sich mit der Zunge wie beiläufig über die Lippen.

Joe sah wieder zu Susannah. Gestern hatte sie in rohen Fisch gebissen. »Tut mir leid, dass es keine Weihnachtsgans gibt, mit Röstkartoffeln.«

»Das hier ist besser.« Mit ihrem freien Arm zog sie Joes Kopf zu sich und gab ihm einen Kuss.

»Hattest du schon Nachschlag?«

»Schon zweimal!«

Was für eine Party! Joe verabschiedete sich und ging hinüber zu den Feuern, wo die Köche immer noch bei der Arbeit waren. Es gab immer noch eine Schlange, immer noch waren Teller zu füllen.

»Four calling birds, three French hens, two turtle doves …«

»Das ist die Speisung der Fünftausend«, ertönte eine Stimme hinter ihm. Joe drehte sich um. Alvin Hocking grinste.

»Es fühlt sich jedenfalls an wie ein Wunder.«

»Das hier kommt einem Wunder näher als alles, was ich je erlebt habe«, sagte ein Mann aus Treadangel neben ihnen. »Es heißt, der Bursche, der das hier organisiert hat, hat den ganzen Kirchturm mit Essen gefüllt.«

Alvin lächelte Joe zu. »So heißt es.«

»Wie ich gehört habe, hat er für dieses Festmahl alles rausgerückt.«

»Ja, scheint so.«

»Und er hat den Wal selbst gefangen.«

»Das«, sagte Joe, »ist jetzt doch etwas übertrieben.«

Im Rauch unter den Eiben hatte Polly noch mehr Männer angelockt. Im Takt zu *The Twelve Days of Christmas* führte sie einen kleinen Tanz auf und schwang die Hüften. Joe wandte sich ab. »Ich muss mich um meine Gäste kümmern.«

Mallory Books und die Kaufmanns saßen immer noch auf der Steinmauer, wo Joe sie zurückgelassen hatte. »Ich habe den jungen Thomas Horsmith runter in mein Haus geschickt, um den Clynelish

zu holen«, sagte Mallory. »Der Apfelpunsch ist gerade ausgegangen.«

Joe lachte. »Ich dachte, der Whisky sei nur für Notfälle. Was für einen Notfall haben wir denn?«

»Der Notfall ist, dass es keinen Whisky gibt.«

Der Gesang endete, und hinter der Friedhofsmauer war das Schifferklavier des alten Garrow zu hören, unterstützt von Kenny Kennets Blechflöte und Bootsmann Higgs' Banjo. Die Zeit der Kirchenlieder war vorbei. Jetzt war es Zeit zum Tanzen, aber vorher gab es noch etwas zu verkünden.

»Einen Moment bitte, Kenny, Arwen!« Alvin Hocking kletterte auf einen Grabstein, um etwas zu sagen. Die Musiker gehorchten, und ein Teil der Menschenmenge verstummte.

»Hallo, alle zusammen … bitte herhören …« Der Pastor war daran gewöhnt, die ganze Aufmerksamkeit seines Publikums zu haben, aber es war klar, dass er die hier nicht bekommen würde. Um das wettzumachen, hob er die Stimme. »Bitte alle mal herhören … ich habe ein paar kurze Mitteilungen zu machen.«

Der Trubel verebbte zu einem leisen Summen.

»Wir, die Bewohner von St. Piran, möchten jedem aus Treadangel eine frohe Weihnacht wünschen«, verkündete er.

»Das hat er doch schon«, flüsterte Jeremy Joe zu. »Als sie angekommen sind.«

»Ich möchte allen danken, die hart daran mitgearbeitet haben, dieses feine Mahl zu ermöglichen. Es sind zu viele Menschen, um sie alle zu nennen, und wenn ich versuchen würde, die Namen aufzuzählen, würde ich wahrscheinlich einige vergessen, und das

wäre nicht nett. Also lasst mich nur ein großes Dankeschön an jeden hier in St. Piran aussprechen.«

Lauter Jubel brandete auf.

»Er sollte dem Wal danken«, sagte Jeremy. »Der hat den größten Anteil beigetragen.«

»Wie die meisten von Ihnen wissen, leite ich den Gottesdienst sowohl hier in St. Piran als auch in der St. Luke's Kirche in Treadangel. Natürlich war es, wie wir alle wissen, in den letzten Wochen nicht möglich, in beiden Kirchen den Gottesdienst abzuhalten, aus Gründen, die uns allen bekannt sind. Aber ich freue mich, Ihnen sagen zu können, dass ich am Sonntagmorgen wieder den Gottesdienst in St. Luke's halten werde. Ich hoffe, dass ich dort möglichst viele von Ihnen wiedersehen werde.«

»Wenn er ihnen so ein Festmahl wie heute bietet, kommen sie alle«, sagte Jeremy. Er hatte offensichtlich Freude daran, die Ansprache des Pastors laufend zu kommentieren.

»Jeremy!«, tadelte ihn Joe.

»Entschuldige.«

»Wir würden uns freuen, wenn Sie noch etwas länger bleiben würden. Es gibt noch Milchreis mit Früchten – genug für alle, aber nur eine kleine Portion für jeden, fürchte ich. Und danach ist Zeit für ein wenig … Geselligkeit.«

»Wie ich sehe, hat Polly schon mal angefangen mit dem Geselligsein.«

Über diese Bemerkung musste selbst Joe lächeln.

»Aber wir können nicht zulassen, dass Sie im Dunkeln über den Klippenpfad zurücklaufen. Das wäre viel zu gefährlich. Also haben wir noch eine kleine Überraschung.«

»Einen Hubschrauber?«, tippte Jeremy.

»Mr Magwith hat die Zufahrt wieder geöffnet.« Der Pastor machte eine Pause, als erwarte er Jubel. Als dieser ausblieb, fuhr er unbekümmert fort: »Mr Magwith hat einen Viehtransporter und genug Diesel, um ein paarmal nach Treadangel zu fahren. Wir denken, dass er fünfzig bis sechzig Leute mitnehmen kann. Also bitte, jeder, der Probleme mit dem Laufen hat: Nutzen Sie unseren Shuttle-Service!«

Diese Ankündigung erntete den verdienten Beifall, und Hocking lächelte.

»Für alle anderen werden wir auf dem Weg Laternen aufstellen.«

»Mach, was du willst, aber bitte fang nicht an zu beten«, sagte Jeremy leise.

»Ich weiß, dass einige von Ihnen sich wünschen, ich würde eine kurze Andacht halten …«

»Nein, das tun wir nicht.«

»Aber ich schlage vor, dass jeder für sich sein eigenes stilles Gebet spricht.«

»Sehr gute Idee.«

»Mir wurde gesagt, dass es noch reichlich Walfleisch gibt. Und wie ich hörte, sollte es frisch gegessen werden. Also bitte, falls Sie Körbe dabeihaben, gehen Sie hinunter zum Strand und bedienen Sie sich, bevor Sie uns heute Abend verlassen. Das beste Fleisch mag schon weg sein, aber was noch übrig ist, ist immer noch nahrhaft. Wir sollten Gott dafür danken, dass er uns den Wal geschickt hat.«

»Dann muss Gott aber ein verdammt guter Schütze sein.«

Joe hielt sich den Mund zu, um nicht laut loszulachen.

»Ich überlasse Sie jetzt Mr Garrow, Mr Kennet und Mr Higgs und ihrem sehr individuellen Musikstil. Noch einmal herzlichen Dank Ihnen allen. Und frohe Weihnachten.« Der Pastor strahlte übers ganze Gesicht und kletterte von seinem Podest.

»Der kann keiner Bühne widerstehen«, murmelte Jeremy. »Ist noch was von dem Apfelpunsch da?«

»Vielleicht gibt Mallory uns ein paar Tropfen von seinem Scotch ab.«

»Das ist das Beste, das irgendjemand heute Nachmittag gesagt hat. Bring mich zu ihm.«

33

Ein Herz so groß wie fünf Männer

Jedes Jahr zu Weihnachten feiern sie ein besonderes Fest in St. Piran; sie nennen es das »Fest des Wales«. Egal, wie das Wetter ist, die Dorfbewohner steigen den Hang hinauf zum alten Friedhof, und ein Kinderchor singt Choräle, so wie sie es immer getan haben, und alle Familien stehen dabei und applaudieren. Natürlich kochen sie keinen Wal. Heute begnügen sie sich mit frischem Fisch und Backkartoffeln, mit Weihnachtskuchen und Mince Pies. Die Kinder malen einen Wal auf eine riesige Papierrolle und hängen ihn an die Mauer der verwaisten Kirche, als Erinnerung an die Apokalypse und den Wal. Diejenigen, die an jenem Tag dabei gewesen waren, lassen sich schwerfällig auf den alten Grabsteinen nieder und erzählen die Geschichte. Thomas Horsmith erzählt ihnen vom Wal. Er demonstriert seine Größe und zeigt ihnen, wie die Männer ihn mit Sägen und Messern und Äxten zerlegten, um den Waltran und das Fleisch in Streifen abschneiden zu können. »Wir haben seine Leber gegessen«, erzählt er. »Die Leber war so groß wie ein Haus. Sein Herz war so groß wie fünf Männer. Aber das Fleisch vom Herzen war gut. Und wir haben mehr Waltran gesammelt, als ihr euch vorstellen könnt.«

Wenn die Dunkelheit einsetzt, machen sie alle Lichter im Dorf aus. »So war es damals«, erzählt Charity Limber der Menge,

während alle auf die grauen Dächer und schwarzen Fensterscheiben blicken. »Als es Abend wurde, gab es kein Licht im Dorf. Keinen einzigen Schimmer. Die Dunkelheit kam, und die Menschen zündeten Kerzen an oder drängten sich an den Feuern zusammen. Das haben wir in dieser Nacht getan. Und dann ist es passiert.«

»Erzähl uns, was passiert ist«, wird ein Kind fragen. Die Kinder wissen, dass die Männer im Dorf sind und auf das Zeichen warten.

»Das Fest war so gut wie zu Ende«, sagt Charity. »Das ganze Essen war aufgegessen, alle Teller leer. Der alte Bevis hatte seinen Wagen an der Straße geparkt, um die Leute aus Treadangel nach Hause zu fahren. Aber es war noch nicht vorbei. Wir mussten noch ein letztes Lied singen.«

»Und wer hat es gesungen, Mrs Limber?«

»Eigentlich sollte ich das machen. So hatten wir es geprobt. Aber als die Zeit gekommen war, schaffte ich es nicht. Ich hielt die Hand von meinem Casey, und er sagte zu mir: ›Du bist dran, Charity‹, und ich schüttelte den Kopf. ›Ich kann nicht vor all den Leuten singen.‹ ›Aber du musst‹, sagte er. Und dann sagte eine Stimme: ›Ich werde singen …‹«

»Und wer war das, Mrs Limber?«

»Ihr Name war Aminata. Sie kam aus Afrika, war ein paar Jahre älter als ich und so ziemlich das liebste und hübscheste Mädchen im ganzen Dorf. Ihr Lächeln konnte einen ganzen Raum erhellen. Sie war Krankenschwester, aber sie konnte auch singen. Sie kletterte auf diesen Stein hier, und alle waren ganz still. Sie wussten, dass es das letzte Lied an diesem Abend war.«

Und auf dieses Stichwort hin klettert jedes Jahr eines der Mädchen aus dem Dorf auf den Grabstein, auf dem Aminata

gestanden hatte, bereit, diesen Moment zu wiederholen.

Charity macht eine Pause. Die macht sie immer, wenn sie die Geschichte erzählt. Sie nutzt die stillen Sekunden, um die Wirkung zu verstärken. Sie sieht sich in der Menge aus Gesichtern um. Jung und Alt, alle sind sie jetzt still und halten den Atem an. Die Jüngsten halten die Hände vor die Münder. »Eine Klarinette spielte ein paar Töne«, sagt Charity.

Ein Klarinettist neben Charity spielt eine Note. Die Bewohner von St. Piran wissen genau, was jetzt kommt.

»Dann passierten zwei Dinge zur selben Zeit. Aminata öffnete ihren Mund, und heraus kam die schönste Stimme, die ihr euch vorstellen könnt …«

Das Mädchen auf dem Stein legt den Kopf in den Nacken und beginnt zu singen. »Stille Nacht …«, singt sie, »Heilige Nacht …«

Selbst jetzt noch, ein halbes Jahrhundert später, ist der Zauber dieses Augenblicks ungebrochen beim Fest des Wales in St. Piran. Selbst jetzt noch schickt dieser perfekte Ton jedem einen Schauder über den Rücken. Selbst jetzt noch ist es möglich, nur für diesen winzigen Moment, zu glauben, dass es niemals irgendeine Sünde auf der Welt gegeben hat, dass jede Mühsal eine Illusion ist, dass die großen Mysterien von Geburt und Tod, von Liebe und Verlust, von Bewusstsein und Sein sich in einer einzigen klaren Stimme zusammenfassen lassen.

Bei diesem ersten Festmahl in St. Piran gab es kaum ein Paar, das sich in diesem Augenblick nicht an den Händen hielt, kaum ein Kind, das nicht zu den Gesichtern der Eltern aufblickte, kaum ein Auge, das nicht blinzelte, um die Tränen zurückzuhalten. Niemand rührte sich. Niemand atmete.

Jedes Jahr am Weihnachtstag, wenn die Sängerin die erste Zeile beendet hat, gehen die Lichter in St. Piran wieder an, so wie sie es vor so vielen Jahren taten. Heute legen die Männer nur die Schalter um, den ganzen Weg die Straße entlang, so dass in jedem Fenster ein Licht brennt und die dunklen Schatten der Häuser sich verwandeln. Heute warten die Dorfbewohner auf dieses Ereignis. Ein gewaltiger Jubel bricht aus, sobald die ersten Lichter aufleuchten, und im ganzen Dorf erstrahlen die Fenster, bis das gesamte Tal aussieht, als würde es Karneval feiern.

An diesem ersten Weihnachtsabend jedoch rechnete niemand mit irgendetwas.

»Alles schläft …«, sang Aminata.

Und alles war ruhig.

»Einsam wacht …«

Die Bleiglasfenster in der Gemeindekirche von St. Piran stellen Szenen aus dem Leben der Apostel dar. Wenn sie von innen beleuchtet werden, werfen sie einen bunten Lichterglanz auf die Eiben und die Grabsteine draußen. Jemand hatte die Lichtschalter angelassen, so dass, als das Dorf wieder mit Strom versorgt wurde, die Menge in einem Kaleidoskop aus warmem Licht badete. Und falls sich irgendjemand fragte, nur für einen kurzen Moment, ob das geplant gewesen war (gab es vielleicht einen Generator, mit dessen Hilfe die Kirche mit Strom versorgt wurde?), erstrahlten plötzlich die Lichter bis hinunter zum Harbour Square. Die Straßenlaternen brannten. Die Hafenlaternen flammten auf. In Mansardenfenstern und Wohnzimmern gingen die Lampen an, in Schlafzimmern und Badezimmern; jeder Schalter, der eingeschaltet gewesen war, leitete

den Strom weiter. Und als allen dämmerte, was geschehen war, ertönte ein gemeinsamer Aufschrei.

»Schlaf in himmlischer Ruh' …«, sang Aminata. »Schlaf in himmlischer Ruh' …«

Das Einschalten des Lichts markiert das Ende des Festes des Wales. Die Menschen aus dem Dorf ziehen die Mäntel fest um sich und machen sich auf den Heimweg durch das Friedhofstor und den Hang hinab zu ihren Häusern. Es war auch das Ende des ersten Weihnachtsfestes. Die Menschen bedankten sich und verabschiedeten sich. Zuerst machte sich die Vorhut mit Laternen ausgerüstet auf den Weg über den Klippenpfad, dann kamen die Familien und Bevis mit seiner ersten Wagenladung voller Passagiere. Es war das Ende eines wahren Feiertages. Joe fand sich neben Alvin und Polly am Kirchentor wieder. Hände wurden geschüttelt. »Danke, Herr Pastor, vielen Dank, Herr Pastor …«

»Gott segne Sie, mein Kind. Gott segne Sie.«

Es fühlt sich an wie ein Ende, dachte Joe. Als tauchten sie alle aus einem sehr langen Tunnel auf; als beträten sie zum ersten Mal nach einer langen Seereise wieder festes Land. Manchmal war das Leben so: Es zog einen Strich. Hinter dieser Linie, sagte das Leben, würde nichts mehr so sein wie zuvor. Die Sonne würde morgen aufgehen, doch sie würde über einer anderen Welt aufgehen.

Auch Mamas Tod war so ein Strich gewesen. Die Beatles sangen *She Loves You*, und irgendwann zwischen den Anfangstakten und dem Schlussakkord hatten sie alle diese Linie überschritten, Joe und Brigitha und auch Mama.

Janies Tod war noch so ein Strich gewesen. Er hatte geschlafen, als sie diese besondere Grenze überschritten hatte. Auf dieser Seite befindet sich die Welt, die man kennt. Und auf der anderen … ist etwas anderes.

Mama hatte Weihnachten immer geliebt. Joe rief sich das Bild seiner Mutter ins Gedächtnis, wie sie ihre Geschenke auspackte. Ihre alabasterfarbene Haut war perfekt, die Zähne weiß wie Kreide. Wie immer hatte sie Tränen in den Augen und ein Lächeln auf den Lippen. Fünf Monate nach der Campingreise, nach der Nacht nördlich von Rouen. Sie schaute zu ihm auf, und ihre Blicke trafen sich. Hatte sie Falten um ihre Augen gehabt? Er konnte sich an keine erinnern. Keine Falten also. Nur klare, perfekte Augen. Aber eine Stimme in seinem Kopf legte Protest ein. Sie *hatte* Falten rund um die Augen, sagte die Stimme. Stimmte das? Und welche Farbe hatten ihre Augen? Sie waren grün, erinnerte sich Joe. Sie waren grau, sagte die Stimme.

Konnte er das vergessen haben? Konnte er tatsächlich Mamas Gesicht vergessen haben?

Er hatte eine weitere Linie überschritten. Mamas Gesicht verblasste. Wie bei jedem Strich, den das Leben zieht, dachte Joe, gibt es keinen Weg zurück. Es ging nur nach vorn. Er konnte das Bild nicht wieder erinnern. Er konnte es nur loslassen.

An dem Morgen, an dem er im Glockenturm aufgewacht war und gespürt hatte, dass die Krankheit seinen Körper freigegeben hatte, hatte er ebenfalls eine Linie überschritten. Es war eine andere Art Linie. Es war eine zweite Chance. Vielleicht, dachte Joe, auch eine dritte.

Und jetzt wieder ein Strich. Er wusste es, als er die letzte Familie aus Treadangel zum Abschied winken sah. Seine Vorräte waren beinahe aufgebraucht. Der Wal war fort. Das Licht brannte wieder. Was aber hielt die Zukunft für Joe Haak bereit?

Hedra Penhallow suchte nach Joe und den Kaufmanns. Eifrig kam sie auf die Gruppe zu, als sie sich anschickten, den Friedhof zu verlassen. »Wir können Ihnen Zimmer im Bed & Breakfast anbieten«, sagte sie. »Umsonst.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, sagte Tom Kaufmann. »Aber wir können auf unserem Boot schlafen.«

»Davon will ich nichts hören«, sagte Hedra. »Sie werden an Land schlafen. Jetzt, wo der Strom wieder da ist, haben wir vielleicht sogar fließend Wasser.«

»Danke«, sagte Tom. »Aber wir möchten Ihnen keine Mühe machen. Außerdem wollen wir vielleicht beim ersten Licht morgen früh lossegeln.«

»Ich wünschte, ich könnte in meinem Bett schlafen«, sagte Cassie. »In meinem eigenen Bett zu Hause.«

Sie gingen den Hang hinunter zum Hafen zurück. Mallory sagte gute Nacht und verschwand in seinem Cottage. Jeremy und Demelza zogen sich in den Schatten zurück. Jetzt waren nur noch Joe und die Kaufmanns übrig.

»Heißt das, die Krise ist wirklich vorbei?«, fragte Joe.

»Es ist genauso, wie ich es Ihnen erzählt habe, Joe. Es hat eine Weile gedauert, aber ja, es *ist* vorbei.« Lew Kaufmann sah müde aus. Für ihn war es ein langer Tag gewesen. Kate kam, um ihn zu stützen. »Können wir uns auf dem Boot weiter unterhalten?«

Es herrschte Ebbe, und der Katamaran lag ein ganzes Stück unterhalb der Hafenmauer. Die Laufplanke führte bedrohlich steil auf das hintere Deck.

»Lieber Gott«, sagte Lew. »Da komme ich nie runter.« Schwerfällig ließ er sich auf einen Poller sinken.

»Wir helfen dir, Vater«, sagte Tom. Aber selbst ihm schien die Aussicht nicht zu behagen.

»Wir könnten Sie immer noch im Bed & Breakfast unterbringen«, schlug Joe vor.

»Nein, vielen Dank.«

»Dann müssen wir dich zusammen an Bord heben«, sagte Tom.

»Nein!« Lew hob die Hand. »Ich lasse mich nicht verladen wie einen Sack Fisch. Dafür bin ich zu alt. Bitte hört euch zuerst an, was ich zu sagen habe.«

»Gut, Vater.«

»Mr Haak?« Lew wandte sich an Joe. »Sagen Sie mir eins, Joe. Was ist heute hier geschehen?«

»Wie bitte?«

»Sie haben mich sehr gut verstanden, Joe. Was ist hier geschehen?«

»Ich bin mir nicht sicher, was Sie meinen, Sir. Sie waren doch dabei.«

»Ja, Joe. Ich war dabei.« Allmählich kam Lew wieder zu Atem. »Und Sie sind ein Ökonom. Genau wie ich. Deswegen habe ich Mühe, die Bedeutung von dem allen zu verstehen.«

»Ich bin immer noch nicht sicher …«

»Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir.« Der alte Mann deutete auf einen Stapel leerer Heringskisten. »Das geht nicht, dass ich sitze

und Sie über mir stehen.«

Vorsichtig ließ Joe sich auf einer der Kisten nieder.

»Man hat mir erzählt, Sie hätten Ihre gesamten Ersparnisse für Nahrungsmittel ausgegeben. Sie hätten alles im Kirchturm gelagert …«

»Na ja, sozusagen …«

»… und es mit den Menschen aus dem Dorf geteilt.«

Joe nickte.

»Und heute hat dasselbe Dorf den warmen Regen eines ganzen Wals vergeudet und noch dazu Ihre gesamten Vorräte, für ein Fest mit einem anderen Dorf.«

»Ich weiß, was für einen Eindruck es machen muss …«

»Was für einen *Eindruck* es macht? Sagen Sie mir, was es *ist*, Joe. Ich will es begreifen!«

Was es *ist*? Joe wandte sich zum Meer. Es war zu dunkel, um etwas zu erkennen. Ich habe ein Versprechen gegeben, dachte er. Vor langer Zeit habe ich Mama etwas versprochen. Und jetzt kam es ihm tatsächlich vor, als sei es unglaublich lange her. An einem kalten, frischen Morgen hatte er seine Kleider auf den Felsen ganz in der Nähe gelegt und war in dieses Meer hinausgegangen. Er konnte wieder das stechend kalte Wasser spüren und den Zug der Unterströmung; diesen Moment, in dem er sich der Kälte hingegeben und sich nach vorn in die Brandung hatte fallen lassen. Er erinnerte sich, wie er geschwommen war, an das Gefühl, das Meer würde ihn wie ein gigantisches Lebewesen umhüllen. Er konnte sich daran erinnern, wie der Ozean die letzten Fetzen Stress und Angst aus seinem Körper sog. Doch als er versucht hatte, umzukehren, war ihm der Weg versperrt. Denn da war der Wal

gewesen. Und als der Wal in die Tiefe abtauchte, wurde Joe mitgezogen. So war das mit Walen. Und so war es auch, begriff er, mit der Bank. So wie die Bank abgestürzt war, war auch er gestürzt.

»Warum sind Sie hier, Sir?«, fragte er. »Warum sind Sie nach St. Piran gekommen?«

»Ihretwegen, Joe.«

Natürlich. Sie waren nicht gekommen, um ihn zu besuchen. Sie wollten ihn abholen.

»Wohin wollen Sie mich bringen?«

»Zurück.«

Zurück in die City? Zurück in die Bank? Zurück an seinen Schreibtisch in der fünften Etage? Aber Kaufmann schien seine Gedanken lesen zu können. »Nicht zurück in die Bank«, sagte er.

»Wohin dann?«

»Man braucht Sie im Innenministerium. Bei COBRA. Man braucht Ihr Know-how.«

»Hat man Sie geschickt, um mich zu holen? Haben Sie die Azoren deswegen verlassen?«

Kaufmann schien es unangenehm zu sein.

»Sie brauchen mich nicht«, sagte Joe. »Wirklich nicht. In London gibt es Tausende Programmierer. Suchen Sie sich einen aus.«

»Niemand hat so viel Einblick in die Materie wie Sie, Joe. Niemand sonst weiß, wie Cassie wirklich funktioniert. Wir müssen sie weiter verbessern. Es hat sich so viel verändert; sie braucht ein Update. Doch vor allem müssen wir sie dazu bringen, das hier zu verstehen.« Kaufmann hob seine dürre Hand und deutete auf das Dorf.

»Das hier?«

»Cassie hätte das, was hier geschehen ist, niemals mit einbezogen. Selbst mit der Weisheit von tausend Ökonomen und einer Million Reportern hätte sie das hier niemals vorhergesagt. Und es ist nicht nur hier passiert. In fast jedem Dorf gab es etwas Ähnliches, in jeder kleineren und größeren Stadt, von der wir wissen. Und es war nicht nur der Wal. Es war auch nicht nur *Ihr* Nahrungsmittelvorrat. Sie waren nicht der einzige Wohltäter hier in St. Piran, Joe. Ich habe mich heute mit den Menschen unterhalten. Der Farmer gab seine Milch. Die Kleinbauern gaben ihr Gemüse, die Fischer haben weiter gefischt. Der Arzt gab seine Zeit und sein Wissen. Manche Leute haben den ganzen Tag gearbeitet, um den Wal zu zerlegen, andere haben Feuerholz gesammelt oder gekocht. In welcher Währung wurde all das bezahlt? Mit welchem Zahlungsmittel?«

Irgendwo in seinem Kopf hörte Joe eine einzelne, perfekte Stimme.

»Es gibt kein Zahlungsmittel«, sagte er. »Cassie würde das nicht verstehen.« Er dachte an die Algorithmen, die mathematischen Zahnräder, die Cassies Gehirn darstellten. Die Spalten mussten immer zusammenaddiert werden. Ein Kredit erzeugte immer ein Soll. Und immer war Egoismus im Spiel.

»Deshalb brauchen wir Sie, Joe. Wir brauchen Sie, um das zu ändern.«

»Wir können Cassie nicht so konstruieren, dass sie *alles* vorhersieht«, sagte Joe. »Es gibt zu viele Ungewissheiten. Zu viele Unbekannte in der Gleichung.« Demütig zuckte er die Schultern. »Wer konnte schon ahnen, dass ein Wal an unserem Strand verendet?«

»Oder dass ein verrückter Kerl eine Kirche mit Essen vollstopft?«

Oder dass ich Mama ein Versprechen gegeben habe, das ich einhalten musste, dachte Joe.

Lew atmete wieder schwerer. »Aber ein paar Dinge müssen wir vorhersagen. Es steht zu viel auf dem Spiel, wenn wir uns jetzt irren. Hier geht es nicht um Aktienkurse. Im Grunde ging es nie darum. Das ist Ihnen klar, nicht wahr? Es geht darum, vorzuplanen für … falls … wenn … so etwas noch einmal passiert. Es geht darum, Leben zu retten, Joe.«

»Ich weiß.« Joe schaute erneut hinaus aufs Meer und versuchte sich vorzustellen, wie das funktionieren könnte. »Sehen Sie sich den Ozean an«, sagte er. »Er hebt und senkt sich. Ich kann Ihnen prophezeien, dass dieser Hafen mit absoluter Sicherheit in ein paar Stunden voller Wasser sein und Ihre Yacht auf einer Höhe mit dem Kai sein wird. Aber was ist mit diesem Mann?« Er deutete auf Daniel Robins, der am Deck eines kleinen Bootes Taue aufschoss. »Wo wird der in ein paar Stunden sein? Liegt er in seinem Bett, oder ist er draußen auf dem Meer? Oder irgendwo anders? Ich kann die Bewegungen des großen Ozeans vorhersagen, aber nicht die eines einzelnen Menschen. Welche Software sollte das können?«

Eine ganze Weile saßen sie beide da und betrachteten den riesigen Ozean. Dann ergriff Lew erneut das Wort. »Die Sache ist die: Wir müssen nicht wissen, was ein Mensch tun würde. Wir müssen wissen, was hundert Menschen tun würden.«

Oder tausend. Oder eine Million. Oder dreihundertundsieben.

»Eigentlich ist es komisch«, sagte Joe, »dass wir überhaupt überrascht sind. Denken Sie an die Menschen, die Sie kennen. Denken Sie an Ihre Freunde, Ihre Familie, Ihre Nachbarn. Wie viele

von denen würden Sie als gewalttätig oder gefährlich beschreiben? Wieso kommen wir überhaupt auf die Idee, dass wir uns in einer Krise plötzlich alle in andere Menschen verwandeln?«

»Vielleicht haben wir zu sehr auf unseren alten Freund Thomas Hobbes gehört.«

»Möglicherweise.«

»Wenn jeder eines jeden Feind ist … dann ist kein Platz für Fleiß und Ackerbau …«, zitierte Lew. *» … keine Wissenschaft, keine Zeitrechnung, keine Künste, keine Literatur, keine Gesellschaft. Und was das Schlimmste ist: Es herrscht stetige Furcht und die Gefahr eines gewaltsamen Todes.«*

»Ich erinnere mich«, flüsterte Joe.

»Das Leben des Menschen ist einsam, armselig, garstig, brutal und kurz.«

»Ich hatte vergessen, wie düster Hobbes' Vision war.«

»Aber vielleicht haben wir ihn nicht aufmerksam genug gelesen. Hobbes' Leviathan überlebt, weil es einen Gesellschaftsvertrag gibt, der uns aneinanderbindet. Als Hobbes sagte, unsere Natur sei garstig und brutal, zeigte er uns zugleich, dass wir uns über unsere Lage erheben und Gesellschaften aufbauen können, in der sich alle gegenseitig unterstützen.« Kaufmann legte seine mageren Hände auf die Knie. »Vielleicht ist es nicht das Verhalten der anderen, vor dem wir uns fürchten. Vielleicht haben wir Angst, dass wir selbst diejenigen sein werden, die sich plötzlich verändern.«

»Vielleicht.«

»Dann kommen Sie und helfen Sie uns, Cassie das beizubringen.« Der alte Mann nickte seiner Enkelin zu. »Hilfst du mir mal hoch?« Umständlich kam er auf die Beine. »Verstehen Sie mich

nicht falsch, Joe. Ich erwarte nicht, dass Sie heute schon mitkommen.«

Joe stand von seiner Heringskiste auf. »Nicht?«

»Nein. Ich kenne Sie besser, als Sie glauben. Sie sind noch nicht bereit. Aber wenn Sie bereit sind, sollten Sie zum Innenministerium gehen und nach Toby Maltings fragen. Sagen Sie ihm, Lew Kaufmann hat Sie geschickt.«

Joe nickte langsam.

Lew drehte sich zu seiner Enkelin um. »Wünschst du dir immer noch, in deinem eigenen Bett zu schlafen?«

»Das wäre toll!«

»Wenn wir jetzt aufbrechen, könntest du noch vor Mitternacht in deinem eigenen Bett liegen«, sagte Lew Kaufmann.

Tom kam und fasste seinen Vater am Ellenbogen. »Das können wir unmöglich schaffen«, sagte er. »Wir haben Ebbe, es ist viel zu dunkel, und wir brauchen mindestens zwei Tage, um nach Sandbanks zu segeln.«

Aber Lew Kaufmann grinste. Im kalten Licht der Hafenbeleuchtung wirkte sein altes, faltiges Gesicht lebendig wie selten. »Wer redet denn von Segeln? Die Straße ist frei. Und mit dem Wagen sind es nur vier Stunden bis nach Hause.«

Tom machte ein verwirrtes Gesicht. »Aber wir haben kein Auto …«

»Aber Joe hat eines. Und ich wette, er kann noch genug Benzin für uns auftreiben, damit wir es bis nach Hause schaffen.«

Ein merkwürdiges Schweigen legte sich über die Gruppe.

»Bitte, Grandpa … lass es uns so machen«, sagte Cassie.

Joe schüttelte den Kopf. »Es ist ein Coupé. Da passen keine fünf Leute rein …« Aber es könnte funktionieren, dachte er. Alvin hatte ihm die Schlüssel zurückgegeben. Und im Glockenturm waren noch die Ersatzkanister.

»Passen vier hinein?«

»Ja, aber …«

»Wenn der Geldverkehr zusammenbricht, brauchen wir andere Zahlungsmittel. Würden Sie Ihren Wagen gegen mein Boot tauschen?«

34

Das Leben geht weiter

Ein leichter Morgennebel hatte sich über das Dorf gelegt, und etwas ganz Ähnliches lag auch über Joe. Er saß auf einer Bank auf dem Friedhof. Wo hatte er diese Geduld gelernt? Eine Stunde verstrich. Dann noch eine. Schließlich sah er Alvin Hocking den Hang hinunterlaufen in Richtung Dorf, die Bibel unter den Arm geklemmt.

Joe ging zur Tür des Pfarrhauses. »Polly?«

Da war sie, in tiefsitzenden Jeans und einem Männer-Rugbytrikot.

»Joe!«

Sie standen sich gegenüber, jeder an einem Ende der Diele. Ein unangenehmer Abgrund dehnte sich zwischen ihnen aus.

»Frohe Weihnachten«, sagte Joe. »Ich glaube, ich hatte gestern keine Gelegenheit dazu, dir alles Gute zu wünschen.«

»Sie sagen, es ist vorbei«, sagte Polly.

»Ja«, sagte Joe, »das sagen sie.«

»Ist es wahr?«

»Ich vermute schon.«

»Willst du zu Alvin?«

»Nein. Ich wollte dich sehen.«

Keiner machte Anstalten, die Kluft zwischen ihnen zu überbrücken. Die lange Diele mit dem vergoldeten Spiegel, dem polierten Tisch und der schweren Bibel, dem schlichten Kreuz, das

über der Treppe hing – alles schienen Barrieren zu sein, die nicht überwunden werden konnten.

»Es gibt nichts, worüber wir reden müssten, oder?«, sagte Polly. »Nicht mehr.«

Joe machte einen Schritt auf sie zu, doch sie zog sich in den Schatten zurück.

Joe stieß einen Seufzer aus. »Ich überlege, wegzugehen.«

Ihr Gesicht war so still wie ein Gemälde. »Weg aus St. Piran?«

Er nickte. In einer alten Reiseuhr drehten sich die Zahnräder, als würde sie darüber nachdenken, zu läuten.

»Mit deinen Freunden?«

»Nein. Die sind schon gestern Abend abgereist.«

Sie dachte darüber nach. »Wohin willst du gehen?«

»Kommt darauf an.«

Sie machte einen Schritt nach vorn, nur einen Schritt, und ein Lichtstrahl vom Fenster der Treppe fiel auf sie. Ihr Gesicht schimmerte, ihre Wangen schienen zu erblühen. Im kalten Dezemberlicht sah es aus, als würde sie leuchten.

»Ich möchte, dass du mit mir kommst«, sagte er.

Sie beide erstarrten zu einem Fresko, er zögernd, sie zurückweichend. Die Reiseuhr begann zu schlagen.

»Ich kann nicht«, sagte sie.

»Warum nicht?«

Ihr Gesicht schien ihm die Antwort verraten zu wollen.

»Ich verstehe es nicht«, sagte er.

»Was verstehst du nicht, Joe? Ich habe es dir schon einmal gesagt, such dir eine andere Frau.«

Gott, sie sah so wunderschön aus dort im Schatten. Das große Hemd hing unförmig an ihr wie ein Zelt, trotzdem verriet es alles über die Rundungen und Geheimnisse darunter.

»Warum bist du so? Bevor Alvin und ich im Turm waren, waren wir Freunde, du und ich. Und ich dachte, wir sind mehr als das. Ich dachte, du magst mich.«

»Ich mag dich auch, Joe.« Ihre Stimme war sehr leise.

»Warum weichst du mir dann aus? Warum hast du mir an dem Abend auf dem Friedhof einen Korb gegeben?«

Sie zuckte die Achseln. Ihr Gesichtsausdruck hatte etwas Bockiges.

»Du hast etwas Besseres verdient«, flüsterte er.

Doch Polly schüttelte den Kopf und sah ihn mürrisch an. »Habe ich das? Habe ich *wirklich* was Besseres verdient? Und was habe ich dafür getan?« Sie trat etwas näher und streckte ihre Hände aus. »Habe ich großartige Arbeit geleistet? Bin ich eine wunderbare Menschenfreundin? Bin ich Lehrerin? Oder Heilerin? Was habe ich getan? Hm?« Sie sah ihn an, und ihr Blick war so scharf, dass er etwas hätte zerschneiden können. »Oder verdiene ich was Besseres, weil meine Wangenknochen so geformt sind, meine Titten so hochstehen und meine Hüfte und meine Taille so aussehen, wie sie aussehen?«

Joe schüttelte den Kopf, aber er fand keine Worte.

»Du *kennst* mich nicht mal, Joe. Nicht richtig. Du glaubst, du würdest mich kennen, weil wir einmal zusammen einen Ausflug gemacht haben. Weil ich mich für dich interessiert habe, als es dir nicht gutging. Aber das bedeutet nicht, dass du mich kennst. Nicht richtig. Warum also habe ich was Besseres verdient? Ist es, weil ich

ein feiner und guter Mensch bin, dessen Verstand nur niemand erkennt? Oder weil ich gerne flirte und jeden Mann so schnell an die Angel bekomme wie Dan Robins seine Fische? Oder ist es nur, weil du es mit mir tun willst, Joe Haak?«

Er wandte den Blick ab, die Frage machte ihn verlegen. »Das ist es nicht«, sagte er.

»Nein?«

Er wollte die Worte sagen: Ich liebe dich, Polly Hocking. Aber die Worte erstarben, noch ehe sie seine Lippen erreichten. *Jetzt machst du mir Angst.* Das hatte Clare Manners zu ihm gesagt. Und er war sich nicht einmal sicher, ob die Worte wahr waren. Er *wollte*, dass sie wahr waren. Aber vielleicht erzählten seine Augen eine andere Geschichte. Das halbe Dorf dachte, sie würden es treiben wie die Kaninchen. »Natürlich will ich dich.« Das immerhin war die Wahrheit. Er wollte sie wirklich.

»Hast *du mich* verdient, Joe Haak?«

Er schüttelte den Kopf, und plötzlich war da eine Träne in seinem Auge.

»Jeder im Dorf hält dich für einen Heiligen, Joe, aber ich weiß, dass das nicht stimmt. Du weißt es auch. Es geht hier nicht um eine Einkaufstour nach St. Ives, oder? Es ist auch keine Probefahrt für dein neues Auto.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Um was bittest du mich dann, Joe? Um was?«

Als die Kluft zwischen ihnen sich schloss, war es Polly, die sich bewegte. »Vielleicht hat keiner von uns den anderen verdient, Joe.« Mit einer Hand umfasste sie seinen Kopf und zog ihn nach vorn,

doch es wurde nur ein kurzer Kuss. Ein Abschiedskuss. »Nicht so gut, wie du erwartet hast, was?«

»Besser«, sagte er, aber so war es nicht.

»Ich flirte gern, Joe. So bin ich einfach. Ich genieße die Gesellschaft gutaussehender junger Männer.«

»Mehr war ich nicht für dich?«

»Doch, natürlich.«

»Aber?«

Sie wandte das Gesicht ab.

»Das ganze Dorf …«, begann er, doch seine Stimme erstarb. Wie sollte er diesen Satz zu Ende bringen?

»Ich weiß«, sagte Polly. Sie drückte seine Hand. »Das Dorf hält uns für schamlos und sexbesessen. Sie glauben, dass wir uns jede Nacht heimlich treffen. Sie stellen sich vor, wie wir es jeden Abend unten am Strand miteinander treiben.« Sie sah ihn an. »Erinnerst du dich noch an den Tag in St. Ives?«

Er nickte.

»Du hast mir erklärt, wie dein Computer funktioniert. Weißt du noch?«

»Ja.«

»Wenn genug Menschen glauben, eine Sache ist wahr, dann *ist* sie wahrscheinlich auch wahr. War das nicht so?«

Er blinzelte eine Träne zurück. »So ähnlich.« Fragen Sie eine große Anzahl Menschen und ermitteln Sie den Durchschnitt ihrer Antworten. Fragen Sie dreihundert Menschen in St. Piran, und sie werden Ihnen erklären, dass Polly Hocking und Joe Haak ein Liebespaar waren. War das nicht der Beweis, dass es die Wahrheit war?

»Aber so funktioniert es nicht immer, oder, Joe?«

Es funktionierte nicht immer. Dreihundert Menschen konnten sich irren. Tausend Menschen konnten sich irren. Die ganze Welt konnte sich irren. Selbst die Dichtung konnte sich irren. »Vermutlich nicht«, flüsterte er.

Erneut zog sie ihn eng an sich. Dieses Mal wurde es ein langer Kuss. Sie fühlte sich weich an in seinen Armen.

»Wünschst du dir, es wäre wahr?«, fragte er, als ihre Lippen sich schließlich voneinander lösten.

»Ob ich mir wünsche, wir würden uns die ganze Nacht am Strand lieben? Im Dezember? Wir würden erfrieren.«

»Und im Sommer?«

»Dann wäre es viel zu hell. Überall wären Urlauber. Spaziergänger. Leute in Booten. Bekiffte Teenager.«

»Und wenn wir in Florenz wären? Oder Venedig? Oder Rom?«

Sie lächelte. »Das ist kein Plan. Das ist ein Traum.« Sie löste sich von ihm. »Ich würde gerne mit dir nach Florenz fahren, Joe. Aber dir würde es nicht gefallen. Du würdest es hassen, wenn ich mit den italienischen Männern flirte. Meine Launen und Marotten würden dich langweilen. Du hast deine eigenen Träume, denen du folgen musst. Du willst nicht dein ganzes Leben damit verbringen, meinen zu folgen.«

»Das würde mir nichts ausmachen.« Er schüttelte den Kopf. »Wenn es nur bedeutet, dass wir zusammen sind.«

»Und du würdest dir nie verzeihen, dass du mich Alvin weggenommen hast.«

»Nein?«

»Nein, Joe. Alvin ist kein schlechter Mensch. Du weißt das besser als jeder andere. Du bist der einzige Mensch in St. Piran außer mir, der mit ihm zusammengelebt hat. Er hat seine Macken. Aber das haben wir alle.«

»Er hat mehr als die meisten.«

»Weshalb er mich braucht.« Polly ließ seine Hand los.

»Tut er das?«

»Mehr als du jemals wissen wirst.« Ihr Gesichtsausdruck sagte ihm, dass die Unterhaltung bald zu Ende sein würde.

»Ich glaube, es gibt tatsächlich einen Heiligen in St. Piran«, sagte Joe leise. »Aber das bin nicht ich. Und Alvin ist es auch nicht.«

»Sie werden wohl kaum das Dorf umbenennen.« Sie lächelte. »Ich würde gerne sagen: ›Komm mal zurück nach St. Piran und komm mich besuchen‹.« Sie blickte zu Boden. »Aber das geht nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht den Rest meines Lebens damit verbringen will, nach dir Ausschau zu halten. Ich will nicht jedes Auto, das die Straße herunterkommt, ansehen und mich fragen, ob du es bist. Ich will nicht jeden blonden Touristen zweimal ansehen müssen. Ich möchte mein Leben weiterleben können. Deshalb musst du mir versprechen, dass du, wenn du gehst – *falls* du gehst –, niemals zurückkommen wirst.«

»Niemals?« Die Vorstellung schockierte ihn. Dieses Dorf war doch jetzt sein Zuhause, diese willkürliche Ansammlung von Häusern. Es war seine Bucht, sein Hafen, seine Kirche. Er kannte die besten Stellen, um Fische zu fangen. Er kannte die Winde und

die Strömungen und Strudel vor der Küste. Er kannte jedes Gesicht. Er kannte die Namen. Für immer fortzugehen würde nicht leicht sein.

»Niemals.« In ihrem Gesicht lag Trauer, doch sie hob erneut die Hand, um ihn zu berühren. »Ich kann nicht die nächsten zehn Jahre darauf warten, dass du mit einer Frau am Arm am Hafen auftauchst.«

Er schüttelte den Kopf. »Das würde ich nie tun.« Doch die Vorstellung versetzte ihm einen Stich, weil sie ein Körnchen Wahrheit enthielt.

»Selbst dann. Ich kann nicht zwei Leben leben, Joe. Du weißt, dass es nicht immer einfach ist mit Alvin. Wenn ich darauf warten würde, dass du eines Tages wieder im Dorf auftauchst, würde ich dann immer noch so hart daran arbeiten, dass es zwischen Alvin und mir klappt? Oder würde ich zu schnell aufgeben? Entweder brennen wir beide jetzt sofort durch und machen am Strand von Spanien Babys oder wir bauen uns unser eigenes Leben ohne den anderen auf.«

»Dann lass uns das Erste machen«, sagte er. Er versuchte zu lächeln. »Spanien könnte ich hinkriegen.«

»Nein, Joe. An dem Punkt waren wir schon.«

Joe fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Ihre Worte waren schwer zu verdauen.

»Keine Briefe«, sagte sie. »Keine Nachrichten. Keine E-Mails.«

»Gar nichts?«

»Das Leben *geht weiter*, Joe.«

Es geht weiter.

Schauen Sie nicht zurück, hatte Dr. Marcia Brodie geschrieben. *Wenn der Tag kommt, zögern Sie nicht. Stehen Sie auf und gehen*

Sie. Halten Sie sich nicht damit auf, Ihre Sachen zu packen oder sich zu verabschieden. Gehen Sie und schauen Sie nicht zurück.

»Ich hab was für dich.« Er griff in seine Tasche und freute sich über ihren Gesichtsausdruck. »Sieh es als Weihnachtsgeschenk.« Er zog einen Schlüsselbund hervor. »Es ist Janies Porsche. Sie hat gesagt, ich kann ihn haben, wenn sie stirbt.« Er hielt den Schlüssel hoch, und Polly griff zögernd danach. »Es ist ein Sportwagen. Im Sommer kannst du das Dach zurückklappen.«

»Brauchst du ihn nicht?«

»Nicht da, wo ich hingehe.«

Ihre Finger schlossen sich um den Schlüssel.

»Vergiss mich nicht«, sagte sie.

»Du mich auch nicht.«

Er ging zum Glockenturm und schloss die Tür auf. Er hatte vorgehabt, sich Zeit zu nehmen. Ein Datum festzulegen, in einem Monat vielleicht. Ein Abschiedsessen mit Mallory, Jeremy und Demelza. Aber das Leben hatte einen weiteren Strich gezogen. Man kann niemals zurück, dachte er.

Er sammelte seine wenigen Habseligkeiten ein; die Kleider, die er von der Einkaufstour mit Jeremy mitgebracht hatte, und ein paar der Vorräte, die noch übrig waren; ein paar Dutzend Konservendosen, etwas Reis, Mehl und getrocknete Bohnen. Er packte alles in Kartons und band sie zusammen. Dann wuchtete er das erste Paket auf die Schultern und machte sich damit auf den Weg zum Hafen.

»Wann haben wir Hochwasser?«, fragte er Kenny, der auf dem Kai saß und an einem Stück Holz schnitzte.

»Du hast es gerade verpasst«, sagte Kenny. »Willst du zum Fischen raus?«

»Ich dachte, ich probier’s mal«, sagte Joe.

»Das schicke Boot ist jetzt deins, oder?«

Joe nickte. »Ich habe es gegen meinen Mercedes getauscht.«

»Und wir dachten, den hättest du schon mit dem Pastor getauscht … für die kleine Polly.«

Wie die Geschichten anschwollen. Und sie würden noch gewaltiger werden, sobald jemand Polly mit dem Porsche sah.

»Heute Abend um zehn vor sieben kommt das nächste Hochwasser, aber dann wirst du nicht lossegeln wollen. Danach erst wieder morgen früh, um Viertel nach sieben. Ungefähr.«

»Danke.«

»Aber es wird noch dunkel sein. Die Sonne geht erst nach acht auf. Aber du kannst schon raus in die Bucht fahren und dir den Sonnenaufgang ansehen.«

Joe belud den Katamaran und schaute sich in der gut ausgestatteten Kajüte um. Es war wesentlich komfortabler als in seinem kargen Refugium im Glockenturm. Er legte sich in eine der Kojen und starrte auf die niedrige Decke. Für Polly wäre hier auch noch Platz, dachte er. Sie würden zusammen in dieses Bett passen. Etwas eng, aber gemütlich.

Er sammelte seine restlichen Besitztümer zusammen und dazu so viel Essen, wie er aus dem Glockenturm tragen konnte. Er fand fünf große Wasserkanister und füllte sie an der Dorfpumpe. Heute war niemand an der Pumpe. Das Wasser musste wohl wieder aus der Leitung kommen.

Er überprüfte das Boot. Die Leinen, die Segel, die Fender und den Anker. Er zog die Schiffstaue fest und genoss das vertraute Gefühl in den Händen.

Es war neblig. Auf dem Kai konnte er aufgeregte Stimmen hören. Er erklomm die Leiter und spähte über das Deck. Im *Petrel* brannten die Lichter, genau wie im Bed & Breakfast, in der Fischhalle, im Laden und im Büro des Hafenmeisters. In diesem Moment flackerten überall entlang der Hafenmauer Weihnachtslichterketten auf, und der alte Leuchtturm war hell erleuchtet. Ein Tag zu spät, dachte er, aber trotzdem willkommen. Die Welt war nicht untergegangen. Er hatte Tränen in den Augen. Er kletterte die Leiter hinunter zurück in die Kajüte. Lautes Gelächter ertönte am Kai, und er lachte ebenfalls. Wie merkwürdig es sich anfühlte, allein zu lachen. Im Licht einer Petroleumlampe breitete er eine Landkarte auf dem Tisch aus und holte ein paar von Kaufmanns Seekarten hervor. Zuerst würde er direkt aufs offene Meer segeln, bis das Land außer Sicht war, weg von allem. Vielleicht, dachte er, kann ich bis Tahiti fahren oder auf irgendeine andere der Tausenden tropischen Inseln. Das könnte er, aber die Insel, die ihn lockte, hatte keine Sandstrände und keine Kokospalmen. Es war eine Insel mit Felsenbuchten und einem kleinen Wäldchen aus hohen Kiefern, mit einer Holzhütte mit steinerner Feuerstelle und einem Tunnel, der durch den Schnee zur Haustür führte. Brigitha würde dort sein. Und Papa Mikkel. Sie könnten eine Ente grillen und *Risalamande* dazu essen. Sie könnten ein verspätetes Weihnachten feiern. Sie könnten auf Mama anstoßen.

Er machte Inventur auf dem Boot. Die Kaufmanns hatten so viel von ihrem persönlichen Besitz mitgenommen, wie sie in den Wagen stopfen konnten, aber es waren immer noch viele Dinge übrig. Alle möglichen Peilsender, Kochgeschirr und Besteck; im Schrank hingen Südwester und Regenmäntel, es gab Bücher, etwas Essen, Flaschen mit Frischwasser, ein paar Flaschen Rotwein und eine ganze Kiste Brandy von den Azoren.

Er würde sich von niemandem verabschieden. Marcia Brodie hatte recht gehabt. Genau wie Polly. Stattdessen setzte Joe sich mit einem Glas Wein an den Kartentisch, breitete die Seekarten für die Fastnet-Route und die Irische See aus und brütete darüber, bis die Stimmen an Land verstummt waren und die neuen hellen Lichter ausgeschaltet wurden. Nachdem er die Karten ausgiebig studiert hatte, entdeckte er in einer Schublade etwas Papier.

Lieber Mallory,
dieser Brandy ist ein Geschenk von mir. Ich bin sicher, du wirst ihn mit Jeremy und Demelza und Martha teilen. Sogar Alvin Hocking mag Brandy, auch wenn Martha etwas anderes erzählt. Vielleicht kannst du ihm eine Flasche abgeben. Ich gehe so, wie ich gekommen bin. Allein, im frühen Morgen und unangekündigt. Bitte nimm es mir nicht übel. Ich muss meinen Vater und meine Schwester finden. Ich vermisse sie mehr, als ich je für möglich gehalten habe.
Ich schulde dir und den Menschen von St. Piran so viel. Aber mir ist klar geworden, dass das Weihnachtsessen die perfekte Abschiedsparty war. Es kann keine glücklichere Erinnerung an meine Zeit hier geben.
Passt auf euch auf.

Alles Liebe,
Joe

Er brachte den Brief und die Kiste mit dem Brandy in die Fish Street und stellte sie heimlich in den Flur. Mallory war bereits zu Bett gegangen.

Im Morgengrauen wachte Joe noch vor den Möwen auf. Er hatte überraschend gut geschlafen.

Mama hatte auf Papa Mikkels Boot nie gut geschlafen. Sie beschwerte sich immer über das Schaukeln. Sie hielt die Seiten ihrer Koje umklammert, bis ihre Knöchel weiß wurden von der Anstrengung. »Ich muss mich festhalten«, sagte sie, »sonst falle ich aus dem Bett.« Papa hatte darüber gelacht. »Du fällst nicht raus. Du musst lernen, loszulassen«, sagte er.

Mama hatte schließlich losgelassen. Aber Papa, Papa atmete noch, da war Joe sicher. Die Grippe würde Papa Mikkel nicht geholt haben. Die Kälte auf der Insel würde ihm nichts ausmachen. »Ein bisschen kalt muss uns sein.« Kälte und Weiteratmen. Auf diese Weise konnte man dem Tod trotzen. Einatmen. Ausatmen.

Papa hatte schließlich Mamas festen Griff gelöst, einen Finger nach dem anderen. »Wir wickeln dich ordentlich ein«, hatte er zu ihr gesagt. »Ich stecke deine Laken so fest, dass du nicht rausrollen kannst, nicht mal, wenn wir einen Jona-mäßigen Sturm bekommen.«

Und so war sie auch gestorben; die Laken ganz fest zwischen Bettkanten und Matratze gesteckt. Von Zeit zu Zeit hatte Joe ihre Hand gehalten, ihr Papa Mikkels Worte zugeflüstert. »Atme einfach weiter, Mama. Atme weiter.« Manchmal, wenn sie wach war,

schürzte sie die Lippen, so dass er sehen konnte, wie sie ausatmete. Auf Joe wirkte diese Geste immer wie ein Luftkuss.

In den Tagen vor ihrem Tod wirkte Mamas Haut dünner als Pergamentpapier. Er musste vorsichtig sein, selbst wenn er nur ihre Hand hielt. Die Haut sah so zart aus, als könnte man sie einfach zerreißen.

»Mama hat heute mit mir gesprochen«, hatte Brigitha gesagt, nur wenige Tage vor dem Ende.

»Was hat sie gesagt?«

Er saß mit seiner Schwester in der kleinen Teestube des Hospizes. Brigitha war jetzt neunzehn. Sie hatte den Führerschein, und sie fuhr Mamas Auto, den Kleinwagen, mit dem sie die ganze Strecke bis an die französische Atlantikküste gefahren waren und wieder zurück in ihr kleines Haus in Blackheath. Jetzt wollte Brigitha nur noch schlafen. Joe war an der Reihe, an Mamas Bett zu sitzen und auf das Unausweichliche zu warten.

Die Wände der Teestube waren mit Handabdrücken von Kindern dekoriert, jedes hatte seine Hand in eine andere Farbe getaucht und sie auf die magnolienfarbenen Wände gedrückt. Unter jedem Abdruck standen ein Name und ein Datum. Die Wand war erst zur Hälfte mit Handabdrücken bedeckt. »Möchtest du deinen Abdruck hier hinterlassen?«, hatte die Krankenschwester ihn einmal gefragt. »Die Abdrücke stammen von den Kindern unserer Gäste.« Sie nannten die sterbenden Patienten im Hospiz *Gäste.* Dadurch klang es, als sei es ein Hotel auf dem Land.

Mama mochte hier Gast sein, aber Joe war kein Kind mehr.

»Ich musste Mama versprechen, stark zu sein«, sagte Brigitha. »Sie hat gesagt, das Leben ist wunderbar und ich soll meine

Enttäuschungen genauso genießen wie alles, was ich erreiche. Weil sie mich stärker machen.«

»Das alles hat Mama gesagt?«

»Ja.«

»Und verlangt, dass du es ihr versprichst?«

»Ja.«

»Das ist ziemlich tiefsinnig für Mama«, sagte Joe.

»Sie hat gesagt, ich soll mich verlieben und keine Angst haben.«

»Hat sie das selbst auch so gemacht? Bei Papa?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht nicht. Ich musste ihr versprechen, jeden Tag zu genießen. ›Es gibt nichts, was man nicht genießen kann‹, hat sie gesagt.«

Joe dachte darüber nach. »Ich musste ihr gar nichts versprechen«, sagte er leise.

»Oh, das kommt noch. Ganz bestimmt.«

Als er zu Mama ins Zimmer ging, schlief sie. Das Licht war sehr schummrig in den Räumen des Hospizes, kaum heller als Kerzenschein. Bei dieser Dunkelheit würde es jedem schwerfallen, wach zu bleiben. Vielleicht ging es genau darum: die Sterbenden in den Schlaf zu geleiten, damit sie mit dem Atmen aufhören konnten. Joe schlief ebenfalls ein, in dem Sessel mit der geraden Lehne.

Als er aufwachte, sah Mama ihn mit offenen Augen an. »Entschuldige, Mama«, sagte er. »Ich bin eingeschlafen.«

Mit den Lippen formte sie ein paar Worte. »Was sagst du, Mama?« Er kam näher. »Brauchst du Wasser? Oder sonst etwas?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Was sagst du, Mama?« Er beugte sein Gesicht dicht über ihres, und sie hauchte ihm die Worte ins Ohr. Nur drei Worte. Es waren die

letzten Worte, die sie in dieser Welt sprechen würde.

»Mach mich stolz«, sagte sie.

»Das werde ich, Mama.« Er drückte ihre Hand. »Ich verspreche es.«

35

Sie hat die Zusammenhänge gesehen

Joe zog sich an, kletterte die Bootsleiter hinauf und trat aufs Deck. Er begann, die Leinen loszumachen. Es war immer noch dunkel, aber es wehte eine leichte Brise aus südlicher Richtung, und die Sonne würde bald aufgehen. Perfektes Segelwetter, dachte er. Er sog die frische Luft von St. Piran in seine Lungen und erinnerte sich an den Morgen, an dem er zum ersten Mal aus dem Haus des Arztes getreten war. Damals hatte er genauso tief eingeatmet, hatte den Geruch des Salzwassers, der Fische und der nassen Taue in sich aufgenommen. Dies war der perfekte Zeitpunkt, um zu gehen. Im Schutz der Dunkelheit und in den ersten Strahlen der Sonne, die kurz hinter dem Horizont darauf wartete, aufzugehen. Jetzt, da die Bewohner von St. Piran noch in ihren Betten lagen.

Erst in diesem Moment bemerkte er die Gestalt, die dort saß, die Beine über dem Wasser baumelnd.

»Wer ist da?« Die geheimnisvolle Gestalt hatte ihm einen Schrecken eingejagt.

»Nur jemand, der eine Mitfahrgelegenheit sucht«, ertönte die Stimme einer Frau.

»*Wer* ist da?«

Die Frau auf dem Anleger stand auf. »Noch ein Außenseiter«, sagte sie. Sie kam auf ihn zu, und er sah ihr Gesicht im Schein

seiner Petroleumlampe.

»Aminata?«

»Aminata«, sagte sie und streckte die Hand aus. »Habe ich die Erlaubnis, an Bord zu kommen?« Sie trug eine bestickte Jeans und eine Skijacke, die bis zum Hals zugezogen war.

»Natürlich.« Er reichte ihr die Hand, um ihr zu helfen, aber sie beugte sich so ungeschickt zu ihm vor, dass er sie fast an Deck heben musste.

»Danke«, sagte sie und fand auf dem schwankenden Boot ihr Gleichgewicht wieder. »Ich hatte gehofft, du könntest mich vielleicht mitnehmen.«

»Mitnehmen wohin?« Er war einigermaßen verwirrt.

»Wohin auch immer du fährst.« Sie ließ sich auf einen der Cockpitsessel sinken. Dann suchte sie seinen Blick und hob die Brauen. »Oder erwartest du noch jemand anders?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Gut. Verstehe. Du hast sie gefragt, und sie hat dir einen Korb gegeben.«

»Wer?« Aber das war eine dumme Frage. Schwerfällig ließ Joe sich auf den zweiten Sessel fallen. »Wer hat dir das erzählt?« Er hob eine Hand. »Nein. Schon gut. Du musst es nicht sagen.«

»Das hier ist St. Piran«, sagte sie.

»Genau.« Er seufzte tief. »Das ist St. Piran.«

»Und wir sind befreundet.«

»Ich weiß.«

Aminata schien ihn genau zu beobachten, um zu sehen, wie er reagierte. »Sie gehört hierher, Joe.«

»Ich weiß.«

»Sie gehören *alle* hierher. Alle.«

»Außer mir«, sagte er leise, und sie sah ihn an.

»Und mir«, sagte sie.

»Ich glaube, wir wurden einander nie richtig vorgestellt«, sagte er nach einer Weile.

»Ist das wichtig?«

»Vielleicht nicht. Aber du warst eine von denen, die mich gerettet haben. Am Strand. Ich habe dir niemals richtig dafür gedankt.«

»Das ist schon in Ordnung.« Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich habe dich auch gar nicht gefunden. Das war Charity.«

»Kann sein. Aber du hast geholfen, mich zu tragen …«

»So was gehört zu meinem Job.«

»Und du hast eine Mund-zu-Mund-Beatmung bei mir gemacht.«

»Wirklich? Daran kann ich mich gar nicht erinnern.« War das gerade ein kurzes Zwinkern in ihren Augen?

»Du kommst aus Senegal?«

Sie lächelte über diese Beobachtung. »Na bitte!«, sagte sie. »Jetzt weißt du alles über mich, was du wissen musst.«

»Entschuldige«, sagte er. »Ich glaube, das ist falsch rübergekommen.«

Mit einer sanften Geste legte sie ihm die Hand auf den Arm. »Überhaupt nicht«, sagte sie. Sie schaute hinter ihm zur Hafenmauer, und vielleicht blickte sie sogar noch weiter, bis zu einem weit entfernten Ozean. »Mein Vater war Senegalese, aber meine Mutter stammte aus Cornwall. Ich bin wie du. Ein Hybrid.«

»Ein Hybrid …«, wiederholte er.

»Oder eine Chimäre.« Aminata strich sich das Haar aus dem Gesicht und sah ihn lange an. »Ich komme aus St. Louis«, sagte sie. »Das ist eine Stadt an der Küste des Senegal, an der Westküste von Afrika, ganz im Norden, nahe der Wüstengrenze zu Mauretanien. Über diese Grenze sind nie viele Menschen gekommen. Nur Tuareg und ein paar hirnverbrannte Touristen. Ein ziemlich abgelegener Ort also, aber wunderschön. Ein sehr farbenfroher Ort. Ein Ort voller Musik und Gelächter. Und es gibt dort Strände.«

Er lächelte. »Also ein bisschen wie St. Piran?«

»Nicht wirklich, aber ich weiß, was du meinst.«

»Ich wollte nicht nur zum Fischen rausfahren. Es tut mir leid. Ich habe eine längere Reise vor.«

»Eine längere Reise?«

»Und ich hatte vor … allein zu segeln«, sagte Joe.

»Ganz allein?«

»Ja.«

»Dann verrate ich dir ein Sprichwort, das wir in Senegal haben.« Aminata stand langsam aus dem Sessel auf. »Alleinsein ist niemals gut. Aber wenn du wirklich mal allein sein *musst*, dann sei mit einem Freund allein.« Sie ergriff seine Hand und drückte sie sanft, ehe sie wieder losließ. »Ich bin noch nie gesegelt.«

»Das qualifiziert dich nicht gerade, mit mir aufzubrechen«, sagte er.

»Ach«, sagte sie leichthin, »dafür kann ich andere Dinge.«

»Ich freue mich schon darauf, herauszufinden, was das sein könnte.«

Sie kletterte die Leiter hinunter in die Kajüte. »Kannst du mir meine Tasche runtergeben?«

»Du hast eine Tasche dabei?« Er war überrascht.

»Natürlich.«

Er schwenkte die Petroleumlampe hin und her und entdeckte die Tasche auf dem Anleger, dort, wo Aminata gesessen hatte. Eine riesige Segeltuch-Reisetasche. Ein wenig schwer vielleicht. Er trug sie an Bord, ohne recht zu wissen, was gerade geschah.

»Aminata …«, sagte er.

»Ja?«

»Warum hast du die Tasche dabei?«

Im schwachen Licht der Kajüte sah ihr Lächeln aus, als könnte es sie beide umfassen. »Ach«, sagte sie. »Martha hat gesagt, ich soll ein paar Sachen für eine längere Reise einpacken.«

»Martha hat dir das gesagt?« In seinem Kopf begann sich alles zu drehen. Woher wusste Martha, dass er auf dem Boot sein würde? Woher wusste sie, dass er eine lange Reise plante?

»Natürlich.« Sie inspizierte die Kajüte. »Nicht so viel Platz, wie ich erwartet hätte«, sagte sie und prüfte dabei das Gewicht eines Kochtopfes.

»Hier können sechs Leute schlafen.«

»Und wir sind nur zu zweit …« Sie öffnete eine Schranktür und legte sich auf das Bett, »… in allernächster Nähe. Ist das ein Problem?«

»Für mich nicht«, sagte er. »Aber was ist mit dir?«

»Ich bin Krankenschwester«, sagte sie und stand wieder auf. »Mich haut so schnell nichts um.«

Er nickte. »Das ist gut.« Er dachte über den Begriff *Nähe* nach. Das war ein Wort von Demelza. Nähe. Gefahr. Und eine großzügige Portion Zeit.

»Ich muss dich allerdings vor ein paar Dingen warnen«, sagte Aminata. »Wenn wir uns ein Boot dieser Größe teilen … für wie lange genau?«

Er räusperte sich. »Ich kann’s nicht genau sagen.«

»Und ungefähr?«

Er versuchte, sich die Reise vorzustellen. Würden sie die Route durch den Ärmelkanal oder die durch die Irische See nehmen? Wie waren die Winde im Januar? »Zwei Wochen«, sagte er, »vielleicht mehr.«

»Aha«, sagte sie und kam ihm nahe genug, dass sie sich hätten berühren können. »Dann musst du über zwei schlechte Angewohnheiten von mir Bescheid wissen. Wenn du damit nicht leben kannst, sollten wir dieses Abenteuer hier noch mal überdenken.«

»Zwei?«, sagte er. »Mehr nicht?« Bei mir müsste ich erst mal eine ganze Liste erstellen, dachte er.

»Bist du einigermaßen tolerant?«

»Mit den meisten Dingen kann ich leben«, sagte er. Er hatte mit einem halb irren Pastor in einem Glockenturm gehaust. Ihm fiel auf, dass er sich wünschte, nichts möge sie davon abhalten, mit ihm zu kommen.

»Also, erstens.« Sie hielt einen einzelnen Finger in die Höhe. »Ich neige dazu, zu singen.«

Er lächelte. »Ich habe dich am Weihnachtsabend gehört.«

»Normalerweise singe ich bei der Arbeit. Manchmal treibe ich meine Kollegen damit in den Wahnsinn. Aber meinen Patienten gefällt es. Na ja, manchen.«

»Verstehe«, sagte er. »Und das ist eine *Neigung*?«

Er neckte sie, und sie sah es. Sie zeigte ihm ihr Lächeln, eine perfekte Reihe perfekter Zähne.

»Was singst du denn so?«

»Ach …«, sie machte eine wegwerfende Handbewegung, »die ganzen Klassiker. Beach Boys. Motown.«

»Vielleicht ist ein bisschen Musik auf dem Meer ganz schön. Da draußen kann es ziemlich still sein.«

»Willst du mich mal singen hören? Nicht, dass du es später doch noch bereust?«

»Nein, schon in Ordnung.« Er hob eine Hand. »Ich habe dich gehört.«

»Bist du sicher?«

»Absolut.«

»Nicht mal zwei Strophen *Baby Love*?«

»Nicht nötig.«

»Na gut.« Sie nickte, und ihre Haare hüpften bei der Bewegung auf und ab. »Bist du bereit für Nummer zwei?«

»Ich bin gewappnet«, sagte er.

»Bist du sehr aufgeschlossen?«

»Natürlich.« Etwas an dieser Frau ließ sein Herz schneller schlagen.

Ihr Lächeln weitete sich zu einem Grinsen, und sie legte ihm einen Arm um die Taille. »Du hast vielleicht schon im Dorf davon gehört. Ich mache ziemlich viel Krach. Im Bett. Offensichtlich. Zumindest hat man mir das erzählt.«

Allerdings. »Es wird niemand in der Nähe sein, der dich hören könnte.«

»Außer dir.«

Sie holten die Fender ein, und er startete den kleinen Innenbordmotor.

»Ich dachte, das ist ein Segelboot«, sagte Aminata.

»Ist es auch«, sagte er. »Aber wir müssen erst aus dem Hafen raus sein.«

»Das war jetzt also doch nicht das Ende der Welt?«

»Nicht?«, sagte er und spürte, wie sie ihn sanft in die Seite boxte. »Vielleicht noch nicht.«

»Das war einfach nur ein verdammt langer Stromausfall«, sagte sie. »Und alles läuft wieder wie gewohnt. Und weißt du, was?« Sie nickte ihm leicht zu. »In Senegal haben wir das ständig. Ein ganzer Bezirk kann monatelang ohne Strom oder Wasser auskommen. Sogar für Jahre. Und nichts ist je zusammengebrochen.«

Er wollte antworten, aber dann stürmten zu viele Einwände auf ihn ein. Vielleicht hatte sie ja recht. Wir atmen noch, dachte er.

Es gab nur einen sehr leichten Seegang, sobald sie die innere Hafenmauer umrundet hatten. Das Licht der Morgendämmerung bot gerade genug Sicht. Sie stand neben ihm, und wie Pilot und Co-Pilotin ließen sie die erste Mauer hinter sich.

»Ich finde, du solltest zumindest winken«, sagte sie.

»Ein Abschiedsgruß an St. Piran?«

»Ja.« Aminata hatte sich umgewandt und winkte in Richtung Kai.

Joe drehte sich um und folgte ihrem Blick. Im ganzen Hafen glitzerten die Lichterketten, und dort standen Menschen, die ihnen zuwinkten. Dutzende Menschen. Sie standen aufgereiht an der Hafenmauer, und sie jubelten. Er erkannte Mallory Books. Was hatte er hier zu suchen? Um sieben Uhr morgens? Kenny Kennet, Casey

Limber und Charity Cloke, und Jeremy Melon. Dies waren die Menschen, die ihm das Leben gerettet hatten, die seinen halb erfrorenen Körper vom Strand geholt hatten. Die Familie Higgs war da, und der alte Garrow stützte sich auf seinen Stock; und die Magwiths … ein Dutzend oder mehr von ihnen. Und die Bartles, die Horsmiths und die Anderssens und die Penhallows. Joe hob den Arm und winkte.

»Woher wussten sie Bescheid?«, sagte er. »Woher wusstest *du* Bescheid?«

»Martha«, sagte Aminata. »Sie lässt ausrichten, dass sie die Zusammenhänge erkannt hat.«

Natürlich hatte sie das. Kenny wird ihr von dem Boot erzählt haben. Und Polly von ihrem Treffen im Pfarrhaus. Jemand wird ihn dabei beobachtet haben, als er die Wasserkanister auffüllte. Und Kenny würde ihr das mit den Gezeiten erzählt haben. Und da stand sie auch schon, zusammen mit Ronnie, und winkte.

Und da war auch Demelza, sie rief etwas, aber ihre Worte gingen im Meer verloren.

»Was hat sie gesagt?«, fragte Aminata.

»Ich habe sie nicht verstanden.« Aber ich glaube, ich weiß es, dachte er. Die Dichtung ist manchmal näher an der Wahrheit als die Geschichtsschreibung. Vielleicht hatte sie ihnen aber auch einfach nur ein Happy End gewünscht.

Zwei Gestalten standen ganz am Ende des Hafens – Polly und Alvin Hocking, die sich an den Händen hielten. Alvin wird froh sein, dass ich abreise, dachte Joe. Und Polly womöglich auch. Er winkte, und sie winkten zurück.

Und dann versank der Hafen nach und nach im schwachen Licht der Morgendämmerung, und statt der Rufe und Pfiffe der Bewohner von St. Piran war nur noch die Stille des Ozeans und das leise Plätschern der Wellen zu hören.

Nachbemerkungen des Autors

1. Das Zitat »Jede Gesellschaft ist nur drei volle Mahlzeiten von der Anarchie entfernt« stammt aus einem Dialog in der britischen TV-Science-Fiction-Serie *Red Dwarf*. »Es heißt, jede Gesellschaft sei nur drei Mahlzeiten von der Revolution entfernt. Enthalte einer Kultur drei Mahlzeiten vor, und du hast Anarchie.« Diese Unterhaltung kommt in der dritten Staffel vor, Erstausstrahlung 1989. Auf Wikiquote.com finden sich allerdings auch andere Quellenangaben. »Jede Gesellschaft ist nur drei volle Mahlzeiten von der Revolution entfernt«, könnte ebenso von Dumas (1802 – 1870) oder von Trotzki (1879 – 1940) stammen.
2. Für eine detaillierte Schilderung, auf welchem Weg die Zivilisation zusammenbrechen könnte, mögen ausdauernde Leser sich an dem Werk *Kollaps* des Pulitzer-Preisträgers Jared Diamond versuchen. Das Buch untersucht die Ereignisse auf der Osterinsel ebenso wie den Zusammenbruch der Gesellschaften in Angkor Wat, Grönland und Südamerika. Ich hatte *Kollaps* gerade erst zu Ende gelesen, als ich Professor Jared Diamond zufällig in einer abgelegenen Dschungellodge auf Sumatra traf. Ich danke ihm für das Gespräch beim Abendessen über den Plot von »Der Wal und das Ende der Welt«. »Wie realistisch ist mein Zusammenbruchsszenario?«, fragte ich ihn. »Sehr realistisch«, sagte er. »Das ist eines der Szenarien, mit denen wir arbeiten.«

3. Ein großer Teil der Spekulationen Lew Kaufmanns über den sozialen Zusammenbruch entstammt einem Artikel von Deborah MacKenzie, der im April 2008 im *New Scientist* veröffentlicht wurde. Der Artikel trug die Überschrift »Wird eine Pandemie unsere Zivilisation zerstören?« Joes und Lews Beispiele habe ich schamlos daraus abgeschrieben.
4. Ein Pathologe des US-Militärs namens Jeffrey Taubenberger sequenzierte jenes Virus, das 1918 die Grippeepidemie ausgelöst hatte. Bei seinem Versuch, den Virus zu isolieren, stieß er auf Proben menschlichen Gewebes, die in Wachsblöcken im Armed Forces Institute of Pathology in Washington, D.C. gelagert wurden. Er durchsuchte die Proben, die man von mehr als siebzig Soldaten genommen hatte, die an der Grippe gestorben waren, und isolierte das Virus schließlich aus dem Lungengewebe eines Gefreiten namens Roscoe Vaughn. Taubenberger gelang es, einen Teil des Genoms aus dieser Probe zu sequenzieren, aber die Gewebeprobe war nicht gut genug erhalten, um das gesamte Genom festzulegen. Der Durchbruch gelang, als Taubenberger von dem norwegischen Forscher Johan Hultin kontaktiert wurde, der in Alaska an den vergrabenen Überresten der Opfer der Grippe von 1918 gearbeitet hatte. Hultin hatte von den Ureinwohnern Alaskas die Erlaubnis erhalten, die Leiche einer Frau auszugraben, die man später »Lucy« nannte. Lucy war besonders fettleibig gewesen, und das Fett, das ihre Lungen umgab, hatte den Verwesungsprozess verlangsamt. 2005 verkündete ein Team des Center for Disease Control and Prevention in Atlanta unter der Leitung von Dr. Terrence Trumpey, dass sie das Virus aus dieser infizierten Lucy wiedererschaffen

hätten. Zehn Ampullen mit dem Virus werden seitdem in dem Zentrum aufbewahrt. Damit könnte die Geschichte zu Ende sein, wäre da nicht die verstörende Tatsache, dass die gesamte Gensequenz später auf einer Online-Plattform veröffentlicht wurde. Im Dezember 2011 erklärte der Virologe Ron Fouchier vom Erasmus Medical Centre in Rotterdam auf einer Wissenschaftstagung auf Malta, dass er auf Grundlage dieser Daten ein virales Grippevirus erschaffen habe, das tödlicher sein könnte als jede ansteckende Krankheit, mit der die Menschheit je konfrontiert gewesen war.

5. Am 2. Juli 2014 war der *Independent* nur eine von vielen Zeitungen, die über die Arbeit von Dr. Yoshihiro Kawaoka an der Universität von Wisconsin-Madison berichteten. Dr. Kawaoka hatte eine genetisch modifizierte Version jenes Virenstammes erschaffen, der 2009 eine Grippe-Pandemie ausgelöst hatte. Die neue Version schaffte es, die menschliche Immunabwehr effektiv zu umgehen. Diesem Virenstamm wäre die menschliche Population auf der ganzen Welt schutzlos ausgeliefert. Laut dem *Independent*-Artikel von Steve Connor sind viele Wissenschaftler entsetzt darüber, dass man Kawaoka erlaubt hatte, absichtlich den einzigen Schutz gegen diesen Virenstamm zu entfernen. Dieser Virus hatte bereits bewiesen, eine tödliche Pandemie mit mehr als 500000 Toten in einem Jahr auslösen zu können. Einer der befragten Forscher sagte: »Er hat das Pandemie-Virus von 2009 genommen und daraus die Stämme extrahiert, gegen die die menschlichen Antikörper wirkungslos waren. Diesen Vorgang wiederholte er mehrmals, bis er eine echte Bombe von einem Virus erschaffen hatte.«

6. Ich danke Michael Fowle und allen anderen Mitgliedern des Online-Netzwerkes »Quants«, die jene Passagen, die in der Bankenwelt der City spielen, einer Plausibilitätsprüfung unterzogen haben. Emilie Pons und Johan (Hans) Beumee haben das gesamte Manuskript gelesen, und beide haben mir mit ihren hilfreichen Kommentaren und Vorschlägen sehr weitergeholfen. Wo immer ich konnte, habe ich ihre Ratschläge aufgegriffen, um das Geschehen bei *Lane Kaufmann* so realistisch wie möglich darzustellen. In manchen Punkten gefiel es mir allerdings besser, die Geschichte so zu lassen, wie ich sie mir ausgemalt hatte, auch wenn das auf Kosten der Genauigkeit ging. Johan hat mir geholfen zu verstehen, wie der Handel mit Leerverkäufen funktioniert. Er wies mich allerdings darauf hin, dass die meisten Börsenhändler die Möglichkeit dazu hätten. Die fünfte Etage von *Lane Kaufmann* wäre eher die Abteilung für den Handel von exotischen Zertifikaten und für Hebelgeschäfte als rein für Short-Trading. Verluste in der Höhe, wie Janies Händler sie machen, seien unrealistisch, merkte er an. Verluste dieser Größenordnung entstünden eher bei anderen Formen des Handels. Am Ende ignorierte ich diesen ausgezeichneten Rat, teils weil ich die Geschichte nicht mit zu vielen Details über Finanzprozesse verkomplizieren wollte, teils weil ich Wert legte auf den düsteren Symbolgehalt von Leerverkäufen. Ich hoffe, die echten Trader werden mir dies verzeihen.
7. Es braucht Mut und eine Reihe ganz besonderer Fertigkeiten, um die erste Rohfassung eines Romans zu lesen und dem Autor anschließend eine Fülle an Veränderungs- und Verbesserungsvorschlägen zu präsentieren. Daher bin ich froh,

eine brillante und furchtlose Lektorin zu haben, Kirsty Dunseath, deren Ratschläge stets ihre außergewöhnliche Einsicht offenbarten. Ich schulde Kirsty ein dickes Dankeschön. Ein ähnlich großer Dank geht an Mark Stanton und Sue Ironmonger, die beide das Potential des ersten Manuskripts sahen und mir halfen, die Schwachstellen zu erkennen und auszubessern. Sie haben alle etwas gut bei mir.

8. Der jährliche Fischfang in Cornwall liegt bei mehr als 15000 Tonnen und hat einen Marktwert von 35,5 Millionen britischen Pfund. Viele der gefangenen Fische leben dicht über dem Meeresboden, so wie der Schellfisch, der Seehecht, der Seeteufel und die Seezunge. Zwei Drittel des Fangs kommen nach Newlyn, dem größten Hafen von Cornwall, wo Seeteufel, Sardinen und Krabben den größten Anteil am Fang stellen. In Megavissey (wo ich früher gelebt habe) fangen die Fischer rund 800 Tonnen Fisch pro Jahr, vor allem Schellfisch, Sardinen und Seelachs. St. Piran fängt weit weniger.
9. Finnwale stranden äußerst selten. Die meisten der etwa 2000 Wale, die jedes Jahr weltweit stranden, sind Zahnwale. Der Finnwal gehört zu den Bartenwalen. Trotzdem wird immer wieder von gestrandeten Finnwalen berichtet. Im August 2012 starb ein neunzehn Meter langes Exemplar, das die Tierärzte als »extrem unterernährt« beschrieben, nachdem es in der Nähe der Carlyon Bay in Cornwall (wo ich ebenfalls eine Weile gelebt habe) gestrandet war. Drei Jahre zuvor, im Januar 2009, starb ein achtzehn Meter langer Finnwal, nachdem er bei Courtmacsherry in Irland gestrandet war.

10. Es ist keine gute Idee, das Fleisch eines gestrandeten Wals zu essen. Waltran ist eine sehr effektive Isolierschicht. Eine seiner Funktionen ist es, den lebenden Wal vor der Kälte des Ozeans zu schützen, und er isoliert weiterhin, auch nachdem der Wal tot ist. In einem toten Wal herrscht noch mehrere Tage lang eine hohe Körpertemperatur, so dass er langsam in seiner eigenen Hitze zerkocht und die perfekte Umgebung für Bakterien bietet. 2002 erkrankten acht Menschen an Botulismus, nachdem sie vom Waltran eines Tieres gegessen hatten, das in Alaska gestrandet war. Die Bewohner von St. Piran und Treadangel hatten in dieser Hinsicht ziemliches Glück.
11. Die Leser werden es gemerkt haben, dass der Wal in der Geschichte für ein unerwartetes Geschenk steht, das zum Nutzen aller geteilt werden kann. Echte Wale sind wunderschöne, fühlende Wesen, die unsere Liebe und unseren Respekt verdienen. Ganz gewiss sind sie keine potentielle Nahrungsquelle. Wir können das Geschenk dieser Tiere teilen, indem wir ihnen die Freiheit der Ozeane geben, indem wir sie beim Whale-Watching besuchen und indem wir durch Organisationen wie Greenpeace gegen jene Nationen vorgehen, die immer noch Wale jagen.
12. Hier sind die neun Verse aus dem Buch Hiob, 40,25 bis 41,1
    40,25 Kannst du den Leviathan an einen Angelhaken bekommen und sein Maul mit einem Strick fassen?
    26 Kannst du ihm ein Seil um die Nase legen und mit dem Haken ihm die Kinnbacken durchbohren?
    27 Meinst du, er wird dich lange anflehen oder dir süße Worte geben?

28 Wird er einen Bund mit dir schließen, dass du ihn zum ewigen Knecht bekommst?
29 Kannst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel oder ihn anbinden für deine Mädchen?
30 Feilschen etwa die Zunftgenossen um ihn und verteilen die Händler ihn?
31 Kannst du mit Spießen spicken seine Haut und mit Harpunen seinen Kopf?
32 Lege deine Hand nicht an ihn! Den Kampf wirst du nicht vergessen und es nicht wieder tun!
41,1 Siehe, jede Hoffnung wird an ihm getäuscht; schon wer ihn nur sieht, stürzet zu Boden.

13. Ein Bericht von Jona und dem Wal findet sich sowohl in der Bibel als auch im Koran. In dieser Geschichte wird Jona befohlen, der sündhaften Stadt Ninive schwere Zeiten zu prophezeien, doch er weigert sich und flieht aus der Stadt. Er findet sich im Sturm auf einem Boot wieder, dessen Besatzung glaubt, nur gerettet werden zu können, wenn man ihn über Bord wirft. Die Seefahrer werfen Münzen, und Jona verliert. Er springt freiwillig, und tatsächlich beruhigt sich die See nach seinem Opfer. Aber es ist nicht das Ende für Jona. Wie wir alle wissen, wird er von einem sehr großen Fisch verschluckt (und gerettet). Hier ist die Geschichte aus dem Koran aus der 37. Sure:
Und tatsächlich gehörte auch Jonas zu unseren Gesandten, als er sich wie ein entflohener Sklave auf das überladene Schiff begab, das Los zog und verlor; und ihn dann der Fisch verschlang, und er sich selbst für seine Flucht bezichtigte. Hätte er nicht zu den Allah Preisenden gehört, so hätte er im Bauch des

Fischs verweilt bis zum Tag der Auferstehung. Doch da ließen wir ihn an eine kahle Stelle ausspeien und eine Kürbispflanze über ihm wachsen. Und sandten ihn dann erneut aus zu den Hunderttausend und mehr. Da glaubten sie, und wir ließen sie noch eine Weile das Leben genießen.

Und nicht zu vergessen …

Jonas (Joe) Haak, *Analyst*

Harriet Adlam, *Bankerin*
Jacob Anderssen, *Gastwirt*
Romer Anderssen, *Gastwirtin*
Annie Bartle, *Fischpackerin*
Elizabeth Bartle, *Fischpackerin*
Robert Batho, *Fischer aus Newlyn*
Dr. Mallory Books, *Arzt (im Ruhestand)*
Dr. Marcia Brodie, *Ärztin in der City*
Rodney Byatt, *Programmierer*
Aminata Chikelu, *Krankenpflegerin und Sängerin*
Ardour Cloke, *Junge im Teenageralter*
Charity Cloke, *Mädchen im Teenageralter*
Modesty Cloke, *Aushilfelehrerin*
Valour und Faith Cloke, *Kinder*
Janie Coverdale, *Börsenhändlerin*
Martha Fishburne, *Lehrerin*
Ronnie Fishburne, *Möbelpacker*
Arwen (der alte) Garrow, *Fischer (im Ruhestand)*
»Mama« Alison Haak, *Joes Mutter*
Brigitha Haak, *Joes Schwester*
»Papa« Mikkel Haak, *Joes Vater*

Colin Helms, *Banker aus der City*
Jessie Higgs, *Ladeninhaberin*
Bootsmann Jordy Higgs, *Seemann*
Reverend Alvin Hocking, *Pastor*
Polly Hocking, *Pastorenfrau*
Emily Horsmith, *Mädchen*
Nan Horsmith, *Mutter*
Thomas Horsmith, *Schuljunge*
Cassie Kaufmann, *Lew Kaufmanns Enkelin*
Lew Kaufmann, *Bankier*
Tom und Kate Kaufmann, *Cassies Eltern*
Kenny (Kenver) Kennet, *Strandgutsammler*
Casey Limber, *Netzmacher*
Aileen Magwith, *Farmersfrau*
Bevis Magwith, *Farmer*
Ellie Magwith, *Schulmädchen*
Forest Magwith, *Farmer*
Lorne Magwith, *Farmer*
Clare Manners/McEvan, *PR-Frau in der City*
Richard Mansell, *Manager eines Großmarktes*
Julian McEvan, *Börsenhändler in der City*
Jeremy Melon, *Naturalist und Schriftsteller*
Jenny Messenger, *Fernsehreporterin*
Nate und Rose Moot, *Kleinbauern*
Captain Abel O'Shea, *Hafenmeister*
Manesh Patel, *Analyst in der City*
Hedra Penhallow, *Inhaberin eines Bed & Breakfast*
Moses Penhallow, *Inhaber eines Bed & Breakfast*

Louisa Penroth, *Frau eines Hummerfischers*
Toby Penroth, *Hummerfischer*
Benny Restorick, *Gemeindemitarbeiter*
Dorothy Restorick, *Mutter*
Daniel Robins, *Fischer*
Samuel Robins, *Fischer*
Benny Shaunessy, *Schuljunge*
Jenny Shaunessy, *Dorfbewohnerin*
John Shaunessy, *Fischer und Fischhändler*
Peter Shaunessy, *Fischer und Fischhändler*
John und Lucy Thoroughgood, *Kleinbauern*
Demelza Trevarrick, *Autorin von Liebesromanen*
Die Dorfbewohner von St. Piran
Die Bewohner von Treadangel

und
ein Finnwal



Über John Ironmonger

John Ironmonger kennt Cornwall und die ganze Welt. Er wuchs in Nairobi auf und zog im Alter von 17 Jahren mit seinen Eltern in den kleinen englischen Küstenort, aus dem seine Mutter stammte. John promovierte in Zoologie; nach Lehraufträgen wechselte er in die internationale IT-Branche. Schon immer hat er geschrieben; seine Romane wurden in viele Sprachen übersetzt. Inspiriert zu »Der Wal und das Ende der Welt« haben ihn unter anderem die biblische Geschichte von Jonas und dem Walfisch, das Werk des Gesellschaftsphilosophen John Hobbes, Jared Diamonds Sachbuch »Kollaps« und viele andere Quellen der Phantasie und des Zeitgeschehens. John Ironmonger lebt heute in einem kleinen Ort in Cheshire, nicht weit von der Küste. Er ist mit der Zoologin Sue Newnes verheiratet; das Paar hat zwei erwachsene Kinder und zwei kleine Enkel. John Ironmongers Leidenschaft ist die Literatur – und das Reisen auf alle Kontinente.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Über dieses Buch

Erst wird ein junger Mann angespült, und dann strandet der Wal. Wer die Geschichte kennt, weiß, dass alles mit allem zusammenhängt. Und wer das Dorf St. Piran kennt, weiß, es gibt noch Hoffnung. Selbst für die Menschheit.

Eines Morgens retten die Bewohner des idyllischen Fischerdorfs St. Piran einen jungen Mann aus dem Wasser. Alle kümmern sich rührend um ihn: der pensionierte Arzt Dr Books, der Strandgutsammler Kenny Kennet, die Romanautorin Demelza Trevarrick oder Polly, die hübsche Frau des Pastors. Doch keiner von ihnen ahnt, wie existentiell ihre Gemeinschaft bedroht ist. Denn der junge Joe ist aus London geflohen, wo er einen Kollaps in Gang gesetzt hat. Aber steht wirklich das Ende der Zivilisation bevor? Und was ist mit dem Wal, der in der Bucht von St. Piran schwimmt, viel zu nah am Strand?

Ein kleiner Ort in Cornwall und eine große Geschichte über die Menschlichkeit.

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel »Not Forgetting the Whale« bei Weidenfeld & Nicolson, einem Imprint von Orion Books Ltd., London
© John Ironmonger 2015

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Covergestaltung und -motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-491030-7

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Der Wal und das Ende der Welt‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern



© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).
Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.